

Fantasia 1215e

Aus der phantastischen Welt der Literatur



Fantasia 1215e

Herausgegeben von R. Gustav Gaisbauer.

ISSN 0934-1463 – 48. Jahrgang.

Das Magazin für phantastische Literatur erscheint als eBook nach Bedarf und wird per Email versandt.

Erster Deutscher Fantasy Club e. V.

Wolf-Huber-Straße 8 B · D-94032 Passau

edfc@edfc.de · www.edfc.de

Titelbild: Collage

EDFC-Logo: Helmut W. Pesch

Der EDFC ist als gemeinnützig anerkannt wegen Förderung kultureller und wissenschaftlicher Zwecke.

© 2025 – Nachdruck oder Weitergabe nur mit Erlaubnis des Verfassers oder der Redaktion.

Passau 2025-07

AUS DER PHANTASTISCHEN WELT DER LITERATUR

Franz Schröpf

Fantasia 1215e – Magazin für Phantastik



edfc



*Christie, Agatha: Mord im Pfarrhaus

Agatha Christie [Agatha Mary Clarissa Christie, Lady Mallowan, geb. Miller, 1890–1976]

Miss Marple 1: Mord im Pfarrhaus

(*The Murder at the Vicarage*, 1930)

Scherz 51 129 (TB 196 S./DM 6,80)

Bern und München 1987, 16. Auflage

Aus dem Englischen

Genre: Krimi

Es ist nicht leicht, sich darüber klarzuwerden, wo diese Geschichte beginnen soll, aber ich habe mich für einen bestimmten Mittwoch entschieden, um die Mittagszeit im Pfarrhaus.

Ich hatte gerade ein paar Scheiben von dem gekochten (nebenbei gesagt, entsetzlich zähen) Rindfleisch abgeschnitten und war dabei, mich wieder hinzusetzen, als ich die Bemerkung fallenließ – die wenig zu einem schwarzen Rock paßte –, daß derjenige, der Colonel Protheroe umbrächte, der Welt einen Dienst erweisen würde. Mein junger Neffe, Dennis, sagte sofort: „Das

wird dich belasten, wenn der alte Knabe eines Tages blutüberströmt aufgefunden werden sollte. Mary wird berichten, wie du das Tranchiermesser drohend geschwungen hast.“ (S. 5)

It is difficult to know quite where to begin this story, but I have fixed my choice on a certain Wednesday at luncheon at the Vicarage. The conversation, though in the main irrelevant to the matter in hand, yet contained one or two suggestive incidents which influenced later developments.

I had just finished carving some boiled beef (remarkably tough by the way) and on resuming my seat I remarked, in a spirit most unbecoming to my cloth, that anyone who murdered Colonel Protheroe would be doing the world at large a service.

My young nephew, Dennis, said instantly:

„That'll be remembered against you when the old boy is found bathed in blood. Mary will give evidence, won't you, Mary? And describe how you bran-

dished the carving knife in a vindictive manner.”

Leonard Clement hütet in dem beschaulichen Städtchen St. Mary Mead seine Herde als Pfarrer, unterstützt von seiner sehr viel jüngeren Frau Griselda, seinem Vikar Hawes und seinem renitenten Dienstmädchen Mary. Zufällig ist gerade sein minderjähriger Neffe Dennis zu Gast, der sich darüber lustig macht, dass Clement in einem Anfall von Frustration geäußert hat, dass derjenige, der Colonel Prothereo ins Jenseits befördere, der Welt einen Dienst erweise.

Clement, der Icherzähler, ist ein kluger, wenn auch etwas naiver Mann; seine Frau Griselda ist witzig und stets zu Schabernack aufgelegt; der Colonel aber, Vorstand der Kirchengemeinde, ist ein unerträglicher Rechthaber und unerbittlicher Friedensrichter, verhasst im ganzen Städtchen. Hier versucht Clement seiner Frau gerade zu erklären, auf welche Weise sich der Colonel kürzlich noch unbeliebter gemacht hat.

„[...] Nein, der ganze Ärger ist durch Mrs. Price Ridleys verdammte Pfundnote entstanden.“

Mrs. Price Ridley ist ein eifriges Glied meiner Gemeinde. Als sie am Todestag ihres Sohnes an der Morgenandacht teilnahm, legte sie eine Pfundnote in den Opferbeutel. Später dann, als sie die Aufschlüsselung der eingegangenen Summe las, stellte sie peinlich berührt fest, daß als höchster Einzelbetrag nur eine 10-Shilling-Note aufgeführt war. Sie beschwerte sich bei mir, und ich erklärte ihr mit viel Bedacht, daß sie sich geirrt haben müsse. (S. 7f)

No, the whole trouble arose out of Mrs. Price Ridley's wretched pound note.”

Mrs. Price Ridley is a devout member of my congregation. Attending early service on the anniversary of her son's death, she put a pound note in the offertory bag. Later, reading the amount of the collection posted up, she was pained to observe that one ten-shilling note was the highest item mentioned.

She complained to me about it, and I pointed out, very reasonably, that she must have made a mistake.

Mrs. Price Ridley, eine der auf Sittsamkeit bedachten älteren Witwen von St. Mary Mead, will bei der Kollekte eine Pfundnote gespendet haben, die in der Aufstellung des Vikars nicht erschien, was sogleich den Colonel als Rächer jeglichen Unrechts auf den Plan rief, der eine Prüfung der Kirchenbuchungen hinsichtlich einer mutmaßlichen Unterschlagung forderte.

„[...] Was tust du heute nachmittag?“

„Meine Pflicht“, behauptete Griselda.

„Meine Pflicht als Pfarrfrau. Tee und Skandalgeschichten um 4 Uhr 30.“ „Wer kommt alles?“

„Mrs. Price Ridley, Miss Wetherby, Miss Hartnell und die fürchterliche Miss Marple.“

„Ich mag Miss Marple ganz gern“, meinte ich. „Sie hat wenigstens Sinn für Humor.“

„Sie ist die gerissenste Katze im Dorf“, sagte Griselda. „Und sie weiß immer al-

les, was passiert – und zieht daraus die schlimmsten Schlüsse.“ (S. 7f)

„[...] What are you doing this afternoon, Griselda?”

„My duty,” said Griselda. „My duty as the Vicaress. Tea and scandal at four thirty.”

„Who is coming?”

Griselda ticked them off on her fingers with a glow of virtue on her face.

„Mrs. Price Ridley, Miss Wetherby, Miss Hartnell, and that terrible Miss Marple.”

„I rather like Miss Marple,” I said. „She has, at least, a sense of humour.”

„She’s the worst cat in the village,” said Griselda. „And she always knows every single thing that happens—and draws the worst inferences from it.”

Giselda will am Nachmittag ihrer Pflicht als Pfarrersfrau genügen, indem sie die schwatzhaften alten Witwen des Ortes zum Tee einlädt, inklusive der allseits unbeliebten jungfräulichen Greisin Miss Jane Marple. Letztere ist bekannt dafür, alle Bewoh-

ner von St. Mary Mead schärfstens zu beobachten, über alle Vorgänge im Ort Bescheid zu wissen und das wenige, was sie nicht aus erster Hand erfahren kann, mit ihrem messerscharfen Verstand zu erschließen. Immerhin, der Vikar mag sie, weil sie Humor hat – sagt er.

Doch zurück zum Colonel. Selbst seine Tochter Lettice aus seiner ersten Ehe wünscht sich seinen Tod – nicht ganz im Ernst, wollen wir hoffen.

„Oje“, seufzte Lettice, „wie schwer alle es einem machen. Hätte ich nur etwas Geld, ginge ich weg von hier; aber so ist nichts zu machen. Wenn Vater wenigstens ein Einsehen hätte und stürbe, dann wäre alles in bester Ordnung.“
(S. 10)

„Oh! dear,” said Lettice, sighing. „How tiresome everyone is. I feel shattered. Definitely. If only I had some money I’d go away, but without it I can’t. If only father would be decent and die, I should be all right.”

Beim Nachmittagstee wird getratscht, dass sich der Art des Ortes, der stets wohlmeinende Junggeselle Dr. Haydock, etwas zu gut mit der alleinstehenden Mrs. Lestrangle versteht, um den strengen moralischen Ansprüchen der Witwen zu genügen. Zum Glück ist Griselda mit einer guten Erklärung zur Hand.

„Oh!“ rief Miss Wetherby aufgeregt. „Fast hätte ich es vergessen. Ich habe Dr. Haydock aus Mrs. Lestranges Haus kommen sehen.“

Alle sahen einander an.

„Vielleicht ist sie krank“, mutmaßte Mrs. Price Ridley.

„Wenn, dann muß das recht plötzlich gekommen sein“, widersprach Miss Hartneil. „Denn heute nachmittag um drei hab ich sie noch durch ihren Garten gehen sehen, und da machte sie einen völlig gesunden Eindruck.“

„Dr. Haydock und sie müssen alte Bekannte sein“, sagte Mrs. Price Ridley. „Er hat sich darüber immer in Schweigen gehüllt.“

„Sonderbar“, meinte Miss Wetherby, „daß er es nie erwähnte.“

„Ich weiß zufällig“, erklärte Griselda mit Nachdruck, „daß ihr Mann Missionar war. Schreckliche Geschichte: Er ist aufgefressen worden. Buchstäblich aufgefressen. Und sie wurde gezwungen, die Hauptfrau des Stammesfürsten zu werden. Dr. Haydock war mit einer Expedition unterwegs und befreite sie.“

Einen Augenblick herrschte allgemeine Aufregung, dann sagte Miss Marple vorwurfsvoll, jedoch mit einem Lächeln: „Böses Mädchen!“

Sie klopfte Griselda zurechtweisend auf den Arm. Die Gesellschaft war sichtlich zu Eis erstarrt. Zwei Damen erhoben sich und wollten gehen. (S. 14f)

„Oh!“ cried Miss Wetherby excitedly. „I quite forgot. I knew I had some news for you. I saw Dr. Haydock coming out of Mrs. Lestrangle’s cottage.“

Everyone looked at each other.

„Perhaps she’s ill,“ suggested Mrs. Price Ridley.

„It must have been very sudden, if so,” said Miss Hartnell. „For I saw her walking round her garden at three o’clock this afternoon, and she seemed in perfect health.”

„She and Dr. Haydock must be old acquaintances,” said Mrs. Price Ridley. „He’s been very quiet about it.”

„It’s curious,” said Miss Wetherby, „that he’s never mentioned it.”

„As a matter of fact—” said Griselda in a low, mysterious voice, and stopped. Everyone leaned forward excitedly.

„I happen to know,” said Griselda impressively. „Her husband was a missionary. Terrible story. He was eaten, you know. Actually eaten. And she was forced to become the chief’s head wife. Dr. Haydock was with an expedition and rescued her.”

For a moment excitement was rife, then Miss Marple said reproachfully, but with a smile: „Naughty girl!”

She tapped Griselda reprovngly on the arm.

„Very unwise thing to do, my dear. If you make up these things, people are

quite likely to believe them. And sometimes that leads to complications.”

A distinct frost had come over the assembly. Two of the ladies rose to take their departure.

Weiterhin wird darüber spekuliert, ob die Freundschaft zwischen Lettice Prothero und dem Maler Lawrence Redding über das Schickliche hinausgeht; auch scheint sich der Archäologe Dr. Stone, der ein hiesiges Hügelgrab untersuchen will, sich zu gut mit seiner Sekretärin Miss Cram verstehen.

Nach dem Tee rügt der Pfarrer seine Frau, so solle doch lieber ihre Scherze lassen, die von den alten Damen ohnehin nicht verstanden würden.

„[...] Aber, mein Liebling, ich bitte dich ernstlich, deine Zunge besser im Zaum zu halten und dir zu überlegen, was du sagst. Denk daran, daß diese Frauen bemerkenswert wenig Humor haben und alles für bare Münze nehmen.“

„Was ihnen fehlt“, erklärte Griselda, „ist ein bißchen Unmoral in ihrem eige-

nen Leben. Dann würden sie nicht so darauf aus sein, nach etwas Unmoralischem im Leben anderer Leute zu suchen.“ (S. 17)

„[...] But, my dear, I do beg of you to guard your tongue and be careful of what you say. These women are singularly deficient in humour, remember, and take everything seriously.”

„What they need,” said Griselda, „is a little immorality in their lives. Then they wouldn't be so busy looking for it in other people's.”

Auf ihre verklausulierte Art – sie redet gern in Parabeln – hat Miss Marple angedeutet, der Maler würde nicht der Tochter, sondern der Ehefrau Anne des Colonels nachstellen, aber der Pfarrer scheint den Hinweis begriffen zu haben. Als er mit Anne Prothereo darüber spricht, äußert diese, die verzweifeltste Frau des Ortes zu sein und sich sehnlichst zu wünschen, ihr Gatte wäre tot. Auch der Maler Redding meint, der Colonel müsste, würde es sich hier um einen Roman handelt, längst tot sein. Giselda

schließlich jammert über die Langeweile in dem Städtchen und wünscht sich ein wenig Aufregung, einen Mord beispielsweise. Schließlich und endlich erfahren wir, dass der Colonel den Wilddieb Arthur, ein enger Freund des Dienstmädchens Mary, zu einer überzogenen Strafe verurteilt hat, woraufhin ihm Arthur blutige Rache geschworen hat. Wenn Wünsche wahr würden, müsste der Colonel folglich alsbald das Zeitliche segnen.

An einem der folgenden Tage, während Griselda in London weilt, erreicht den Pfarrer ein Anruf, er möge sogleich zu einem Sterbenden eilen. Die Überraschung ist groß, als sich der vermeintlich Dahinscheidende als putzmunter entpuppt.

Der eigentliche Schock erwartet den Pfarrer aber beim Heimkommen.

Es war schon mehr als Viertel vor sieben, als ich mich wieder der Gartenpforte des Pfarrhauses näherte. Noch ehe ich sie erreicht hatte, sprang sie auf, und Lawrence Redding kam heraus. Er blieb wie angewurzelt stehen, als er mich sah, und im gleichen Augenblick

erschrak ich über sein Aussehen. Seine Augen blickten sonderbar starr, er war totenbleich.

„Hallo“, sagte ich, „wollen Sie mich noch einmal sprechen? Kommen Sie doch wieder mit hinein. Ich muß zwar mit Protheroe über einige Abrechnungen...“

„Protheroe“, stieß er hervor und fing an zu lachen, „Protheroe? O Gott, Sie werden ihn ja sehen. Großer Gott – ja.“
(S. 27)

It was nearer seven than half past six when I approached the Vicarage gate on my return. Before I reached it, it swung open and Lawrence Redding came out. He stopped dead on seeing me, and I was immediately struck by his appearance. He looked like a man who was on the point of going mad. His eyes stared in a peculiar manner, he was deathly white, and he was shaking and twitching all over.

I wondered for a moment whether he could have been drinking, but repudiated the idea immediately.

„Hallo,“ I said, „have you been to see me again? Sorry I was out. Come back now. I’ve got to see Protheroe about some accounts—but I dare say we shan’t be long.“

„Protheroe,“ he said. He began to laugh. „Protheroe? You’re going to see Protheroe? Oh, you’ll see Protheroe all right! Oh, my God—yes!“

Nach diesem seltsamen Empfang erwartet den Pfarrer in seinem Arbeitszimmer ein erschreckender Anblick.

Im ersten Augenblick konnte ich die Bedeutung dessen, was sich meinen Augen bot, überhaupt nicht fassen. Colonel Protheroe lag in einer grauenhaft unnatürlichen Haltung über meinen Schreibtisch hingestreckt. Neben seinem Kopf breitete sich auf der Tischplatte eine dunkle Flüssigkeit aus, die langsam auf den Boden tropfte, ein furchterregend monotones Geräusch.

Ich riß mich zusammen und ging zu ihm hinüber. Seine Haut fühlte sich kalt

an. Der Mann war tot – durch den Kopf geschossen. (S. 28)

For a moment I could hardly take in the meaning of the scene before me.

Colonel Protheroe was lying sprawled across my writing table in a horrible unnatural position. There was a pool of some dark fluid on the desk by his head, and it was slowly dripping on to the floor with a horrible drip, drip, drip.

I pulled myself together and went across to him. His skin was cold to the touch. The hand that I raised fell back lifeless. The man was dead—shot through the head.

Der liegt der Colonel über dem Schreibtisch, mit einem Loch im Hinterkopf. Ein Selbstmord war das nicht, das steht fest, so dass sogleich der sowohl arrogante als auch holzköpfige Inspektor Slack tätig wird; sein Vorgesetzter Colonel Malchett ist zwar ein angenehmer Mensch, aber leider auch von geringem Verstand.

Da sich der Pfarrer sicher ist, dass Slack niemals den Mörder entlarven wird, be-

ginnt er selbst mit Nachforschungen. Zwar ist er nicht der begabteste Detektiv, aber dank seines Amtes als Pfarrer haben die Leute Zutrauen zu ihm und erzählen ihm Dinge, die sie keinem Anderen verraten würden. Außerdem lauert noch im Hintergrund Miss Marple wie eine Spinne, die die leiseste Erschütterung ihres weitgespannten Netzes registriert.

Mord im Pfarrhaus, der erste Krimi von Agatha Christie mit Miss Marple, stellt eine außerordentlich unterhaltsame Lektüre dar. Der Roman ist sehr raffiniert konstruiert und mit viel Witz und Ironie erzählt.

Am Ende stellt sich zwar die Planung und Durchführung des Mordes als derart kompliziert und vertrackt heraus, dass sie in Wirklichkeit kaum realisierbar wäre, aber angesichts der Schar von sieben Verdächtigen und der unzähligen falschen Fährten, viele davon vom Mörder mit Absicht gelegt, bleibt keine offensichtliche Lösung mehr übrig. Am Unterhaltungswert des vorzüglichen Romans ändert sich dadurch zum Glück nichts.

AUFBAU TASCHENBUCH

Amy Gutman

ES IST
NICHT VORBEI

Thriller

Amy Gutman

Es ist nicht vorbei

(The Anniversary, 2002)

Aufbau 2090 (TB 378 S./€ 8,50)

Berlin 2005

**Aus dem Amerikanischen von Ursula
Walther**

„Ich akzeptiere dieses Urteil nicht! Ich akzeptiere es nicht, haben Sie mich verstanden?“ Er stand leicht gebeugt und zitternd da und funkelte Richterin Kirkpatrick an. „Ich bin unschuldig, und ihr seid die Schuldigen, ihr alle! Diejenigen, die hierfür verantwortlich sind, werden noch zur Rechenschaft gezogen. Haben Sie gehört? Ihr alle werdet dafür bezahlen!“ (S. 11)

Bei der Urteilsverkündung hat der stockverrückte Serienmörder Steven Lee Gage alle bedroht, die er für sein Schicksal verantwortlich hielt – was aber nichts an seiner Hinrichtung ändern konnte.

Elf Jahre später erhalten Callie Thayer, Gages Exfreundin; Melanie White, Gages Anwältin; und Diane Massey, die einen

True-Crime-Roman über Gages Taten geschrieben hatte; eine gleichlautende Botschaft.

Nun schob sie den Fingernagel unter die festgeklebte Lasche und öffnete es vorsichtig. In dem Umschlag befand sich ein einzelner Briefbogen. Zwei kurze, getippte Sätze.

*Glückwunsch zum Jahrestag, Rosamund.
Ich habe Dich nicht vergessen.*

Der Schock war so groß, daß sie im ersten Moment überhaupt nichts fühlte. Sie bekam keine Luft, als wäre sie in eiskaltes Wasser gesprungen und würde immer tiefer und tiefer sinken. (S. 30)

Melanie und Diane haben keine Ahnung, worauf sich dieser Jahrestags-Glückwunsch bezieht, aber Cassie versteht die Botschaft: Auf den Tag genau vor elf Jahren ist Gage hingerichtet worden.

Weil aber Cassie nicht weiß, dass die anderen beiden Frauen ebenfalls diese Botschaft erhalten haben, kann sie sie nicht warnen, und so muss bald die erste von ihnen ihr Leben nach Gages Mustervorlage

lassen. Nun begreifen die beiden Überlebenden die Zusammenhänge, ebenso wie die Polizei. Sollte etwa Lester Crain, der Gage im Gefängnis kennengelernt hatte, sein „Schüler“ wurde und geflohen ist, das Werk seines Meisters fortsetzen?

Es ist nicht vorbei ist ein unterhaltsamer, mysteriöser Krimi über einen grausigen Serienmörder.

Ein Hauptwerk des Dichters

EDZARD SCHAPER

DER
GOUVERNEUR

ROMAN



FISCHER * BÜCHEREI

*Schaper, Edzard: Gouverneur

Edzard Schaper [Ernst Edzard Helmuth Schaper, 1908–1984]

Der Gouverneur (1954)

Fischer 00 157 (TB 346 S./DM 3,30)

Frankfurt am Main und Hamburg 1961,
76.–87. Tausend

Genre: Historischer Roman

Der Augenblick an jenem trüben Novembernachmittag des Jahres 1709, da der estländische Gouverneur seiner schwedischen Majestät Karls XII., der Generalmajor Dietrich Friedrich von Patkul, im Schlosse zu Reval die erste, damals noch recht unvollständige und verworrene Nachricht von der gefänglichen Einziehung eines schwedischen Untertanen erhielt, weil der als schwerstens impliziert angesehen werden müsse bei der schauerlichen Mordtat, die man am Tage vorher auf dem Rittergut Drostholm entdeckt habe, gehörte zu den mißlichsten in Patkuls Regiment über das jetzt beinahe von allen Waffen entblößte und seit geraumer

Zeit von der himmlischen Fortune gänzlich verlassene Land, dessen Geschicke zu lenken die letzte Arbeit seines beschwerlichen Lebens sein würde, wie er während der vergangenen Wochen und Monate oftmals gemeint hatte. (S. 7)

Man muss wissen, dass im siebzehnten Jahrhundert Schweden eine nordische Großmacht war. Als jedoch Karl XII. (1682–1718) im Jahr 1697 fünfzehnjährig den Thron bestieg, dachten Schwedens Gegner Dänemark, Sachsen und Russland, mit diesem unerfahrenen Jüngling, den sie überdies als homosexuell diffamierten, leichtes Spiel zu haben und fielen gemeinsam im Jahr 1700 über Schweden im Großen Nordischen Krieg her. Doch König Karl XII. entpuppte sich als militärisches Genie, ein zweiter Alexander, der seine Gegner reihum niederwarf, wie es ihm gerade gefiel. Aber er war kein Diplomat und versäumte es, mit den jeweils Besiegten einen Separatfrieden zu schließen – vielleicht hatte er auch zu großen Gefallen am Kriegführen und am Demütigen seiner Gegner. Als er wegen einer Verwundung seine Armee

nicht selbst führen konnte, wurde sie 1709 bei Poltawa, Ukraine, von den Russen so vernichtend geschlagen, dass sie sich in alle Winde zerstreute und somit der Vormachtstellung Schwedens ein Ende gemacht wurde. Der König floh ins Osmanische Reich, wo er sich fünf Jahre lang aufhielt und Schweden führungslos zurückließ. Nach seiner Rückkehr nahm er den wegen der Verarmung Schwedens völlig aussichtslosen Krieg wieder auf, bei dem er 1718 von einer Kugel getötet wurde, die entweder von einem feindlichen Norweger oder einem seiner eigenen Soldaten abgefeuert worden war.

Im selben Jahr 1709, nach jener fatalen Niederlage, muss der schwedische Gouverneur von Estland, Dietrich Friedrich von Patkul, zu Reval sehen, wie er in dieser Lage zurechtkommt. Eine schwedische Armee gibt es nicht mehr, Riga wird bereits von den Russen belagert, und der estländische Adel sympathisiert ohnehin mehr mit den Russen und neigt dazu, das Land kampfflos zu übergeben.

In dieser Situation hört der Gouverneur von einem grausigen Verbrechen, das von

drei flüchtigen schwedischen Dragonern verübt worden sein soll. Der Erste Kommissar Brexelius berichtet ihm.

Bexelius, als bemerke er den Unmut nicht, entgegnete gewandt, das erste, was sich von ihm sagen lasse, sei leider, daß er gefänglich eingezogen sei – im Zusammenhang mit einer furchtbaren Mordtat, die marodierenden Deserteuren auf der Flucht von Poltawa her zugeschrieben werde, und zu denen auch Cronstedt gerechnet werde, einer Mordtat, die sieben Personen von Stand, Mitgliedern der estländischen Ritterschaft, das Leben gekostet habe und wohl nicht die erste und einzige dieser Marodeure gewesen sei. (S. 10)

Die Marodeure hätten den alten Grafen und sechs adelige Frauen und Kinder aus dem Geschlecht derer von Ungern und Sternberg in ihrem eigenen Schloss ermordet. Nur eine junge Frau, Baronesse Maria Barbara von Ungern und Sternberg habe überlebt, weil, wie sie angibt, einer der Soldaten, Rittmeister Graf Bengt von Cronstedt, ihr das Leben

gerettet habe. Dieser konnte, von einer schweren Kopfverletzung niedergestreckt, die ihm einer seiner Kumpane zugefügt hatte, festgenommen werden; die anderen beiden sind geflohen.

In einer Rechtfertigungsschrift erklärt Cronstedt den Hergang: Er selbst, Rittmeister Lejongap und Leutnant Möllerhusen hätten sich nach der Niederlage bei Poltawa monatelang im Winter unter äußersten Entbehrungen durch Feindesland durchgeschlagen, in der Hoffnung, in Estland auf eigene Truppen zu stoßen. Halb erfroren und halb verhungert hätten sie auf Schloss Ungern-Sternberg um Nahrung nachgesucht, was ihnen der Graf, der jegliches Schwedische hasste, jedoch verweigerte. Daraufhin habe Lejongap den Verstand verloren und mit dem Morden begonnen.

Lejongap also habe auf die Frauen eingeschlagen. Möllerhusen habe bei der Tür gestanden, dort, wo ehemals auch der alte Mann gewesen sei. Alles, was versucht habe, um den Tisch herum Lejongaps mörderischen Schlägen zu entfliehen, habe der Livländer – er kön-

ne sich genau an sein erschreckendes Gesicht erinnern – dem Mörder wieder entgegengejagt oder ihm förmlich zugeworfen, wie eine Garbe dem dreschenden Flegel vorgeworfen wird. Er, Cronstedt, habe damals an die Wand gepreßt dagestanden, in einem Entsetzen, das er nicht mit Worten wiederzugeben vermöge – als er mit einemmal das ältere Mädchen habe auf sich zu stürzen sehen, Schutz suchend vor dem Schemel in Lejongaps Faust, mit Augen, die schwarz vor Entsetzen gewesen seien und in die er, seiner Erinnerung nach, hineingestürzt sei wie in einen Brunnen ... Er wisse dann nur noch, wie der Kopf des Mädchens sich an seine Brust geworfen und wie er die Hände um den Kopf gelegt und sie an sich gedrückt und die Arme vorgehalten habe, um sie zu schützen ... Er wisse nicht, warum und wie und wozu ... Er habe dagestanden und das Mädchen umarmt und an nichts anderes gedacht, als: daß es ganz unversehrt bleiben müsse. Lejongap habe derweil noch um sich gehauen. Dann aber habe er ihn, Cron-

stedt, ins Auge gefaßt, und er habe gesehen, daß mittlerweile um Lejongap herum nichts mehr stand, nichts.. .

„Heraus mit der Göre!“ habe Lejongap ihn angeschrien. Er aber habe nur stumm den Kopf schütteln können. Er wisse, daß er furchtlos in Lejongaps blutunterlaufene Augen geschaut habe, doch habe es ihn, die Wahrheit zu sagen, vor dem Schemel, den der andere bereitgehalten und an dem er Blut und anderes gewahrt habe, gegraust.

Lejongap, völlig von Sinnen, habe ihn noch einmal angeschrien, er solle das Mädchen herausgeben, und er habe sich abermals geweigert und das Mädchen nur fester an sich gedrückt und geduckt, daß dessen Kopf schließlich an seiner Magengrube gelegen habe. Da sei Möllerhusen von seiner Linken herzugezungen und habe das Mädchen und ihn zu trennen versucht, wogegen er sich gewehrt habe, und es habe ein wildes Getümmel gegeben, bei dem er sich schließlich – das Mädchen immer vor sich, das wisse er noch — zur Wand gekehrt habe, um das Mädchen den An-

greifern zu entziehen. Mit einemmal aber habe er es nicht mehr zwischen den Händen gespürt, und teils im Schrecken darüber, teils um jetzt zum Angriff gegen Lejongap und Möllerhusen überzugehen, habe er sich umgedreht und sich mit Händen und Füßen Raum zu schaffen versucht, als er dicht unter Lejongaps geschwungenem Schemel plötzlich eine riesige, undurchdringliche Finsternis gesehen habe, die durch nichts aufzulösen gewesen sei ... (S. 33f)

Das Mädchen, das dem Gouverneur vorgeführt wird, hängt mit einer unerschütterlichen Liebe an ihrem Retter, so dass der Gouverneur entschlossen ist, gegen alle Widrigkeiten und rechtliche Komplikationen dem jungen Grafen das Leben und die Freiheit zu bewahren.

Der Gouverneur ist in einer ausgefeilten, anspruchsvollen Sprache erzählt, welche die Lektüre zu einem besonderen Erlebnis macht. Leider missachtet der sich seines Talenten wohl zu sehr bewusste Autor die

Ökonomie des Erzählens und zerdehnt einzelne Szenen über Gebühr.

Rätsel um einen Mord

S. de Madariaga

Ein
Strauss
von
Irrtümern

Roman



FISCHER * BÜCHEREI

***de Madariaga, Salvador: Ein Strauß von Irrtümern**

Salvador de Madariaga [Salvador de Madariaga y Rojo, 1886–1978]

Ein Strauß von Irrtümern (1956)

Fischer 00 345 (168 S./DM 2,20)

Frankfurt am Main und Hamburg 1960

Aus dem Englischen von Hugo Raumann

Genre: Kriminaldrama mit phantastischen Elementen

Duro war ein erprobter, im Dienst alt gewordener Hund, der sein gelbliches Fell trug wie einer, der mit Dingen der Wirklichkeit viel zu beschäftigt ist, um sich über Eleganz Sorgen zu machen. Pardo war ein Scotch-Terrier, der die Blüte seiner Jugend hinter sich hatte, und dessen schwarzes Fell erkennen ließ, daß er bessere Tage gesehen hatte. Nachdem sie gewohnheitsmäßig die Runde um den Schuppen gemacht hatten, legten sich Duro und Pardo vor dem Tore des Schuppens, einander gegenüber, nieder. Plötzlich zerriß der Knall einer Flinte die stille Luft. Pardo

zitterte am ganzen Leibe. Duro blickte ihn mit verächtlicher Ruhe an.

„Du bist doch kein neugeborenes Hündchen, und noch dazu mit diesen prächtigen Zähnen!“

Pardo, noch immer zitternd, gab keine Antwort. „Wenn das alles ist, was du tun kannst, was soll aus uns werden, wenn der Wolf da ist?“

Als Pardo das Wort „Wolf“ hörte, wurden seine Ohren spitz und steif wie Kaktusblätter, und er richtete sich auf seinen Vorderbeinen auf.

„Nimm dich in acht, was du bellst, Duro“, knurrte er. „Wenn der Wolf käme, dann würden wir schon sehen, was ich tun kann. Aber diese ‚Knall-Stöcke‘, mit denen die Menschen spielen ... ich kann sie nicht ertragen.“ (S. 5f)

Duro ist ein erfahrener spanischer Hütehund, der kürzlich Verstärkung durch den jüngeren Pardo erhalten hat, den man von der Stadt aufs Land verfrachtet hat. Pardo scheint sich sowohl vor Wölfen als auch vor Schusswaffen zu fürchten.

„[...] Jedenfalls hatte meine Herrin, während der Lärm anhielt, ihre Hand auf die Schulter des jungen Mannes gelegt, der sie schweigend unverwandt anblickte. Dann wendete er seinen Kopf weg und schlug wieder auf die Zähne des Baumhundes, was – wie ich nun weiß – bedeutete, daß sie wieder singen würde. Und der Gesang begann auch wirklich wieder, köstlich und kühl-erfrischend, wie wenn man an einem Sommermorgen unter einem Blätterdach in einen leise rauschenden Fluß hineinspringt. Einige Herzschläge lang ehe sie geendet hatte, schien die Stimme meiner Herrin ein wenig zu zittern, und ihre Augen glänzten, wie wenn sich die Sonne in den Tautropfen bricht, die sich im Grase gesammelt haben. Er wendete ihr sein Haupt zu, und sie blickte ihn an; und dann, Duro, achte wohl auf meine Worte, Duro, während alle die Pfoten zusammenschlugen, bückte sie sich über ihn, und dann verblieben sie lange, sehr lange, Mund an Mund aneinander atmend... Ich wußte nicht, was zu tun. ‚Was wird ge-

schehen, was soll aus dir, unglücklicher, junger Mensch werden?’ dachte ich. Den verbotenen Duft an einem verbotenen Ort zu kosten!

Während ich, voll Herzenspein und vor Furcht für ihn zitternd, ihn von meiner verborgenen Ecke aus beobachtete, sprang er plötzlich auf, totenbleich im Gesicht, und floh aus dem Zimmer dem Garten zu. Ich lief ihm nach, aber noch bevor ich ihn einholen konnte, hörte ich das dröhnende ‚Puff‘ eines ‚Knall-Stockes‘. Ich rannte auf den Lärm zu; er kam aus einem kleinen Zimmer, in dem meine Herrin zu sitzen pflegte. Ich fand meinen Herrn vor, wie er den Leichnam seines Sohnes mit dem linken Arm hielt; in seiner rechten Hand war ein kleiner ‚Knall-Stock‘, nicht größer als eine deiner Vorderpfoten.“ – – (S. 18f)

Pardo erzählt den Grund für seine Ängste: Er hat beobachtet, wie sich eine Frau am Klavier und ein junger Mann küssten; dann eilte der junge Mann davon; er wurde erschossen; sein Vater hielt den toten Sohn

mit der linken Hand, in der rechten eine Pistole oder einen Revolver.

Das Verständnis von Hunden ist natürlich sehr begrenzt: Hat wirklich der Vater den Sohn erschossen, und falls ja, aus welchem Grund? Selbst das Küssen missversteht der Hund als Betteln nach Nahrung, so dass mit seinem Bericht nicht allzu viel anzufangen ist, außer eben der Tatsache, dass ein junger Mann erschossen wurde.

Doch zum Glück gibt es im Zuge der polizeilichen Ermittlungen, die sich zu einem Politikum ausweiten, eine ganze Reihe weiterer Darstellung der Ereignisse, und zwar von einem Jesuiten, einer Gouvernante, einer Tochter eines Wildhüters, eines Wildhüters und seiner Frau, einer Kammerfrau, einer Französin, eines Kammerdieners, des Bruders des Toten, eines Rivalen des Toten und eines Skeptikers. Doch sämtliche Darstellungen widersprechen einander gravierend, so dass man Ende nicht viel schlauer ist als zuvor. Nur so viel ist sicher: Der Ermordete heißt Luis und ist der Sohn des Herzogs von Rocalta.

Ein Strauß von Irrtümern ist ein hochinteressantes Werk über die geringe Zuverläss-

sigkeit von Zeugenaussagen und die Beeinflussbarkeit von Polizei und Justiz, wenn hochgestellte Persönlichkeiten involviert sind. Es ist allerdings bedauerlich, dass der Autor einen zwar sehr gepflegten, aber doch umständlichen Stil pflegt.

Salvador de Madariaga war Ingenieur, Journalist, Delegierter des Völkerbunds und Schriftsteller. Bei Ausbruch des Spanischen Bürgerkriegs emigrierte er nach England, weshalb er die meisten seiner Werke in der Sprache der neuen Heimat verfasste. Für den vorliegenden Roman *Ein Strauß von Irrtümern* lässt sich bedauerlicherweise kein englisches Original finden; möglicherweise ist die deutsche Übersetzung, die 1960 im Europa Verlag in Zürich erschien, die Erstveröffentlichung.



Heather Fawcett

***Emily Wilde 3: Emily Wildes Kompendium
der verlorenen Geschichten***

***(Emily Wilde's Compendium of Lost Tales,
2025)***

Fischer TOR (HC 460 S./€ 24,00)

Frankfurt am Main 2025

**Aus dem Amerikanischen von Eva
Kemper**

Genre: Phantastik

Wenn Wendell und ich uns bei einem Thema nie einig sein werden, dann bei der Frage, wie klug es ist, eine Katze in die Feenwelt mitzuschleppen. Selbst wenn besagtes Tier eine Feenkatze ist; selbst wenn wir sie nur in die Welt zurückbringen, der sie entstammt, erweist sich das Unterfangen als zutiefst frustrierend. Wendell und ich hatten Orga an der felsigen Küste Griechenlands schon zweimal verloren, als sie Mäusen oder Seemöwen nachjagte, und jetzt, als wir zu guter Letzt an der Schwelle von Wendells Tür standen, war sie wieder verschwunden. (S. 5)

Wendell Bambleby ist ein in der Menschenwelt gestrandeter Feenprinz, der sich mit der Dryadologin Emily Wilde angefreundet hat. Begleitet werden die Beiden von der Feenkatze Orga und den Feenhund Shadow.

Licht.

Es war heller Morgen, und vor meinen Augen erblühten Farben. Vor allem Grün, aber auch das Gelb von Moos und Flechten auf Stein, das Violett der Hasen-glöckchen, die sich am Waldrand zusammendrängten, das Gold der Sonnenstrahlen und das satte Azurblau des Himmels. Die Tür führte auf eine kleine Lichtung auf einem Hügel, hinter der eine Wand aus Bäumen wie zur Begrüßung ihre Äste im Wind nicken ließ. Die Luft war noch feucht vom letzten Regen und erfüllt vom Geruch wachsenden Grüns – alles wie in meiner Erinnerung.
(S. 10)

Das Exil von Wendell hat ein Ende, als die kluge Emily in Griechenland eine Feentür ins Feenland findet, welche die Beiden zu-

sammen mit ihrem Begleittieren sogleich durchschreiten.

„Wollen wir unser Königreich zurückerobern, Em?“, fragte er.

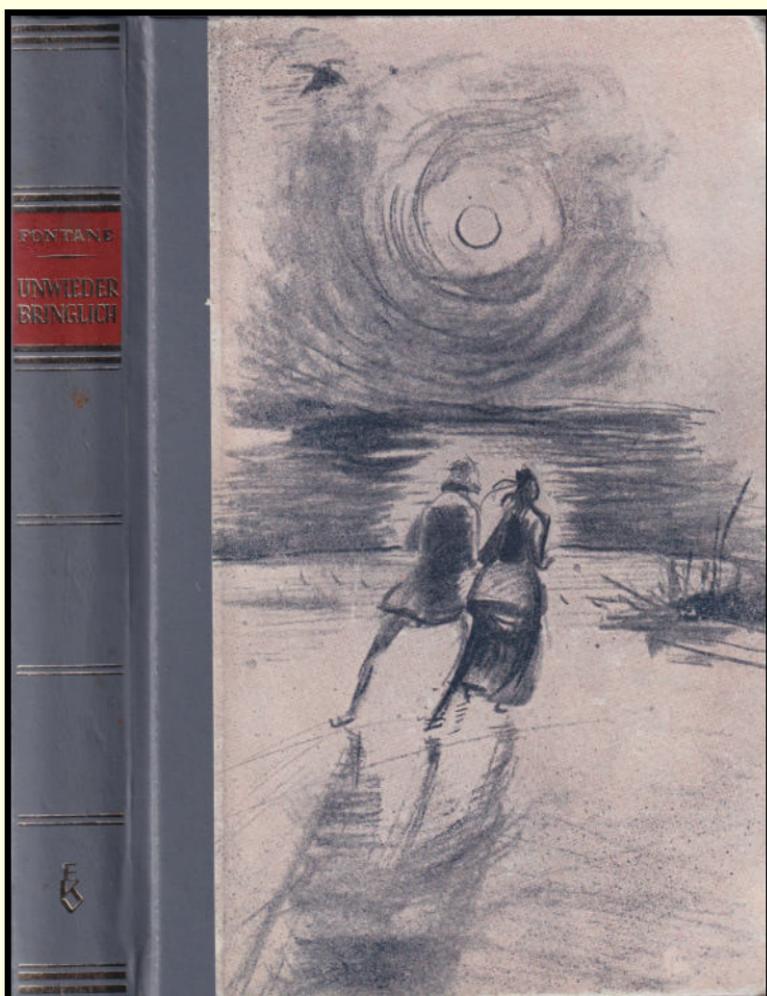
Mich überlief ein Zittern. Er hatte zur Feensprache gewechselt, die ich natürlich schon von ihm gehört hatte, aber wie er es tat, hatte etwas Verstörendes. Er streifte die Sprache der Sterblichen ab wie einen unpassenden Mantel, wenn sich die Jahreszeit gewechselt hat. Unwillkürlich streckte ich eine Hand nach Shadows Kopf aus, und der Hund drückte sich gegen meine Handfläche, was mir Halt verlieh.

„Ich würde sagen, wir können ruhig damit anfangen.“ Ich antwortete in derselben Sprache. (S. 14f)

Im Feenreich hat Lord Taran, Wendells Erzfeind, Halbbruder seiner erzbösen Stiefmutter, die Macht ergriffen, welche Wendell und Emily nun mit Hilfe von treuen Feen zurückerobern wollen.

Emily Wildes Kompendium der verlorenen Geschichten ist eine phantasievolle, originel-

le und anrührende Erzählung über ein traditionelles Thema, nämlich des Kampfes eines vertriebenen Prinzen um sein Geburtsrecht.



*Fontane, Theodor: Unwiederbringlich

Theodor Fontane [Heinrich Theodor Fontane, 1819–1898]

Unwiederbringlich (1892)

Eduard Kaiser (HC 256 S./DM xx)

Klagenfurt 1965

Genre: Drama

Eine Meile südlich von Glücksburg, auf einer dicht an die See herantretenden Düne, lag das von der gräflich Holkschen Familie bewohnte Schloß Holkenäs, eine Sehenswürdigkeit für die einzelnen Fremden, die von Zeit zu Zeit in diese wenigstens damals noch vom Weltverkehr abgeschlossene Gegend kamen. Es war ein nach italienischen Mustern aufgeführter Bau, mit gerade so viel Anklängen ans Griechisch-Klassische, daß der Schwager des gräflichen Hauses, der Baron Arne auf Arnewiek, von einem nachgeborenen ‚Tempel zu Pästum‘ sprechen durfte. Natürlich alles ironisch. Und doch auch wieder mit einer gewissen Berechtigung. Denn was man von der See her

sah, war wirklich ein aus Säulen zusammengestelltes Oblong, hinter dem sich der Unterteil des eigentlichen Baues mit seinen Wohn- und Repräsentationsräumen versteckte, während das anscheinend stark zurücktretende Obergeschoß wenig über mannshoch über die nach allen vier Seiten hin eine Vorhalle bildende Säuleneinfassung hinauswuchs. Diese Säuleneinfassung war es denn auch, die dem Ganzen wirklich etwas Südliches gab; teppichbedeckte Steinbänke standen überall die Halle entlang, unter der man beinahe tagaus tagein die Sommermonate zu verbringen pflegte, wenn man es nicht vorzog, auf das Flachdach hinaufzusteigen, das freilich weniger ein eigentliches Dach als ein ziemlich breiter, sich um das Obergeschoß herumziehender Gang war. (S. 5)

Es ist das Jahr 1859. Auf einer Düne an der Ostsee, nahe Glücksburg in Schleswig, steht das stolze neue Schloss Holkenäs. Graf Helmuth von Holk, fünfundvierzig Jahre alt, hat es erbauen lassen, weil ihm einerseits

das alte Schloss nicht mehr repräsentativ genug erschien und weil er andererseits seine Freude an guter Architektur hat. Holk ist ein freundlicher Mann, allerdings ein wenig oberflächlich; er lebt in den Tag hinein, genießt das Leben, soweit es ihm möglich ist, und macht sich nicht viele Gedanken über höhere Dinge. Seine Frau Christine, eine geborene von Arnewiek, ist dagegen ernst, gewissenhaft und fromm, man könnte sagen pietistisch. Ihr wäre sehr daran gelegen, dass die auffällige gräfliche Gruft erneuert wird, aber Holk hat andere Dinge im Sinn.

Das Ehepaar hat zwei Kinder, Asta, sechzehn, und Axel, fünfzehn, die nach Christines Meinung bald auf Internate mit streng christlicher Erziehung gesandt werden müssen. Im Haus lebt noch die treue Gesellschafterin Christines, die mittellose Julie von Dobschütz; außerdem kommt häufig Alfred von Arnewiek, Holks Schwager, zu Besuch, der von beiden Eheleuten gern gesehen wird.

Schleswig-Holstein wird zu dieser Zeit vom dänischen König Friedrich VII. (1808–1863) regiert, allerdings nicht als König,

sondern als Herzog des dänischen Lehens Schleswig und als Herzog des deutschen Reichslehens Holstein.

Hier berät berät Arne gerade seinen Schwagen in Sachen Milchwirtschaft.

Er [Holk] war kein großer Landwirt wie sein Schwager Arne, ja tat sich was damit, es nicht zu sein; aber auf sein Vieh hielt er doch, fast nach Art eines Sportsmannes, und freute sich, es bewundert zu sehen und dabei von mirakelhaften Milcherträgen erzählen zu können. Aus diesem Grunde war ihm der neue Veterinärarzt eine wirklich wichtige Persönlichkeit, und nur die homöopathische Heilmethode desselben ließ immer wieder einige Bedenken in ihm aufsteigen. Aber Arne schnitt diese Bedenken ab. Das sei ja gerade das Interessanteste an der Sache, daß der neue Doktor nicht bloß gute Kuren mache, das könnten andere auch, sondern wie er sie mache und wodurch. Die ganze Geschichte bedeute nicht mehr und nicht weniger als den endlichen Triumph eines neuen Prinzips; erst von der

Viehpraxis her datiere der nicht mehr anzuzweifelnde Sieg der Homöopathie. Bis dahin seien die Quacksalber alten Stils nicht müde geworden, von der Macht der Einbildung zu sprechen, was natürlich heißen sollte, daß die Streukügelchen nicht als solche heilen; eine schleswigsche Kuh aber sei, Gott sei Dank, frei von Einbildungen, und wenn sie gesund würde, so würde sie gesund durch das Mittel und nicht durch den Glauben. (S. 15)

Natürlich will Holk bald wieder seinem Baudrang frönen, der in einen neuen, modernen Kuhstall münden soll, weshalb seine Frau hinsichtlich der von ihr gewünschten Gruft wieder einmal zu ihrem größten Bedauern zurückstecken muss.

Hier erläutert Christine ihrer Freundin Julie ihre Ansichten über Politik und Religion.

„[...] Ich habe kein Interesse für Kriegsgeschichten; es sieht sich alles so ähnlich, und immer bricht wer auf den Tod verwundet zusammen und läßt ster-

bend irgendein Etwas leben, das abwechselnd Polen oder Frankreich oder meinetwegen auch Schleswig-Holstein heißt. Aber es ist immer dasselbe. Dieser moderne Götze der Nationalität ist nun mal nicht das Idol, vor dem ich bete. Die rein menschlichen Dinge, zu denen, für mich wenigstens, auch das Religiöse gehört, interessieren mich nun mal mehr. [...]“

Bei einem Besuch des Geistlichen und Seminardirektors Schwarzkoppen versucht Arne, diesen als Helfer zu gewinnen, die Ehe seiner Schwester zu verbessern. Schwarzkoppen soll auf Christine einwirken, dass sie auf religiösem Gebiet weniger rigoros ist, von ihrem moralischen hohen Ross herunterkommt und ihrem Mann das Leben etwas angenehmer macht.

„[...] Sie müssen meiner Schwester, bei dem Einfluß, den Sie auf sie haben, von der Bibelseite her beizukommen und ihr aus einem halben Dutzend Stellen zu beweisen suchen, daß das nicht so ginge, daß das alles nur Selbstgerechtigkeit

sei, daß die rechte Liebe von diesem versteckten Hochmut, der nur in Demutsallüren einhergeht, nichts wissen wolle, mit anderen Worten, daß sie sich ändern und ihrem Manne zu Willen sein müsse, statt ihm das Haus zu verleiden. Ja, Sie können hinzusetzen, und halb entspricht es auch der Wahrheit, daß er die ganze Kopenhagener Stellung wahrscheinlich längst aufgegeben hätte, wenn er nicht froh wäre, dann und wann aus dem Druck herauszukommen, den die Tugenden seiner Frau, meiner geliebten und verehrten Frau Schwester, auf ihn ausüben.“ (S. 35)

Schwarzkoppen entgegnet, dass er als protestantischer Geistlicher nicht über die Autorität eines katholischen Beichtvaters verfügt und er daher Zweifel hat, bei der in ihren Ansichten außerordentlich gefestigten Christine etwas auszurichten.

„[...] Aber die Hauptschwierigkeit ist doch immer die Gräfin selbst. Ich habe kaum eine Dame kennengelernt, der ich eine größere Verehrung entgegenbräch-

te. Sie gesellt zu den Vorzügen einer vornehmen Dame zugleich alle Tugenden einer christlichen Frau. Sie will jeden Augenblick das Beste, das Pflichtmäßige, und diesen ihren Anschauungen von Pflicht eine andere Richtung zu geben, das ist außerordentlich schwer. Unsere Kirche, wie Sie wissen und wie ich zum Überfluß auch schon andeutete, gestattet nichts als Rat, Zuspruch, Bitte. Und dazu kommt noch, die Gräfin ist nicht bloß sehr bibelfest, sie hat auch die ganze Kraft derer, die nicht links und nicht rechts sehen, keine Konzessionen machen und durch Starrheit und Unerbittlichkeit sich eine Rüstung anzulegen wissen, die besser schließt als die Rüstung eines milden und liebevollen Glaubens. Mit Widerspruch ist ihr nicht beizukommen und noch weniger mit überlegener Miene.“

Allerdings verspricht Schwarzkoppen, sein Bestes zu versuchen, wenn sich eine günstige Gelegenheit bieten sollte.

Doch leider ergibt sich eine völlig andere Gelegenheit: Die siebzigjährige ledige Prin-

zessin, eine Tante des Königs, leidet an einem temporären Mangel an Kammerherrn und ruft daher Holk, der von eben dieser Funktion bisher nicht lassen wollte, zu sich nach Kopenhagen.

Christine ergeht sich sogleich in Bedenken: Einerseits ist Holk sittlich nicht gefestigt genug, um den Versuchungen an dem lebenslustigen, nahezu unchristlichen dänischen Hof zu widerstehen; andererseits ist er zu wenig Weltmann, um sich dort seiner Stellung gemäß behaupten zu können.

Leider bewahrheiten sich Christines Befürchtungen in noch schlimmerer Weise, als sie angenommen hat: Holk wird von einer ungewöhnlich attraktiven, charmanten und fröhlichen Gesellschafterin der Prinzessin, die das genaue Gegenteil seiner Gattin darstellt, verführt. In seiner Naivität nimmt er an, die Dame wolle ihn heiraten und lässt sich von Christine scheiden, nur um von seiner Angebeten zu erfahren, dass er sich vollständig lächerlich gemacht hat. Es gelingt dem greisen Pfarrer Petersen von Holkenäs, Holk und Christine wieder zusammenzubringen und erneut zu trauen.

Aber Christine, die, wie man erst jetzt bemerkt, keineswegs nur die religiöse Eiferin ist, als die man sie bisher wahrgenommen hat, sondern die ihren Gatten unendlich liebt, kommt über ihre Trauer und Melancholie nicht mehr hinweg und nimmt sich schließlich das Leben. Anstelle eines Abschiedsbrief hinterlässt sie die Abschrift eines Liedes, das sie gehört und das sie sehr beeindruckt hat.

Die Ruh ist wohl das Beste
von allem Glück der Welt;
was bleibt vom Erdenfeste,
was bleibt uns unvergällt?

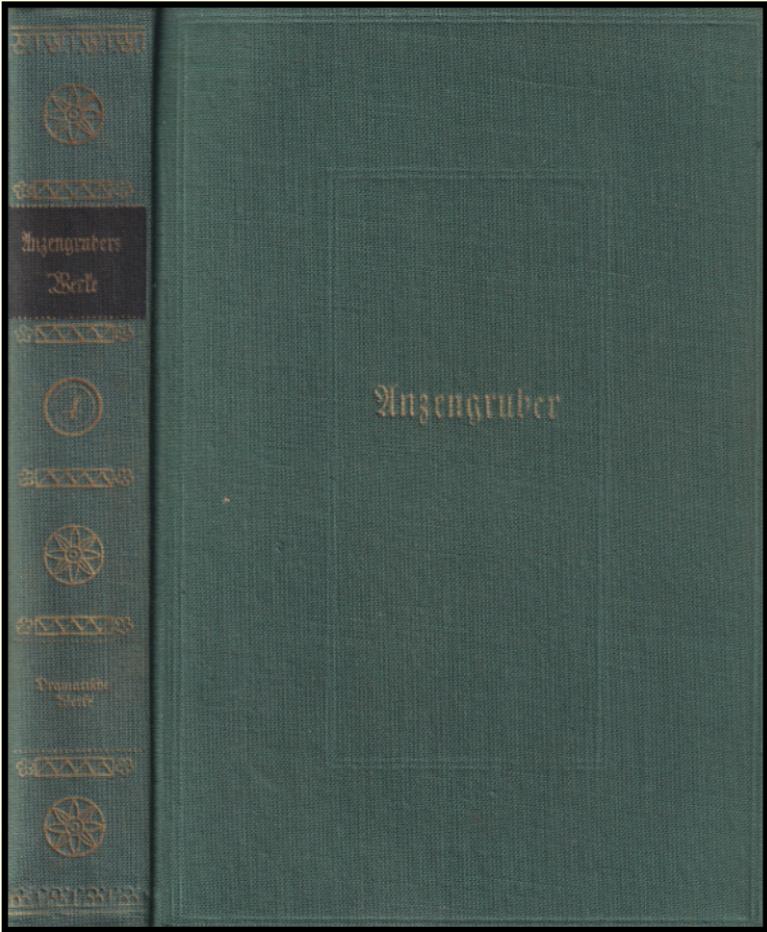
Die Rose welkt in Schauern,
die uns der Frühling gibt:
wer haßt, ist zu bedauern,
und mehr noch fast, wer liebt. (S. 255)

Wenige Jahre später, 1864, bricht der Deutsch-Dänische Krieg aus, woraufhin im Jahr 1865 Schleswig und Holstein an Österreich und Preußen fallen; schon ein Jahr später muss Österreich Holstein an Preußen abgeben, das das nunmehr wieder vereinte

Schleswig-Holstein ohne Federlesen annektiert.

Unwiederbringlich ist einer der großen Romane des neunzehnten Jahrhunderts, der auch heute noch den Leser fesselt und fasziniert. Das verdankt er vor allem der ungewöhnlichen Erzählkunst des Autors, der in einem geschliffenen Stil auch Nebensächlichkeiten brillant darzustellen weiß. Dazu kommen die wundervoll gezeichneten Figuren, die nicht vom Autor charakterisiert werden, sondern sich durch ihre Worte und Taten selbst herausbilden. Christines Charakter zum Beispiel wird durch ihren Bruder ausführlich beschrieben, und sie selbst äußert ihre Meinung sehr dezidiert. Was aber darüber hinaus in ihr vorgeht, welche tiefe Gefühle die scheinbar so unbeirrt religiös Denkende in sich birgt, kann der Leser nur durch ihre Reaktion auf den Vortrag eines melancholischen Liedes erschließen, jenes Liedes, mit dem sie schließlich Abschied vom Leben nimmt. So zeigt sich Christine am Ende als die eigentliche Hauptfigur des Romans, als diejenige mit dem komplexesten Charakter zwischen ih-

ren doch recht oberflächlichen und leicht zu durchschauenden Standesgenossen.



*Anzengruber, Ludwig: G'wissenswurm

Ludwig Anzengruber [1839–1889]

Ausgewählte Werke in vier Bänden. Vierter Band: Dramen

Der G'wissenswurm. Bauernkomödie mit Gesang in 3 Akten (1874)

Philip Reclam jun. (HC S. 197–250)

Leipzig 1927

Genre: Komödie

Grillhofer. Au weh! Au weh! Hebt schon wieder so a sakrischer Tag an.

Rosl. No, kimm nur, Bauer. Da steht schon dein Suppen; laß s'nit kalt werdn.

Grillhofer. Ah was – meintswegn. Mir schlägt eh nix mehr an. (Hat sich mit Beschwer niedergelassen, schneidet behend sich Brot in die Schüssel und löf-felt es mit Gier aus.)

Rosl. Wer weiß, Bauer. Wann dich der liebe Gott wieder gsund machen will ...

Grillhofer. Er will aber net!

Rosl. Ah freilich! Er wird schon wolln.

Grillhofer (schreit). Er will aber net, ich weiß's!

Rosl (erschrocken). No ja, nachher is's was anders.

Grillhofer. Weißt, Rosl, du mußt's nit so aufnehmen, wonn ich dich anschrei! Es is nit so bös gemeint. Aber weißt, wonn man in Erkenntnus der Sündhaftigkeit schon so weit kämma is, daß man sich frei in alles schicket, wenn ein'm glei in Gottesnam der Teufel horet, so laßt man sich selbn Zustand der Gnad von neamad mehr gern abreden.

Rosl. No jo, freilich, freilich, wohl, wohl, Bauer, wann's a so is, so bleib holt in dein Zustand. (S. 198)

Der reiche, aber alt gewordene, verwitwete Bauer Grillhofer, der seinen Hof mangels Kinder noch immer selbst bewirtschaftet, hat vor einem halben Jahr einen Schlaganfall erlitten und ist seither völlig marode. Außerdem ist er auch seelisch am Boden, weil er die Krankheit für eine Strafe Gottes für eine frühere Verfehlung hält. Seine Dienstmagd Rosl versucht ihn aufzumuntern, aber vergeblich.

Auch der treue Großknecht Wastl kann des Grillhofers Kummer nicht mildern.

Grillhofer. Laßt's es gut sein. Wann ich so bin, is's doch eng nit abtraglich. Ich vergunn schon mein Nebenmenschen 's gute Heu. Jo, jo, gwiß. Aber ich taug halt nix mehr auf derer Welt – na – na – mich bekümmert nimmer 's irdische, mich bekümmert nur 's himmlische Heu, wovon gschriebn steht: „Der Mensch welkt dahin wie Heu!“, und da is mir nur um die Einfuhr in den himmlischen Heuschober! (S. 199)

Der Wastl beklagt sich über Nikodemi Dusterer, den Bruder von Grillhofers verstorbenen Frau. Dieser ist ein armer, aber unglaublich frommer Bauer mit einer Vielzahl von Kindern und will dem Grillhofer zur frohen Himmelfahrt verhelfen.

Wastl. Es liegt mir schon lang auf. Über dein Schwagern, übern Dusterer, möcht ich mich amal ausreden.

Grillhofer. No, nur kein unbeschaffens Wort!

Wastl. Bewahr wär mir a z' gring dazu, daß ich a unbeschaffens Wort über eahm verlier – der elendige Kerl.

Grillhofer. Wastl! – Er is mein einziger Verwandter, der einzige Mensch, der ein trostreichen Zuspruch für mich hat, dem was glegn is an mir in Zeit und Ewigkeit.

Wastl. Ich weiß's eh, er is, der dich zu dem bußfertigen Wesen hincerzt, wie 's Kalbl zur Kuh, wenn's es Saufen derlernen soll.

Grillhofer. Hehe! Sixt, Wastl, wie d' trotz deiner Boshaftigkeit nix dagegen fürbringa kannst! 's Kalbl muß ja saufen, sunst wurd's hin!

Wastl. Schon recht, Bauer, aber für a Kalbl warst mer doch schon z'veiel ausgewachsen. – Sag do selber, Bauer, wie d' no riegelsam warst, hat der Dusterer kein Fuß über dein Staffel gsetzt – was findt er's denn hiltz vonnöten, daß er dir alle Tag übern Hals rennt? Zwegn der Zeit und Ewigkeit leicht? Ka Red, meinst net selber, daß er sich zutartig macht, weil er glaubt, es könnit die ganz Hinterlassenschaft an ihm falln? Und hat er dich erst da, nachher kunnst freili – von ihm aus – Gott verhüt's – nit früh gnug selig werd'n.

Grillhofer. So mein ich ja eh selber!

Wastl. Na alsdann, na sixt, is doch amal a gscheite Red von dir! Oder wie d' früher hast a Wartl davon falln lassen, daß d' dich möchtest in die Ruh setzen, meinst nit a selber, er wurd dir einredn, daß dein ganz Bußfertigkeit um a gut Trümmerl z' kurz war, wann du nit ihm 'n Hof verschreibst und nöt bei seiner Sippschaft als Ausnehmer bliebst? Han?

Grillhofer. Na jo, so mein ich ja ehnder selber!

Wastl. No, so sag ich, scheinheilig is er.

Grillhofer, Und ich sag, er is's net.

Wastl. Wohl is er's!

Grillhofer. Na, sog i! Wastl, du bist a dummer Bua, du verstehst dös net, der Dusterer, der is so, der is so, wie er is. Und zwegn dem, was mer gredt habn, so tut das der Bußhaftigkeit kein Eintrag und werd i ihm's doch net in Übel aufnehma, daß er auf sich schaut, wo sein Vorteil und der meine Hand in Hand gehn. (S. 200f)

Der Wastl hält den Dusterer für einen scheinheiligen Baze, der nur auf das Grillhofer-Erbe aus ist. Der Grillhofer verteidigt den Dusterer, bekennt aber, dass er selbst dann, wenn der Wastl recht hätte, die Übergabe seines Hofes an den Dusterer just die rechte Buße für seine, Grillhofers, Verfehlungen wäre.

Hier gibt der Dusterer dem Grillhofer gute Ratschläge, wie dieser am besten in den Himmel kommt, indem er nämlich sein Hab und Gut, wie es Jesus befohlen hat, den Armen gibt – und arm ist der Dusterer ja wirklich.

Dusterer (setzt sich und trinkt aus). Is kein Kunst, denn es is beispielmäßig zu verstehn. Wann du willst mit'm Himmel auf gleich kämma, dann mußt du alles Weltwesen, um was dich noch sorgen und bekümmern könntst, von dir tun, du mußt das Deine verschenken, mußt es an die Armen verteilen.

Grillhofer. Da sein eahner doch z'viel, kam ja auf kein was, wär schad um das schöne Anwesen!

Dusterer. Kannst es ja beinandlassen; wann d' ein einzigen Armen a Guttat derweist, gilt's für alle! Schau dich halt um, vielleicht findest unter der Hand in einer einzigen Familie a ganz Träuperl Arme beinander, die leicht noch z' neben der christlich Nächstenlieb no a verwandtschaftliche Zuneigung für dich hätten – ja – ja – brauchst etwa gar net weit herumzsuchen, Schwoger – ja – hm – ja, daß ich sag, beispiehmäßig, ich und mein Weib und meine fünf Kinder, wir möchten dich schon rechtschaffen pflegen, möchten dir's im Gebet gedenken, a nach dein'n seligen End – ja – ja beispiehmäßig!

Grillhofer. Schneid net so h'rum, 's hat ja alls a christlich Absehn und hab ich schon selber dran denkt. Aber in d' Ausnahm gehn, wo andere mit ihnerer leiblich Kinder aften nix Guts derlebn, zu Fremde auf Gnoden und Ungnoden!? Net beklagn könnt i mich, heißet's doch gleich: der Narr, was hat er 's unnötig tan? Und von fruher her hot's mir nie taugt, dein Sippschaft zwegn engerer Duckmauserei – na, es is nur, daß ma

sich ausdischkariert – ja – ja – darf dich net beleidigen! Jetzt steht's mer ja an, verwahrt war ich schon, wie in ein Kloster, selb weiß ich. Wohl, wohl. Aber ich denk nur so, koan anderer da h'rum tat a so.

Dusterer. Grillhofer – Schwoger – laß dir sagn, tu's oder tu's net. Mir is net um mich. Aber nach die andern mußst net fragn, na, na, nach dö mußst net fragn. Mußt es der Sippschaft net antun, daß ma's derlebt, wir fahreten am jüngsten Tag allzamm in Himmel und mußten dich zrucklassen und für alle Ewigkeit voneinander. Sorg di um di, laß du nur dö andern in d' Höll abipurzeln. Hihi, laß nur dö abipurzeln! (S. 206f)

Gelegentlich kommen dem Grillhofer doch Zweifel, ob er, den Ratschlägen des Dusterers folgend, auf dem rechten Weg ist. Aber der wortgewandte und bibelfeste Dusterer zeigt ihm sogleich das Licht.

Dusterer (fährt empor). Fragst no – fragst no, Grillhofer, ob d' sündig bist?!

Sollst nit fragn, Grillhofer, du net, du vor alle andern net – sollst darnach fragn; du bist's – Grillhofer, und schon wie! Beispielmäßig laß dir sagn, auf der Alm im Fruhjahr, wann sich der Schnee ballt, fliegt so a Malefizvogel – meint selber nix Args – vom Astl oba und nimmt sich a Maul voll Schnee – und denkt bloß, er tut sein Schnabel a Guttat, paar Bröckeln rutschen weiter, es wird a Kügerl draus, aus der Kugel a Knödel, aus'm Knödel a Bünkel wie a Fuder Heu, dös torkelt allweil Tal obi, immer größer und größer und raumt 'n Wald mit, haut abi ins Tal und die Lawin is fertig. So a Unglücksvogel bist a du, Grillhofer! (Schenkt ein.) Bist auch du! Frag net, ob d' sündig bist! Denk an die Riesler-Magdalen, was vor fünfundzwanzg Jahr in dein Dienst war, wie mein Schwester, dein Weib, Gott hab s' selig, noch glebt hat, denk an die Riesler-Magdalen, sag ich, dö hast du a ins Kugeln bracht, daß ins Rollen kämma und in die siedige Höll h'neingfalln is und, wer weiß, wieviel Seeln mitgrissen hat! Neamand hat mehr was von ihr

derfahrn, die fufzgimal ist s' vom Gricht
zwegn einer Erbschaft auffordert
wordn, verschollen is s' bliedn! Grillho-
fer, aber am Tag des Gerichts, da wird
alles ans Licht zogn, da wird sich her-
ausstellen, was du alles angstellt hast in
sündhafter Begehrlichkeit! Grillhofer,
wann da Sachen ans ewige Licht kom-
men, was uns gar net träumt?! Wann's
gfragt wird: wer is schuld an deiner ar-
men Seelverderbnus? Grillhofer,
Schwoger, nöt um a Million möcht ich
da an deiner Stell unbußfertiger vor
Gottes Thron stehn, nöt um a Million!
(S. 207)

Ja, die Riesler-Magadalen, da liegt der Hund
begraben. Weil Grillhofers Weib alleweil
krank und leidend war, hat er sich an dieser
Dienstmagd vergangen, die dann von sei-
ner Frau weggeschickt worden ist, wohin
weiß niemand. Jetzt muss sie in der Hölle
schmoren, oder wenigstens im Fegefeuer
brennen, sagt der Dusterer, das weiß er aus
einem hellsichtigen Traum, und schuld ist
gerade der Grillhofer, weil er sie zur Un-
zucht verleitet hat.

Der überschlaue Dusterer hat jedoch den Fuhrknecht Leonhardt beauftragt, die Riesler-Magdalen ausfindig zu machen, und just das ist ihm gelungen. Weil aber der Dusterer dem Fuhrknecht den versprochenen Lohn vorenthalten will, klagt dieser sein Leid dem Grillhofer, der trotz seiner Leiden sofort anspannen und zur Riesler-Magdalen fahren lässt. Diese ist mittlerweile eine gut-situierte Bäuerin mit einem alten Mann und zahlreichen Kindern und will von ihrer Vergangenheit nichts mehr wissen. Nur so viel verrät sie, dass sie nämlich damals von einer Tochter entbunden wurde, die sie sofort weggeben hat, wohin, das weiß sie nicht oder will es nicht sagen.

Die Tochter haben wir jedoch schon kennengelernt, ohne ihre Identität zu kennen, denn sie ist die Horlacher-Lies, aufgewachsen bei ihrer Mahm in Ellersbrunn. Des Grillhofers Großknecht Wastl ist nämlich in sie vernarrt, aber sie hält ihn nur zum Narren. Als die Mahm aber hört, dass der Grillhofer an den Dusterer übergeben will, schickt sie die Liesl mit einem Schreiben, das deren Herkunft und wahren Geburtsnamen aufklärt, nämlich Elisabeth

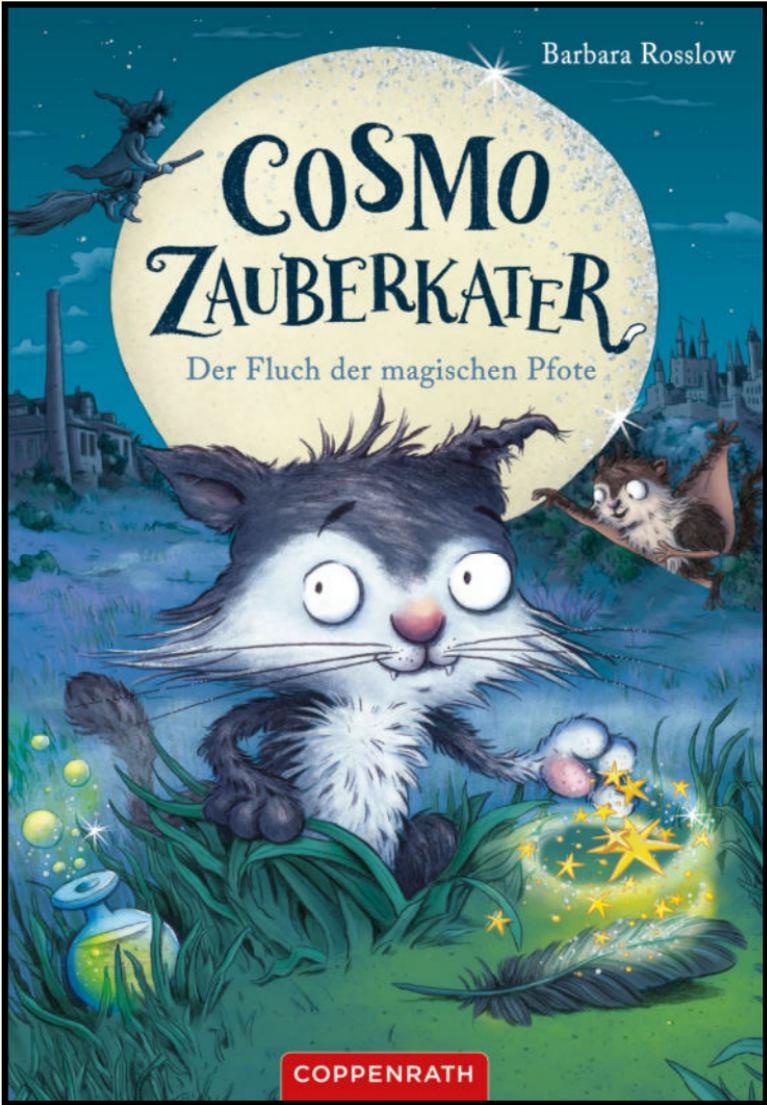
Riesler, zum Bauern. Vater und Tochter fallen sich um den Hals; Liesl und Wastl söhnen sich aus und dürfen heiraten; der Vater wird an das junge Paar übergeben; der Dusterer wird ein für alle mal weggeschickt; nur um seine armen Kinder will sich der Grillhofer kümmern.

Der G'wissenswurm ist ein Bauerndrama des Wiener Schriftstellers Ludwig Anzengruber, das dieser in einem österreichisch-ländlichen Dialekt geschrieben hat, der ebenso in Altbayern gesprochen wird. Das Stück ist dramatisch, lustig, zu Herzen gehend und überhaupt alles, was man von einer guten, tragisch-komischen Bauernkomödie erwarten kann.

Man kann aus dem Stück sogar etwas lernen, nämlich wie es im neunzehnten Jahrhundert um die Emanzipation der Frau stand – jedenfalls nach Meinung von Ludwig Anzengruber: Die Liesl mag ihren Wastl ebenso wie er sie, aber weil er ihr zu unbedacht und verantwortungslos ist, muss sie sich ihn erst herziehen, was ihr auch problemlos gelingt, da sie viel klüger ist als er. Selbst die schlichte Dienstmagd Rosl ist vernünftiger als der einfältige Bau-

er, kann sich allerdings nicht durchsetzen. Die frühere ledige Mutter und jetzige Bäuerin Magdalen Poltner hat gar ihren alten Mann und ihre erwachsenen Söhne voll und ganz unter ihrer Fuchtel. Der Dusterer ist zwar ein Ausbund an Verschlagenheit, der sich aus jeder vertrackten Lage herausreden kann, aber mit seinem Verstand ist es doch nicht so weit her wie er meint, denn er verrät seine wahren Absichten immer wieder durch unbedachte Äußerungen.

Es gibt eine sehr gute Verfilmung aus dem Jahr 1936 mit dem Titel *Die Jugendsünde*, mit Bertl Schultes als Dusterer, unter der Regie von Franz Seitz.



Barbara Rosslow [1976–]

Cosmo Zauberkater 1: Der Fluch der magischen Pfote

Coppenrath (HC 240 S./€ 14,00)

Münster 2023

Mit Bildern von Dorothee Mahnkopf

Genre: Phantastik

Frenos kratzte sich am Kopf und seufzte. „Ich will mal nicht so sein“, sagte er in freundlichem Ton. „Und deshalb werde ich euch in niedliche Kröten statt in Mäuse verwandeln. Wie vom roten Kätzchen gewünscht.“ „Das haben wir uns doch nicht gewünscht!“, fauchte Cosmo entsetzt.

Doch Frenos richtete bereits die Hände auf die Katzen in den schwebenden Zauberhüten und sprach: „*Sunt hu..*.“ In diesem Augenblick wurde das eine Fabrikfenster mit einem *Rumms* aufgestoßen und Ybor flatterte herein. „Meister!“, krächzte er. „Ich habe eine wichtige Nachricht von der Zauberschule der magischen Elemente!“ Erstaunt drehte sich Frenos zum flatternden Raben um. „Ybor, mein Freund. Ich bin gerade da-

bei, diese Eindringlinge in Kröten zu verwandeln. Kann diese Nachricht nicht warten?“

„Nein, Meister!“, keuchte der Rabe. Er landete auf Frenos' Schulter und hielt ihm mit der Kralle eine Schriftrolle hin. „Lest selbst! Kater Cosmo ist als Tiergefährte auserwählt worden. Die ehrwürdige Madame Tschii hat mir soeben diese Nachricht überbracht. Morgen soll er bereits abgeholt und zum Felsen der Weisheit gebracht werden.“ (S. 40)

In der kleinen Stadt Wickfield ist alles zauberhaft, außer das Leben als Straßenkatze. Der Kater Cosmo und seine Katzenfreundin Ebba sind am Verhungern und beschließen, in die Zauberhutfabrik von Freno einzubrechen, um dort Hundefutter zu stehlen.

Leider werden sie erwischt, und Freno ist gerade dabei, sie zur Strafe in Kröten zu verwandeln, als Frenos Zaubertiergefährte, der Rabe Ybor, die Nachricht überbringt, dass Cosmos als Zaubertiergefährte des Mädchens Ayna von Luz ausgewählt worden ist – und zwar von keiner geringeren Institution als der magischen Spiegelkugel.

Hier erzählt Ybor gerade über die Besonderheit der Magie in Wickfield.

Der Rabe räusperte sich: „Damals, vor über tausend Jahren, herrschte überall Chaos und Krieg. Böse Mächte versuchten ständig, Zwist unter Hexenclans und Zauberfamilien zu säen. Sie wollten alle Menschen, Tierwandler und andere magische Fabelwesen auf die dunkle Seite ziehen. Um dem Einhalt zu gebieten, fanden sich die sieben mächtigsten Elementarzauberinnen und -Zauberer aus Wickfield zusammen. Sie beschloßen, alle Lebewesen in Wickfield vor den dunklen Mächten zu beschützen. Einen großen Teil ihrer Zauberkraft und ihrer Weisheit ließen sie in eine Kugel aus Mondstein fließen.“ (S. 53)

Die gute Ayna hat einen Zaubertiergeführten dringend nötig, denn bei ihr klappt das Zaubern sehr viel weniger, als man bei der Tochter von zwei hochberühmten Eltern erwarten würde. Obwohl Cosmo als Straßenkater eigentlich für eine solche Position überhaupt nicht in Frage kommt und ob-

wohl Zaubertiergefährten zwar Gefährten sind, aber nicht zaubern können, hat Cosmo durch seine wundersame Geburt eine magische Pfote. So können die Beiden in Zusammenarbeit mithelfen, dem erzbösen Schwarzmagier Exobius die von ihm gestohlene Spiegelkugel wieder abzujagen.

Der Fluch der magischen Pfote ist ein liebenswerter Roman für jüngere Leser, der nicht nur durch eine Fülle phantastischer Einfälle, sondern auch durch die amüsanten Illustrationen von Dorothee Mahnkopf besticht.

Monika Utrik
Agnieszka Sozańska

Natürlich
magellan

Zeit

Vom kleinsten Moment
bis zur Unendlichkeit



**Monika Utnik [1981–] & Agnieszka
Sozańska []**

***Zeit. Vom kleinsten Moment bis zur
Unendlichkeit***

Magellan (HC 72 S./€ 22,00)

Bamberg 2024

Genre: Illustriertes Sachbuch

Angenommen, ihr trefft einen Außerirdischen, der nichts über die Erde weiß. Wie würdet ihr seine Frage „Was ist Zeit?“ beantworten? Dabei muss man nicht mal einen Außerirdischen fragen. Bereits unterschiedliche Kulturen oder Urvölker wie die Aborigines in Australien besitzen ein anderes Verständnis von Zeit als du oder ich. Doch was verstehen wir überhaupt unter Zeit?

[...]

Schon in der Antike dachte man über die Zeit nach. Sie war einfach ein Rätsel. Anfang des 5. Jahrhunderts v. Chr. stellte der Philosoph Heraklit fest: „Alles bewegt sich fort und nichts bleibt.“ Er meinte damit, dass man nicht zweimal in denselben Fluss steigen kann, weil

sich zwischen dem ersten und dem zweiten Mal die Strömung ändert, die Wellen anders brechen, die Fische davon- geschwommen und Blätter von Bäumen ins Wasser gefallen sind. Viel später schrieb die polnische Nobelpreisträgerin Wistawa Szymborska in dem Gedicht „Nichts geschieht ein zweites Mal“:

*Kein Tag wird sich wiederholen,
keine Nacht, denn sie entrücken.
Es gibt nicht zwei gleiche Küsse,
zwei wiederholbare Blicke. (S. 8)*

Monika Utnik versucht in diesem großformatigen Buch, das Phänomen Zeit von allen Seiten zu beleuchten: Entstehung des Universums; physikalische Zeitmessung; historische Aspekte; philosophische Betrachtungen; literarische Ausarbeitungen; und Vieles mehr.

Dank einer einfachen Sprache und dank den wundervollen Illustrationen von Agnieszka Sozańska ist die Behandlung des Themas Zeit nicht nur umfassend, sondern auch für jüngere Leser leicht verständlich.



Clare Harlow []

Magic of Moon and Sea 1: Die Diebin der vielen Gesichter

(Tidemagic 1: The Many Faces of Ista Flit, 2024)

Schneiderbuch (HC 288 S./€ 16,00)

Hamburg 2025

Aus dem Englischen von Sabrina

Sandmann

Mit Illustrationen von Sanna Wandtke

Genre: Fantasy

Die Straße wurde Wandelgasse genannt, weil man niemals genau wusste, wo sie sich befand. Manche Menschen behaupteten, sie wären von einer seltsamen leisen Melodie zu ihrem Eingang geführt worden. Andere meinten, um sie aufzuspüren, müsse man sich lediglich an die Ecke zwischen Glockenstraße und Backhausgasse stellen und darauf warten, dass der Wind dreht.

Aber Ista Flit war vollkommen klar, dass keiner dieser Menschen die Gasse je betreten hatte.

Die Glücklichen, dachte sie und wandte sich vom Fluss ab, der sich durch das

nachmittägliche Sonnenlicht schlängelte wie eine breite graue Zunge. Selbst im besten Fall erwartete einen nichts Gutes bei einem Besuch der Wandelgasse, und die heutige Aufforderung zu erscheinen war zeitlich alles andere als ideal. Denn die Flut hatte eingesetzt, prickelte über Istas Arme und säuselte ihr in den Ohren. Noch dazu zog Nebel auf.

Ein Schauer lief ihr über den Körper, und er hatte nichts mit der kühlen Luft zu tun.

Starke Magie, Nebel und Dunkelheit – genau das lockte die Ungeheuer an.
(S. 7f)

Die Hafenstadt Shelwich ist von Magie erfüllt, die bei Ebbe den Tiefststand, bei Flut den Höchststand erreicht. Jeder Bewohner hat eine magische Gabe, der eine eine unbedeutend schwache, der andere eine bemerkenswerte. Die junge Waise Ista Flit zum Beispiel, die bei ihrer Tante Abgill lebt, gehört zu den Letzteren, denn sie kann nicht nur die Gestalt anderer Menschen,

sondern auch deren magische Talente annehmen.

Allerdings ist das Leben in Shelwich nicht mehr so schön, seit geheimnisvolle Seeungeheuer, die Grilks, Menschen verschleppen. Auch Ista Pa ist auf diese Weise verschwunden und hat ihr nichts weiter hinterlassen als eine Klarinette – und die hat sich der mysteriöse Alexo Rokis geschnappt, der im Gasthof Zum Kreischenden Aal in der verborgenen Wandelgasse lebt und seine Behausung offenbar nicht verlassen kann. Zwanzig Diebstähle muss Ista für ihn begehen, sagt er, dann bekommt sie ihre geliebte Klarinette wieder.

„Ich möchte, dass du ein Teleskop für mich stiehlest. Nur ein ganz kleines. Es ist in der Mondwarte ausgestellt. Im Kartensaal.“ Er stieß sich von der Wand ab, und sein Grinsen wurde nun breit und hämisch. „Gouverneurin Hettler hält dort morgen Abend eine Rede. Im Großen Saal, nur ein paar Korridore weiter. Du wirst als Gast dort erscheinen.“ (S. 12)

Weil gerade bei Gezeitenhochstand die Gouverneurin Hettler in der Mondwarte einen Vortrag hält, soll Ista dort ein Teleskop stehen, getarnt als Jarmak, Sohn der Gouverneurin.

Das Unternehmen gelingt, und nebenbei rettet Ista auch noch den Jungen Nat Shah, den Sohn der Redakteurin des „Muschelboten“, vor der Verschleppung durch die Grilks. Und dieser Nat gibt nun an, dass sich seine Mutter sicher ist, dass die Grilks von einem Bewohner Shelwichts für eigennützige Zwecke kontrolliert werden.

Die Diebin mit den vielen Gesichtern ist nicht nur ein ausnehmend spannender Fantasyroman, sondern zeichnet sich auch durch ungewöhnlich originelle Ideen und Magiekonzepte aus, weshalb sich dieses Buch auch besonders gut als Geschenk für jugendliche Leseratten eignet.

Charlotte
Armstrong
*Schlaf
mein
Kindchen*



Diogenes

**Charlotte Armstrong [Charlotte
Armstrong Lewi, 1905–1969]**

Schlafe mein Kindchen

(Mischief, 1950)

Diogenes 21 601 (TB 202 S./DM 12,80)

Zürich 1993/30

Genre: Krimi

Das Mädchen, Nell, sagte nichts. Sie sah aus wie neunzehn oder zwanzig. Sie stand befangen da, die Knöchel dicht beieinander. Ihre Schuhe waren abgetragene, schwarze Pumps mit mittelhohen Absätzen. Ihr Kopf war geneigt, ihre Wimpern gesenkt. Ihr Haar war von der Farbe eines Löwenfells, kurz geschnitten, leicht gekräuselt. Sie trug keinen Hut und einen marineblauen Mantel von konservativem Schnitt, der ihr ein bißchen zu groß war. Ihre Hände waren um eine schwarze Handtasche verschränkt, und Ruth sah zu ihrer Freude, daß ihre Nägel unlackiert waren. Dann schalt sie sich für diesen eigenartigen Rückschluß von Nagellack auf den Charakter, denn schließlich waren ihre eigenen Nägel glänzend rosen-

rot, im Ton ihres Abendkleides. Trotzdem... (S. 19f)

Peter O. Jones, Chefredakteur und Herausgeber der Brennerton Star-Gazette hält sich zusammen mit seiner Frau Ruth und seiner neunjährigen Tochter Bunny im Hotel Majestic auf, weil er heute Abend noch einen wichtigen Vortrag bei einem Festbankett zu halten hat. Der Fahrstuhlführer Eddie Munro hat den Jones seine Nichte Nell als Babysitterin empfohlen.

Doch als die Jones gegangen sind, legt Nell ein seltsames Verhalten an den Tag.

Neil fiel über Peters Koffer her. Ihre Hand durchschaufelte respektlos, gar nicht zaghaft, seinen Inhalt. Taschentücher und Krawatten flogen wie Sand von einer Strandburg. Flach auf dem Boden lagen ein paar Briefe und ein Papphefter. Das Mädchen riß sie heraus, schlug ungeschickt den Hefter auf, und alles Papier glitt in schlappem Bogen heraus. Den leeren Hefter in der Hand stand sie da und sah auf die im Koffer verstreuten Papiere herab. Dann rupfte

sie die Briefe von der Büroklammer, die sie am Hefter festhielt. Sie interessierten sie nicht lange. Sie ließ alle Papiere aus den Händen fallen, als wären sie bloß Papier ohne jede andere Bedeutung. Sie stupste den Kofferdeckel mit einem Finger an, und er fiel zu. (S. 36)

Es ist offensichtlich, dass Nell an einer schwerwiegenden psychischen Störung leidet – es stellt sich nur die Frage, wie weit ihre Aktionen gehen werden und wie sehr Bunny darunter zu leiden haben wird. Ein Zimmernachbar namens Jed Towers kommt hin, der aber die Situation nicht begreift, sondern meint, er könne bei der nicht unattraktiven Nell landen.

Schlafe mein Kindchen ist ein unterhaltsamer Psychothriller, erzählt in einem ausgefallenen Stil. Der Roman wurde 1952 von Roy Baker unter dem Titel *Don't Bother to Knock* mit Marilyn Monroe und Richard Widmark verfilmt.



Jesús Canadas [1980–]

Die Bibliothek der wahren Lügen

(Noviembre, 2023)

Coppenrath (HC 304 S./€ 18,00)

Münster 2025

Aus dem Spanischen von Elisabeth

Leuthardt

Genre: Phantastik

Der Urgroßvater eines Drachen ... Ich räusperte mich und versuchte es noch einmal: Er war so alt, dass kein Fleisch mehr an seinen Knochen hing. Da war nur noch ein Skelett – riesig wie eine Stadt –, von dem ledrige Fetzen herabfielen. In seinem Kopf, der so groß war wie eine Kathedrale, flatterte ein Vogel – eingehüllt in den grünlichen Glanz der Magie, die den kolossalen Körper des Drachen am Leben hielt.

Ich machte eine Pause, um Luft zu holen. Die ganze Klasse starrte mich an. In dem Moment bereute ich, dass ich mich gemeldet hatte. Von den dreißig Texten, die alle bis zum Ende des Schuljahrs schreiben sollten ... Wie war ich bloß auf die Idee gekommen, dass mei-

ner der beste sein könnte? Wie konnte ich nur so bescheuert sein, ihn freiwillig laut vorzulesen? (S. 7)

Oskar, vierzehn, lebt zusammen mit seiner Schwester Bibi, sieben, bei seiner Mutter Clara und ihrem unerträglichen Freund Hektor. Phantastische Geschichten lesen und selbst erfinden ist seine große Leidenschaft; insbesondere die Romane von Simon Bruma über den Helden Ozymandias Calavera haben es ihm angetan. Allerdings halten ihn seine Mitschüler und selbst seine Lehrerin, Frau Adam, für nicht ganz normal.

„Also, Oskar ...“ Frau Adam fuhr sich mit der Hand übers Gesicht, bevor sie sagte: „Du hast dir viel Mühe gegeben, und man merkt, dass du Spaß beim Schreiben hattest.“

Aber...

„Aber, da ist... noch etwas Luft nach oben.“ (S. 10)

Hier streitet sich Oskar gerade mit Hektor, der den Jungen bei sich jeder nur bietenden

Gelegenheit kritisiert, was Oskar schließlich nicht mehr hinnehmen will.

Also sagte ich: „Was geht es dich überhaupt an, was aus mir wird? Was geht dich *unsere* Familie an?“

„Bitte, fang nicht damit an, Oskar“, flehte Mama, aber die Eidechse sprang sofort darauf an.

„Es interessiert mich eben, ihr seid mir alle wichtig: du, deine Schwester und deine Mutter. Ihr tanzt ihr auf der Nase herum, weil ihr zu lange ohne Vater aufgewachsen seid, aber jetzt bin ich ja da – und eure Mutter ist nicht mehr allein mit allem.“

„Vorher war sie auch nicht allein. Sie hatte uns zwei und sie hat uns immer noch. Nur *du* hattest niemanden. Wahrscheinlich lässt du uns deshalb nicht in Ruhe, weil dich sonst niemand liebt.“
(S. 23)

Zufällig entdeckt Oskar eine Anzeige, die einen Wettbewerb ankündigt: Wer die beste Lüge erfinden kann, der erhält ein Stipendium für einen Fantasy-Schreibkurs in

den Sommerferien, der lehrt, so wie Simon Bruma zu schreiben.

Selbstverständlich springt Oskar sofort darauf an und schickt seine beste Lüge weg. Zu einer größten Verblüffung gewinnt er damit den Wettbewerb und darf nach Neblina, dem Wohnsitz von Simon Bruma, reisen – abgeholt von dem berühmten Autor persönlich.

Hier erläutert Simon Bruma, warum er schreiben muss.

„Es gibt so viele Möglichkeiten, diese Frage zu beantworten, wie es Autorinnen und Autoren gibt. Viele würden sagen, dass sie es brauchen, dass sie Geschichten lieben oder genau die Bücher schreiben, die sie selbst gern lesen würden. Aber mein Grund ist egoistischer. Ich schreibe, weil das Schreiben die beste Arbeit der Welt ist. Von außen bist du bloß ein Idiot, der vor einer Tastatur voller Krümel und Kaffeeflecken sitzt. Innen aber fliegst du. Und du lässt andere fliegen. Beides macht süchtig.“
(S. 57)

Aber im dem feudalen Wohnsitz von Simon Bruma herrscht eine merkwürdige Stimmung, die vor allem von November, Brumas zwölfjähriger Tochter, verkörpert wird: Diese wirkt ausgesprochen verbittert und pessimistisch und lehnt Oskar strikt ab.

Wie sich bald herausstellt, treiben im Haus übernatürliche Gestalten ihr Unwesen, und November hat eine magische Krankheit. Die Ursache des Übels ist, dass die Wahre Lüge, die Basis von Brumas Romanen, verschwunden ist. Abhilfe kann nur ein geborener Geschichtenerzähler schaffen: Während Bruma hofft, dass Oskar der Erwählte ist, ist November überaus skeptisch, denn in ihren Augen ist Oskar ein ebensolcher Versager wie die anderen Bewerber vor ihm.

Die Bibliothek der wahren Lügen ist ein faszinierender phantastischer Roman, der sich mit dem literarischen Schaffensprozess auseinandersetzt. Die Geschichte ist düster und pessimistisch und hat ein schreckliches Ende: Aber wozu ist Oskar ein Geschichtenerzähler, wenn er die Lage nicht mit einer Wahren Lüge retten kann? Ob ihm das gelingt, erfahren wir in diesem Roman nicht

mehr; hoffen wir, dass Jesús Canadas eine Fortsetzung vorgesehen hat.



ALAN BRADLEY

Des
HENKERS
letzte
MAHLZEIT

ROMAN

SPIEGEL
Bestseller-
Autor

FLAVIA DE LUCE

penhaligon

Alan Bradley [1938–]

Flavia de Luce 11: Des Henkers letzte Mahlzeit

(What Time the Sexton's Spade Doth Rust, 2024)

Penhaligon (HC 286 S./€ 22,00)

München 2024

Aus dem kanadischen Englisch von

Gerald Jung und Katharina Orgaß

Genre: Krimi

Es gibt eine bestimmte Sorte Friedhofserde, die Blasen schlägt, wenn es regnet. Ich habe bereits eine Theorie über die Ursache dieses Phänomens entwickelt, möchte aber weitere Beobachtungen vornehmen, ehe ich meine Überlegungen zu Papier bringe.

Nach meiner Erfahrung ist nichts belebender, als auf einem verregneten, nebligen Landfriedhof unter einem Schirm zu kauern. Dicht über deinem Kopf veranstalten die Tropfen einen militärischen Trommelwirbel auf dem straffen schwarzen Seidenstoff, während deine Nase gierig den erquickenden Mief von Grabsteinen, nassem Gras

und uraltem Moos einsaugt: einen Geruch, der in deinem Geist Türen öffnet, von denen du bis dahin nichts gewusst hast. (S. 9)

Flavia de Luce, zwölf Jahre alt, ist nach dem Tod ihres Vaters Alleinerbin des Herrensitzes Buckshaw in Bishop's Lacey, steht allerdings noch unter der Kuratel ihrer bissigen Tante Felicity und muss deren freche Tochter Undine ertragen, die sie sogar bei ihrer beschaulichen Kontemplation auf dem Friedhof stört.

Undine beugte sich über einen Grabstein, bohrte in der Nase und tat so, als würde sie die Inschrift lesen.

„Und was willst du jetzt hier?“, hakte ich nach.

„Dogger hat mir aufgetragen, dich zu holen. Sofort.“

„Aus einem bestimmten Grund?“

„Ich weiß nur das, was ich durch die geschlossene Tür gehört habe“, erwiderte Undine. „Aber es geht um Mrs Mullet. Ich glaube, sie hat jemanden umgebracht.“ (S. 16)

Buckshaws treue Haushälterin und Köchin Mrs. Mullet soll einen Mord begangen haben – das glaubt Flavia nie und nimmer. Und selbst wenn sie Inspektor Hewitt noch so auf die Nerven geht, so wird sie doch als Teilhaberin der Detektei Arthur W. Dogger & Partner ihren Teil zur Aufklärung beitragen.

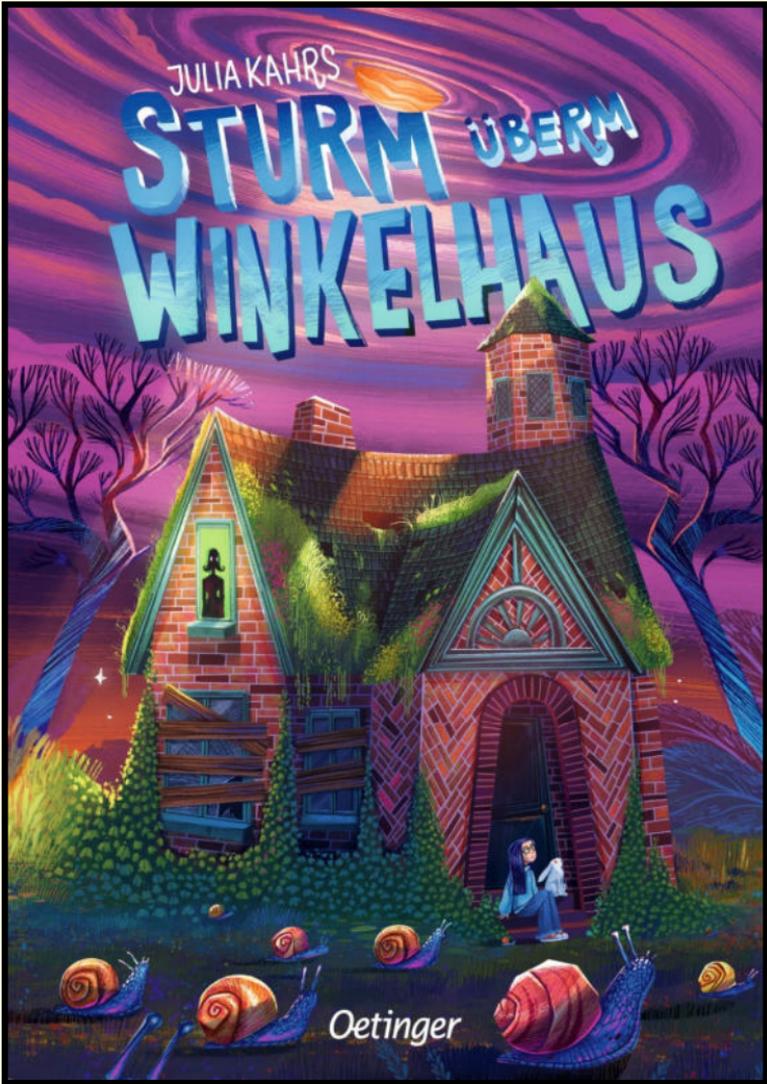
Der Tote ist Major Tom Greyleigh, wohnhaft im Moonflower Cottage, der zu besseren Zeiten als Scharfrichter für Ihre Königliche Majestät tätig war. Flavia befragt sogleich Mrs. Mullet, die offenbar die Todesursache schon kennt.

„Er hat zum Frühstück gern Pilze gegessen“, fuhr Mrs Mullet fort. „Deshalb hab ich auf dem Weg zum Moonflower Cottage welche gesammelt. Hinter dem Zauntritt bei Grangers Wiese, du kennst die Stelle. Und ich hab sie selber geschmort und ihm auf Toast serviert. Und dann auf einmal – bums! – ist er tot. Die Pilze waren giftig, und ich bin an allem schuld, sonst keiner.“

Pilze! Ich traute meinen Ohren nicht. Ich muss nämlich gestehen, dass ich

schon lange zu Gott, der Jungfrau Maria und sämtlichen Heiligen um eine richtig schöne Pilzvergiftung betete. Natürlich wollte ich nicht, dass jemand daran starb, aber wozu verlieh man einem Mädchen ein Talent für Naturwissenschaften – beziehungsweise in meinem Fall für Chemie –, wenn man ihr keine Gelegenheit gab, dieses Talent zu erproben? (S. 20)

Dass *Des Henkers letzte Mahlzeit* ebenso unterhaltsam ist wie die zehn Vorgängerbände um die jugendliche Kriminalistin Flavia de Luce, liegt an dem ungewöhnlichen Erzähl talent von Alan Bradley. In dem vorliegenden Roman tischt er uns allerdings eine so ungeheuerliche Verschwörung auf, dass die Glaubwürdigkeit der ganzen Geschichte darunter leidet.



***Kahrs, Julia: Sturm überm Winkelhaus**

Julia Kahrs [Julia Lossius Kahrs, 1985]

Sturm überm Winkelhaus

(Familien Brattbakk, 2022)

Oetinger (HC 284 S./€ 16,00)

Hamburg 2024

Aus dem Norwegischen von Meike

Blatzheim

Vignetten von Kristina Kister

Genre: Science Fiction

Es war verrückt, wie sehr Mama Schnecken liebte. Schnecken mit Butter und Schnecken in Soße, Schnecken auf Weißbrot und Schnecken auf Lachs. Die leeren Schneckenhäuser reihte sie nebeneinander auf dem Fensterbrett auf.

Wenn sie bloß nicht auf die Idee kam, auch noch unser Kaninchen Ole zuzubereiten, dachte ich manchmal, während ich eine Schnecke aufspießte. In Frankreich isst man nämlich auch Kaninchen.
(S. 6)

Sam Brattbakk, elf Jahre alt, lebt mit ihrer Mutter Signe und ihren beiden Brüdern Fle-

ming und Gabriel in einer norwegischen Kleinstadt. Bei einem schwerwiegenden Autounfall ist der Vater ums Leben gekommen und Fleming hat einen Arm verloren, während Sam seither hinkt.

Ich hatte das Gesicht den Sternen zugewandt, aber ich wusste, dass die Schnecken an den Steinen am Grund klebten, wenn sie nicht den Halt verloren hatten und mit dem Herbstlaub im Fluss trieben. So wie ich. Kalt und durchnässt war ich, aber wenn ich zu sehr zappelte, würde ich nur ertrinken. Deshalb hielt ich still, ließ mich vom Fluss mitnehmen und spürte, wie das Wasser meine Unterhose durchdrang. Eigentlich, dachte ich, während ich meinen Hut vorbeiziehen sah, war es auch egal, dass der Rucksack zuerst im Wasser gelandet war. Wäre es nicht so gewesen, wäre ich sicher wie ein Stein zu Boden gesunken, und am Grund des Flusses lagen schon genügend Steine. Zusammen mit Millionen ekliger Schnecken. Der Fluss gluckste und strömte und trug mich immer weiter auf die

Häuser in der Buchentalstraße zu. Das Licht der Straßenlaternen glitzerte auf dem Wasser.

Sam wird in der Schule systematisch gemobbt: Hier hat man sie sogar in den Fluss geworfen, in dem sie auf dem Rücken dahintreiben muss, bis ihre Mutter sie findet und wieder herauszieht.

Weil dieser Zustand unhaltbar ist, ordnet die Mutter einen Umzug an in das abgelegene Dorf Gørja am Gøjasee an, wo die Brattbakks ein großes, aber völlig heruntergekommenes Haus auf der Vogelmoorspitze beziehen, das Winkelhaus, benannt nach einem Vorbesitzer, der vor fünfundfünfzig Jahren verschwunden ist.

Von der Decke hing neben Spinnweben eine Glühbirne, die tatsächlich funktionierte. Ein knallgelbes Post-it mit Mamas deutlicher Handschrift klebte an der Wand hinter dem Schreibtisch, und ich konnte erkennen, was darauf stand: *In Gørja eingetroffen und in Erwartung des Unwetters*, stand ganz oben. Und darunter: *Abholung am Punkt*, worauf

jede Menge Zahlen und Zeichen folgten,
deren Bedeutung ich nicht verstand.
(S. 35)

Mutter hat auch im neuen Haus ein Arbeitszimmer, das keines der Kinder betreten darf. Als sich Sam doch hineinschleicht, findet sie dort eine kryptische Nachricht über ein Unwetter und eine Abholung.

Gørja wird offenbar regelmäßig von unerklärlichen Unwettern heimgesucht, bei denen Kinder verschwinden: 1954 ging Inger Vogelmoor verloren, und 2003 verschwanden die Geschwister Hans, Nils und Eva Bruvik, wie aus zwei Gedenktafeln hervorgeht.

Die Mutter macht sich unentwegt Sorgen um Sam, die nach ihrer Meinung nach zu mager ist und zu langsam wächst, weshalb das Mädchen mit Sportprogrammen und kalorienreicher Nahrung traktiert wird. Darüberhinaus erhält sie ein Superbracelt 6.0, mit dem ihre technisch überaus versierte Mutter jederzeit ihren Aufenthaltsort feststellen kann.

In der neuen Schule wird Sam wegen ihrer seltsamen, von ihrer Mutter ausgesuch-

ten Kleidung und der eigenartigen mitgebrachten Pausennahrung sofort zur Außenseiterin. Nur mit der störrischen Karla Qvist, die gerne mit dem Gewehr auf Krähenjagd geht, kann sie sich anfreunden.

„Siehst du die Wolke da?“

Ich folgte ihrem Finger mit den Augen und blinzelte.

„Findest du nicht auch, dass die irgendwie komisch ist?“

„Hm, vielleicht.“ Ich zögerte.

„Ich glaube, da stimmt was nicht“, wiederholte Karla. „Da ist so ein Fleck. Guck mal genau: eine Ecke des Himmels hat einen anderen Blauton als der Rest. Als hätte jemand ein Stück Himmel ausgeschnitten und ein neues Stück aufgeklebt. Das passt nicht richtig.“

„Jetzt seh ich es.“ Ich spürte Aufregung in mir aufsteigen, als ich die Stelle entdeckt hatte.

Da war doch was, oder? Ja, direkt über den Bäumen erkannte ich eine Art Riss im Himmel.

„Manchmal gibt es hier Stürme, die einiges durcheinanderbringen“, sagte

Karla gedankenverloren. „Und ich hoffe, dass bald so ein Sturm kommt und mich von hier wegbringt.“ (S. 57)

Alle Anzeichen deuten darauf hin, dass es bald wieder einer jenen schrecklichen Stürme geben wird, die nur in Gørja auftreten.

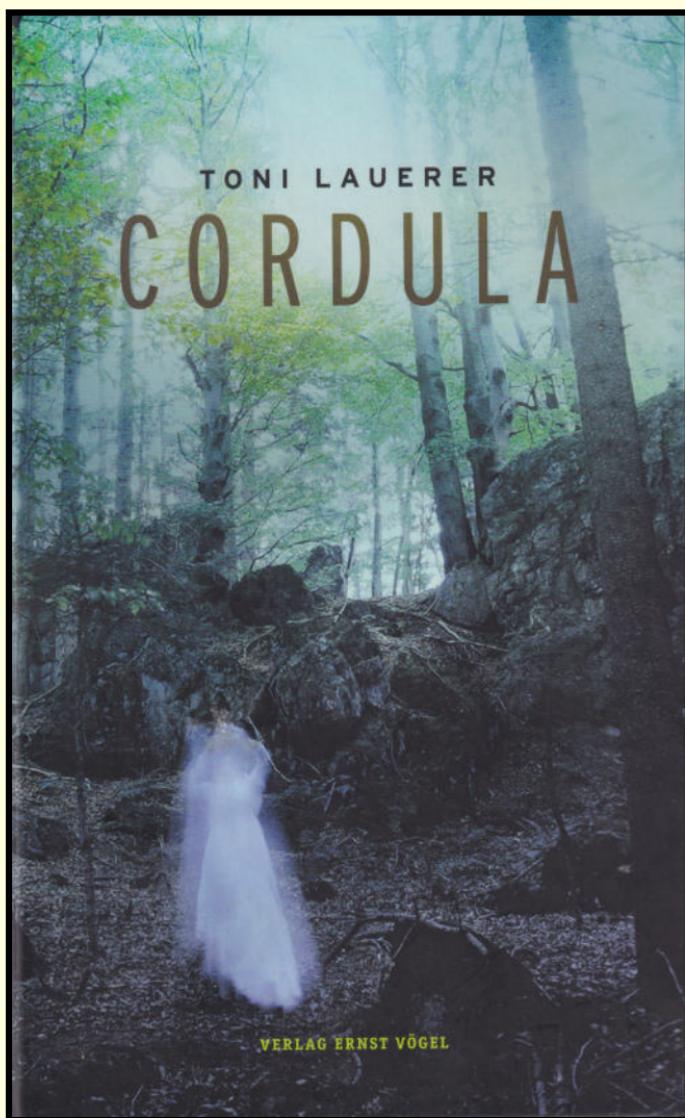
Ich wollte gerade aufgeben, als mein Blick auf den Papierkorb neben dem Stuhl fiel. Darin lagen mehrere zusammengeknüllte Zettel. Ich holte einen davon heraus und strich ihn sorgfältig glatt. Mamas unleserliche Schreibschrift füllte die Seite. Am Rand hatte sie Muskeln notiert, mit Ausrufezeichen. Mehr konnte ich nicht entziffern. Ich knüllte das Blatt wieder zusammen und griff nach einem anderen. Zahlreiche krakelige Notizen waren darauf. Aber die Überschrift ganz oben konnte ich lesen: PROJEKT SAM, stand da. Und darunter: WIE MÄSTE ICH EIN KIND? (S. 81)

Beim Spionieren findet Sam einen Zettel ihrer Mutter, der sich darum dreht, wie Sam

gemästet werden kann. Sam hat ihre Mutter ohnehin im Verdacht, in Sachen Fleischbeschaffung nicht wählerisch zu sein, denn just an dem Tag, als es Hasenbraten gab, ist ihr geliebtes Kaninchen Ole verschwunden. Kann es sein, dass die Mutter eine Kannibalin ist und Sam, wenn das Mädchen nur fett genug ist, verspeisen will?

Sturm überm Winkelhaus ist eine ebenso ungewöhnliche wie mysteriöse Erzählung. Verhält sich Sam schon etwas auffällig und wird dadurch zur Außenseiterin in jeder Schule, in die sie gesteckt wird, so ist ihre Mutter noch weitaus merkwürdiger. Dabei scheint es, als versuche die Mutter, möglichst normal zu erscheinen, was ihr aber kaum gelingt, schon allein wegen ihrer eigenwilligen Kochkünste, und weil sie zudem immer wieder unbewusst seltsame Sätze von sich gibt.

So bleibt der Roman rätselhaft und spannend bis zum Schluss, auch wenn sich der Leser schon etwas früher als Sam denken kann, was mit ihrer Mutter los sein könnte.



Toni Lauerer

Cordula

Verlag Ernst Vögel (HC 194 S./€ 14,90)

Stamsried 2011

Genre: Phantastik

Rolf bückte sich, um eine auf dem Boden liegende leere Zigarettenschachtel aufzuheben. Als er sich geistesabwesend wieder aufrichtete, zuckte er erschrocken zusammen: Unmittelbar vor ihm stand jemand! So nah, dass er den Atem spüren konnte.

Im schwachen Schein des aus dem Gaststufenfenster schimmernden Lichts und wegen der vorbeiwabernden, vom warmen Regen verursachten Dunstschwaden konnte er keine genauen Konturen oder gar Gesichtszüge erkennen. So war er sehr erleichtert, als er eine angenehm weiche, weibliche Stimme sagen hörte: „Grüß Gott! Entschuldigen Sie bitte, ich glaube, ich habe mich verlaufen!“ „Um Himmels Willen, haben Sie mich jetzt erschreckt!“, raunzte Rolf sie an, gar nicht souverän und charmant, wie es sonst seine Art,

insbesondere gegenüber Damen, war. Aber man ist nicht charmant, wenn man am ganzen Körper zittert wie Espenlaub und wenn einem buchstäblich die Haare zu Berge stehen. Eben noch hatte er die himmlische Ruhe, nur untermalt von den Geräuschen der Natur, genossen, und nun diese unvermittelte, unheimliche, nächtliche Begegnung.

„Das tut mir leid, das wollte ich nicht“, meinte verlegen sein Gegenüber und wich einen Schritt zurück, so als wollte sie sagen: „Ich tu dir doch nichts“. (S. 3)

Es ist Sperrstunde in einem abgelegenen Berggasthof im Bayerischen Wald. Der Wirt Rolf räumt gerade die Gläser weg, während Gerd, der ewige Stammgast, noch austrinkt.

Da taucht eine junge, wunderschöne Frau namens Cordula auf. Ihr Freund habe sie verlassen, sagt sie, und sie wisse nicht wohin. Daraufhin nimmt Rolf sie als Bedienung auf.

Rolf und Gerd sind beide begeistert über den Neuzugang, aber die beiden Hunde von Rolf verstecken sich vor Cordula, denn sie

ahnen, dass sie Böses im Sinn hat. Und es geht nicht aus für Rolf und Gerd, so viel ist sicher.

Cordula ist eine Geistergeschichte über Leid und Rache, düster erzählt von dem Komiker Toni Lauerer.



M. L. Wang [Michelle Wang, 1992]

Blood Over Bright Haven

(Blood Over Bright Haven, 2023)

Adrian Verlag (HC 478 S./€ 22,00)

Berlin 2025

Aus dem Englischen von Ulrike Brauns

Genre: Fantasy

Tirans heiliges Energienetz, das in vierzig Sektoren unterteilt war, lief die ganze Nacht, aber fing erst am frühen Morgen an zu leuchten, und zu dieser Jahreszeit konnte man den Anblick am besten genießen. Die sonnigen Sommerabende waren längst vorbei, und bis zum Einsetzen des lichtarmen Winters erhob sich die Sonne zur gleichen Stunde wie die fleißigen Tiraner. Zuerst ging das Licht in den Arbeiterbezirken an, dann in den Fenstern im angrenzenden Villenviertel, es glich einem Funkenmeer, das sich bis zur blauschwarzen Weite im Norden ausbreitete, wo die Landwirtschaft angesiedelt war. Zauber blitzten am Himmel auf, weil die Alchemisten das Erz für die heutige Stahlproduktion förderten. Unterhalb der

Gleise rollten Autos mit frischer Milch und Obst für die Reichen wie eine Prozession grellpanziger Käfer. Dank der neuen Gummimischung von Erzmagier Duris für die Reifen und dem glatten, alchemischen Zement, der das Kopfsteinpflaster der meisten Hauptverkehrsstraßen abgelöst hatte, konnten sich die Fahrzeuge schneller denn je fortbewegen. Trotzdem wirkten die „magiebetriebenen Kutschen“ vom Zug aus noch immer langsam und klein. (S. 26)

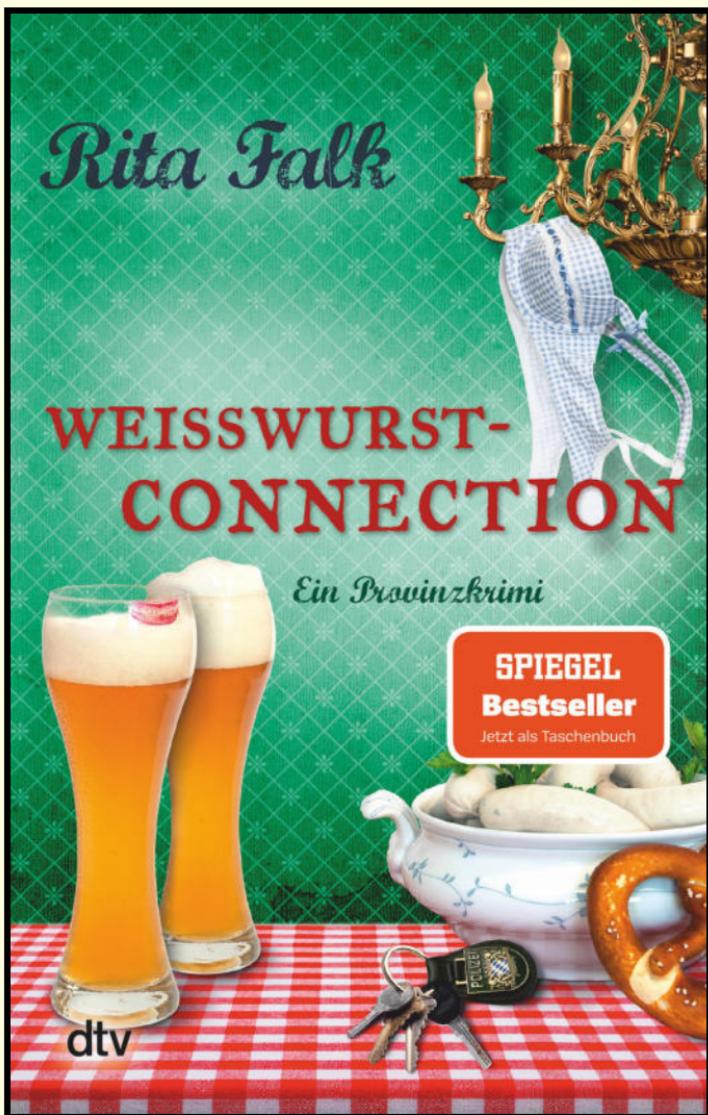
Die Stadt Tiran ist so modern, wie man es sich nur denken kann. Die dafür nötige Energie schöpft sie aus der Anderswelt; mit dieser Energie wird auch der kuppelförmige Schutzschild gegen die überaus feindselige Außenwelt aufrecht erhalten. Da die Stadt wächst, planen die Stadtväter, die Anderswelt noch stärker anzuzapfen und den Schutzschild zu erweitern.

Außerhalb der Kuppel ist das Leben äußerst gefährlich. So flüchten beispielsweise vierzig Menschen vom Volk der Kwen über den vereisten See vor der Stadt, werden

aber allesamt von Blitzen niedergestreckt. Nur Tomil und die kleine Carra erreichen Tiran lebend und werden hier aufgenommen.

Innerhalb der Stadt führt das Hohe Magisterium eine Aufnahmeprüfung für angehende Magier durch, an der alle zehn Jahre auch eine Frau teilnehmen darf, in diesem Fall die junge Sciona Freyman. Entgegen aller Erwartungen besteht sie die Prüfung, wird allerdings von einigen ihrer männlichen Kollegen extrem angefeindet. Ein Beispiel für die Geringschätzung, die sie erfährt, ist, dass sie als Assistenten jenen Fremden, Tomil, der sich jetzt Tommy nennt, zugewiesen bekommt. Doch zusammen decken die Beiden eine ungeheuerliche Gefahr auf, die der Stadt Tiran droht.

Blood Over Bright Haven ist ein origineller und dramatischer Fantasyroman der jungen, erfolgreichen Autorin und Martial-Arts-Instruktorin M. L. Wang.



Rita Falk [1964–]

Franz Eberhofer 8: Weißwurstconnection.

Ein Provinzkrimi (2016)

dtv 21 702 (TB 304 S./€ 10,95)

München 2019, 3. Auflage

Genre: Krimi

Ja, auch wir in Niederkaltenkirchen leben nicht mehr hinter dem Mond, sondern haben jetzt ein Spa-Hotel vom Allerfeinsten. Ganz egal, ob wir's nun haben wollten oder eher nicht. Jetzt steht es jedenfalls hier. Samt Lounge, Wellnessbereich, hochmodernem Gym und einem ia-Kosmetikstudio. Vom Feinschmeckertempel mit offenen Kaminen und diversen Konferenzräumen der edelsten Sorte mag ich gar nicht erst reden. Da soll noch mal einer behaupten, wir leben in der Provinz. Lächerlich.

Aber wurst. (S. 9f)

Im niederbayerischen Dorf Niederkaltenkirchen wurde ein feudales Spa-Hotel namens Heimatwinkel errichtet, das in der Bevölkerung durchaus umstritten ist. Hier ist der

Icherzähler Franz Eberhofer als Polizist tätig und hat zusammen mit Susi Gmeinwieser einen Sohn Paul, ein Jahr alt.

„Aber genau das ist ja der Horror, Herr Kommissar. Die Frau Grenzbach, die ist ja schon direkt am Durchdrehen. Sie will, dass alles ganz diskret über die Bühne geht. Ganz diskret, verstehen Sie“, wimmert der Nüters nun beinah, und ich befürchte grad ernsthaft, dass seine arme Mütze noch in den nächsten Minuten zweigeteilt wird. (S. 18)

Herr Nüters, Assistent und Liebhaber der Hotelière Frau Grenzbach, kommt mit einer Schreckensnachricht zu Eberhofer: Bei einem Probestart des Hotels, bei dem alle Mitarbeiter und Beteiligten ein kostenloses Wochenende im Spa verbringen durften, wurde eine männliche Leiche in einer Badewanne entdeckt.

Feinster hellgrauer Marmor bis ganz rauf zur Decke. Der Spiegel über dem edlen Waschtisch ebenfalls raumhoch und beidseitig flankiert von jeweils ei-

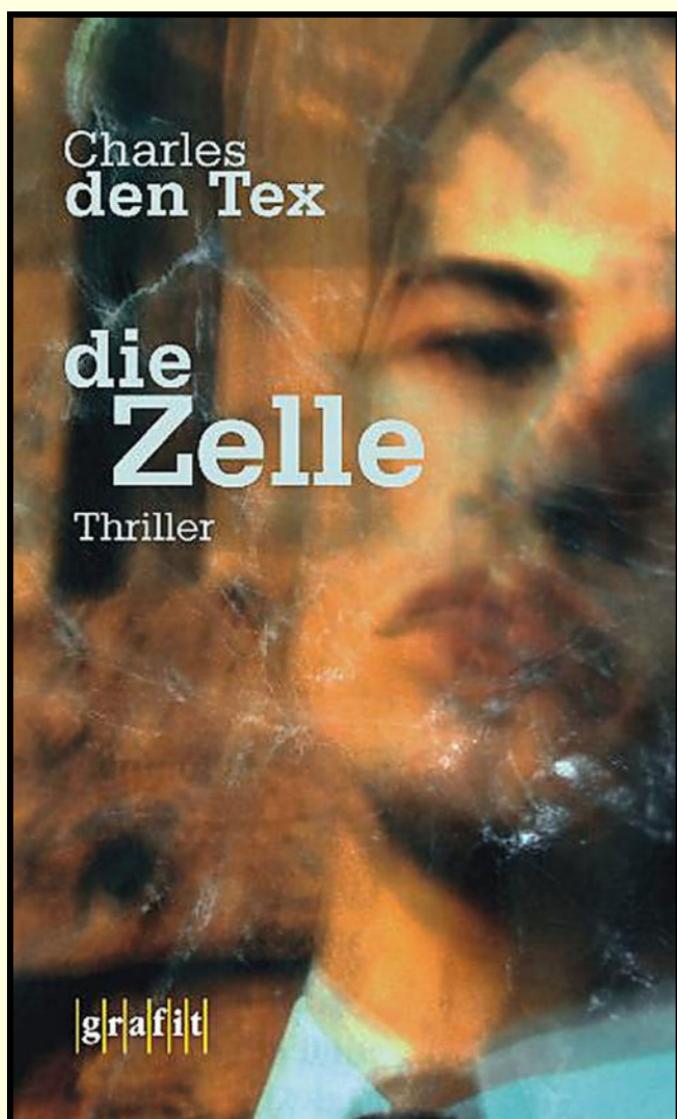
nem schmalen Lichtband. Alles sehr elegant und nobel hier. Alles vom Feinsten, einschließlich der Verarbeitung, was ich unserem Flötzingen so gar nicht zugetraut hätte. So gar nicht in dieses geschmackvolle Ambiente passend ist jedoch dieser Leichnam, der in einer erstklassigen Wanne dümpelt. Kein schöner Anblick. Wirklich. Der Kopf liegt schwer auf der Brust, Mund und Nase knapp unter Wasser. Beide Arme links und rechts neben dem leblosen und auch schon recht aufgedunsenen Körper, quasi im Wasser schwebend. Ebenfalls im Wasser schwebend: der Schniedl. Ziemlich mittig in diesem ganzen Szenario lugt er hervor wie ein Schnorchel. (S. 20f)

Wenn das ruchbar wird, dann ist das Hotel erledigt, noch dazu, wo hier ab dem nächsten Tag ein bedeutendes Esoterikseminar stattfinden soll.

Der gutwillige Eberhofer transportiert daher mit Hilfe seines guten Kumpels, des Privatdetektivs Rudi Birkenberger, die Leiche heimlich in die Gerichtsmedizin in

Landshut – obwohl er im Gegensatz zu Richter Moratschek fest glaubt, dass dem Ableben von Manuel Degen, wie der Tote heißt, tatkräftig nachgeholfen wurde. Und der Birkenberger ist von seiner Persönlichkeit her ja geradezu prädestiniert, sich als Esoterik-Begeisterter in das Seminar einzuschleichen.

Weißwurstconnection ist ebenso unterhaltsam und amüsant erzählt wie alle Eberhofer-Krimis. Allerdings leidet der vorliegende Roman an dem Problem, dass die Ermittlungen um den Todesfall höchstens ein Drittel des Romans einnehmen, während sich der Rest den familiären Problemen der Hauptfigur widmet, die wir allerdings aus den früheren Romanen schon zur Genüge kennen. Auch die Auflösung des Todesfalls wirkt nicht unbedingt überzeugend.



Charles den Tex

Die Zelle

(Cel, 2008)

Grafit 659 (HC 446 S./€ 19,90)

Dortmund 2009

Aus dem Niederländischen von Stefanie Schäfer

Genre: Krimi

Ich bin post-alles. Post-ich, post-multinational, post-mora-lisch, post-wir, post-Pizza (nie wieder eine Quattro Stagioni, bitte!), post-neokonservativ, post-Dritter-Weg, post-Neue-Sachlichkeit, post-Cuvee-Prestige, post-Fußball, post-natal (ergibt sich von selbst), post-Marketing, post-Information, post-spirituell und post-Marlboro. Ich bin sogar post-Post, denn ich erhalte ausschließlich anonyme Reklamewurfsendungen, eine Art prähistorisches Spam, sowie Kopien von Rechnungen, die ich bereits zwei Tage zuvor per E-Mail empfangen habe. Aber einen echten Brief, auf Briefpapier aus einer hübschen Schachtel, in einem passenden Umschlag, mit Anrede und handgeschriebenen Gedanken, mit

Wünschen, Geschichten und voller Liebe – den habe ich noch nie bekommen. Ich bin auch post-Jessica. Und das wird sich nicht ändern. Wenn man alles verliert, bleibt viel zu viel übrig. Die Welt ist noch genauso voll wie zuvor. Noch voller sogar. Voller Produkte und Marken. Leute. Gruppen. Meinungen. Alles wird immer mehr. Post-das muss ich noch werden. Man kann etwas richtig machen oder gar nicht. Viel mehr bleibt einem nicht. (S. 7)

Der Amsterdamer Unternehmensberater Michael Bellicher ist gerade etwas frustriert, weil er von seiner Freundin Jessica verlassen wurde.

Ich starrte das Display an. Durch das einfallende Sonnenlicht konnte ich die Schrift nicht lesen.

Später, dachte ich. Nachher, wenn ich Zeit habe. Ich griff mit der rechten Hand nach dem Telefon, um die Nachricht zu speichern. Doch ich erreichte den Knopf nicht mehr. Das Heck des Wagens vor mir schlingerte plötzlich hin und her.

Der Fahrer versuchte gegenzulenken, um das Auto zu stabilisieren, erzielte aber genau den gegenteiligen Effekt. Der Wagen drehte sich halb um die eigene Achse, ruckte noch einmal und überschlug sich. Genau vor mir. (S. 9)

Auf der Landstraße verunglückt ein Auto direkt vor Bellicher ohne dessen Beteiligung; doch die davonfliegende Motorhaube des Unfallwagens schrammt an der Seite seines eigenen Autors vorbei, so dass auch er im Graben landet.

Die von Bellicher gerufene Polizei behandelt ihn wie einen Schwerverbrecher, verpasst ihm Handschellen, steckt ihn in eine Zelle und transportiert ihn in die Stadt Monster, wo er vom Ermittler van Bilt vernommen wird.

„Am zweiten Juli um dreizehn Uhr fünfzig wurde in Monster, Zuid-Holland, ein Mann angefahren.“ (S. 32)

In der Stadt Monster wurde ein Mann von einem BMW angefahren und ist mittlerweile seinen Verletzungen erlegen. Der Fahrer

hatte Fahrerflucht begangen, aber die Polizei konnte das Kennzeichen feststellen und ermittelte, dass das Auto auf Bellicher zugelassen war. Bellicher ist mehr als verblüfft, denn er hat nie in seinem Leben einen BMW besessen – aber wie will er das Gegenteil beweisen, wenn er in der Fahrzeugzulassungsstelle als Eigentümer des BMW eingetragen ist? Die Polizei glaubt seinen Einlassungen nicht und will nur noch herausfinden, wo er das Auto gelassen hat. Und das ist nicht der einzige Fall, in dem ein Unbekannter Änderungen in Bellichers Akten vorgenommen hat.

Die Zelle erzählt von einem ahnungslosen Menschen, der aufgrund fremder Einwirkung in seine behördlichen Unterlagen in die allergrößten Schwierigkeiten gerät.

Rita Falk

SPIEGEL
Bestseller



GUGLHUPF-
GESCHWADER

Ein Provinzkrimi



dtv

*Falk, Rita: Guglhupfgeschwader

Rita Falk [1964–]

Franz Eberhofer 10: Guglhupfgeschwader.

Ein Provinzkrimi

dtv (PB 318 S./€ 15,90)

München 2019

Genre: Krimi

„Bitte, Franz. Ich ... ich glaub, ich brauch dringend deine Hilfe“, sagt er und versaut mir mit einem einzigen Satz meinen ganzen Samstagabend. Wunderbar, wirklich.

„Ja, dann komm schon“, sag ich und geh Richtung Saustalltür. Und während ich mich gleich mal aufs Kanapee setz, wandert der Lotto-Otto erst sämtliche Fenster ab, überprüft penibelst, ob sie auch wirklich richtig gut zugemacht sind, und zieht am Ende auch noch die Vorhänge zu.

„Sag mal, ist die Mafia hinter dir her, oder was soll dieser ganze Zirkus?“, frag ich, weil's mir echt langsam komisch wird.

„Ja, so ähnlich“, sagt er knapp und schaut mir dabei äußerst ernst in die Augen. Er schwitzt, seine Lider flattern und die Hände zittern. (S. 36)

In dem niederbayerischen Dorf Niederkaltenkirchen herrscht wieder Aufregung, denn der Lotto-Jackpot ist auf siebzehn Millionen Euro angestiegen. Sogar die Oma des Dorfpolizisten Franz Eberhofer wird vom Lottofieber erfasst.

Da gibt es natürlich viel zu tun für Oskar Feistl, genannt Lotto-Otto, und seine Mutter Nicole, die hier den einzigen Kiosk mit Annahmestelle betreiben. Allerdings hat Lotto-Otto ganz andere Probleme, denn er gesteht dem Eberhofer, dass er bei einem mafiosen Geldverleiher aufgrund unüberwindlicher Spielsucht große Schulden gemacht hat und jetzt um seine Gesundheit und das Leben seiner Mutter fürchtet. Wie es weitergeht, fragt der Eberhofer.

„Und jetzt?“

„Jetzt? Ja, jetzt hab ich über sechzigtausend Euro Schulden, zwei abgehack-

te Finger und eine Morddrohung am Hals“, stößt er hervor. (S. 38)

Weil die Geldverleiher gedroht haben, Lotto-Ottos Mutter umzubringen, wird diese kurzfristig bei der Oma untergebracht, während der Kioskbetreiber bei Eberhofer nächtigt – und schon wird diesem das Fenster mit einem großen Stein eingeschmissen. Offenbar wissen die Gangster über die Bewegungen der Schuldner allerbestens Bescheid. Ja, schlimmer noch, Lotto-Otto will unter den Verbrechern, die ihm zwei Finger abgeschnitten haben, einen Polizisten aus Landshut erkannt haben, weshalb er sich nicht einmal offiziell an die Behörden um Hilfe wenden kann. Als die Mutter von Otto-Lotto infolge eines Brandanschlags tatsächlich ihr Leben lassen muss, brennt gewissermaßen die Hütte.

Guglhupfgeschwader ist ein rundum gelungener Krimi: Die Mischung aus Gaudi und Spannung ist perfekt, und die Anteile von Ermittlungsarbeit und Privatproblemen halten sich angenehm die Waage.

Übrigens ist *Guglhupfgeschwader* genau der zehnte Eberhofer-Krimi nach fast eben-

sovielen Jahren, weshalb man sich auch nicht darüber wundern muss, dass das zehnjährige Dienstjubiläum des Eberhofer Franz in Niederkaltenkirchen groß gefeiert wird.

Sogar ein Kreisverkehr wird zu Ehren des Jubilars in „Franz-Eberhofer-Kreisel“ benannt – im Roman, aber auch in Wirklichkeit. Der Kreisel, der in den Eberhofer-Filmen von Ed Herzog regelmäßig mehrfach hintereinander durchfahren wird, steht bei Frontenhausen im Landkreis Dingolfing-Landau und wird von einer Statue, die Franz Eberhofer und seinen Kumpan Rudi Birkenberger darstellt, welche eigenartigerweise den Schauspielern Sebastian Bezzel und Simon Schwarz zum Verwechseln ähnlich sehen, geschmückt.



Kurd Laßwitz

Vor dem Nullpunkt des Seins

Wenig bekannte frühe Erzählungen und Gedichte
des ›Vaters der deutschen Science Fiction‹
aus seiner Studienzeit (1868–1871)



***Laßwitz, Kurd: Vor dem Nullpunkt des Seins**

Kurd Laßwitz [Carl Theodor Victor Kurd Laßwitz, 1848–1910]

Vor dem Nullpunkt des Seins. Wenig bekannte frühe Erzählungen des ‚Vaters der deutschen Science Fiction‘ aus seiner Studienzeit (1868–1871)

DvR (PB 140 S./€ 15,00)

Lüneburg 2025

Genre: Satire, Phantastik

Tiefsinnig saß ein junger Mann am Schreibtische. In Gedanken versunken tauchte er eben die Stahlfeder zum zwölften Male in das Tintenfaß, um sie dann fein sauber an seinen hellen Beinkleidern auszuwischen.

Seine linke Hand hielt krampfhaft ein Blatt Papier, auf welchem sich der Anfang eines Gedichtes zeigte. „Das verfluchte Wort“ murmelte der jetzt. „Drei Verse habe ich: nur der vierte fehlt noch. Was reimt sich auf heiter? Streiter, Kleider, Blitzableiter, Schneider, Beider – paßt Alles nicht, trotz der

unechten Reime. Will's noch einmal lesen:

„Wie ein Lämmlein auf der Au
Hüpf ich froh und heiter,
Sieht auf mich Dein Auge blau,‘

Uff! Ich kann nicht weiter! Der
Schweiß trieft mir von der Stirn! Ha -
gefunden!

„Wie ein Lämmlein auf der Au
Hüpf ich froh und heiter,
Sieht auf mich Dein Auge blau,
Schlägt mein Herz gleich weiter.‘

(„Herr Strehler oder der poetische Haus-
lehrer“, 1868)

„Herr Strehler oder der poetische Hauslehrer“ ist das erste bekannte literarische Werk von Kurd Laßwitz, entstanden 1868 während seines Studiums der Mathematik und Physik. Das herzlich schlechte Gedicht des verliebten Hauslehrers Strehle, der partout nicht Strehler genannt werden will, ist amüsanter zu lesen, aber der Humor der viel

zu breit ausgewalzten Erzählung ist so schlicht, so dass die Zeitung *Der industrielle Humorist*, in der die Story erschienen ist, schon sehr in Not bezüglich verfügbarer Beiträge gewesen sein muss.

Ob
Ich
Dich
Grob

Fopp', —
Stich
Mich
Drob

Nicht!
Wicht,
Du!

Lieb,
Gib
Ruh!

(„Sonett an die Geliebte, als er sie gärt-
gert hatte und sie sich durch Nadelsti-

che rächen wollte (Die Einsilbigkeit drückt die Verstimmung aus.)“, S. 91))

Drei Jahre später, 1871, bringt Kurd Laßwitz dieses originelle Gedicht, „Sonett an die Geliebte“, bestehend aus lauter einsilbigen Zeilen hervor; offenbar hat er in dieser Zeit bereits viel dazugelernt.

Aromasia Duftemann-Ozodes aber war eine Künstlerin im wahren Sinne des Worts. Ihre Duftaccorde umstrickten die Seele mit Allgewalt. Flieder, Springauf und Rosen, als Grundgerüche festgehalten, führten die Träume in die holde Zeit des Sommers und der jungen Liebe; aber allmählich verschwimmen diese Düfte, wir glauben vor verwelkten Blumen zu stehen, und ein Gemisch von Jasmin und Schnittlauch durchzieht das Gemüth mit unendlicher Wehmuth; und nun, durch diese Wehmuth hindurch, riechen wir den Hohn, den Leichtsinn des Treulosen im Dufte des Weines; mehr und mehr umhüllen uns Alkohol-dämpfe; da – wie ein Aufschrei des Entsetzens – ein Mißgeruch! Pulver ist es –

dann dumpfe Grabesluft; noch einmal in unendlichem Schmerz erheben sich die Accorde, dann verduften sie in stiller Resignation.

(„Das Geruchsclavier“ aus „Bis zum Nullpunkt des Seins. Culturbildliche Skizze aus dem dreiundzwanzigsten Jahrhundert“, S. 113)

„Das Geruchsclavier“ aus dem Jahr 1871 zeigt Kurd Laßwitz auf dem Höhepunkt seines Könnens: Diese Satire auf das eitle, selbstbezogene Bildungsbürgertum ist ein kleines Meisterwerk nicht nur der Science Fiction, sondern der Literatur an sich.

Die Sammlung *Vor dem Nullpunkt des seins* bringt nicht nur bislang unbekannte Frühwerke von Kurd Laßwitz, sondern zeichnet auch hervorragend die Entwicklung dieses für die Geschichte der deutschen Science Fiction so bedeutenden Autors nach.

In diesem Zusammenhang muss man die bei DvR erschienene und immer noch vollständig erhältlich *Kollektion Laßwitz* erwähnen, die in dreiundzwanzig Bänden das Gesamtwerk des Autors präsentiert; das

vorliegende Buch stellt dazu eine kleine Auswahl dar.

Der vollständige Inhalt stellt sich wie folgt dar.

Anmerkungen und editorische Hinweise

1868

Herr Strehler oder der poetische Hauslehrer (Humoreske)

1869

Ich und mein Bruder werden nie heirathen (Humoreske)

Der Scharfrichter oder Ein treues Herz (Satire)

1870

Bibel-Auslegung (Witz mit Karikatur)
Eine delikate Nummer (Witz mit Karikatur)

Praxis in allen Vocalen (Scherzgedicht)
Die harte Nuß (Bildergeschichte, Münchner Bilderbogen)

1871

Albumblätter für junge Damen
(Scherzgedicht)

Der einzige Unterschied (Witz mit Karikatur)

Feldpostbrief (Gedicht über die Militärzeit in Frankreich)

Eine Geschichte ohne Anfang und Ende (Erzählung)

Hebe (Erzählung)

Bis zum Nullpunkt des Seins. Cultur-
bildliche Skizze aus dem dreiundzwanzigsten Jahrhundert (Erzählung)



Annette Rümmele

**GRÜN
: DER ÜPPIGEN**

Gedichte

EDITION
MAYA

BUCHBESPRECHUNG

Jens-Philipp Gründler

Annette Rümmele

GRÜN : DER ÜPPIGEN. Gedichte

Edition Maya (PB 94 S./€ 18,00)

Niederrheinbach 2025

Alles grünt, es grünt üppig. Eine Rezension zu Annette Rümmeles Gedichtband

Mit Annette Rümmeles Lyrik bin ich seit langer Zeit vertraut. Ich habe das Glück, die Dichterin von unserer gemeinsamen Tätigkeit für die Zeitschrift Experimenta her zu kennen, seit nunmehr über zehn Jahren. Ihren wundervollen ersten Gedichtband „Die Poesie der Gestalt“, der 2017 in der Edition Maya erschien, rezensierte ich. Schon damals war mir klar, dass es sich um eine außergewöhnlich begabte Poetin handelte,

deren Worte mir die Sprache verschlugen. Aber nicht nur das. Andererseits gaben sie mir neue Luft zum Atmen, inspirierten und kräftigten mich. Ihre damalige Veröffentlichung enthielt nicht nur Gedichte, sondern auch Kurzprosa, äußerst gelungen.

Dennoch waren es diese pointiert formulierten Verse und Strophen, die mich bannten. Ich selbst bin leider völlig ungeeignet dazu, Poesie zu verfassen, da ich einen Hang zum Schwafeln habe. Deshalb bewundere ich Autorinnen und Dichter über die Maßen, denen es gelingt, ihre ästhetischen Eindrücke, die sie, wie Annette Rümmele, aus der Natur oder ihrer Umgebung gewinnen, in derart knappe und blitzartig einschlagende Poeme zu kleiden. Sie kochen ihre Sujets gewissermaßen herunter, destillieren aus Schönheit, aber auch Schrecken, die Essenz heraus.

Annette Rümmele präsentiert in ihrem neuen Band „Grün : der üppigen“, welcher soeben in der Edition Maya erschienen ist, in sieben Kapiteln ihre prägnanten Verse. Schon das ästhetisch hochwertige Cover, welches ihr langjähriger Wegbegleiter Jürgen Fiege gestaltet hat, lädt die Leserschaft

ein, sich vom Lärm loszusagen:

„die Dämmerung löscht
mit ersten Schatten
den Aufruhr, Lärm –
verwandelt Rumor
in die Macht
der Stille“

Gegenwärtig – war es schon immer so? – verursachen Kriege und Krisen einen permanenten Dreck und Lärm, der in uns eindringt und uns verschmutzt, seelisch, emotional. Es mag einem vorkommen, als sei diese Kriegsindustrie perfektioniert worden, um uns vom eigenen Denken und Empfinden, und von der Liebe (!) wegzubringen. Annette Rümmele, promovierte Psychologin, weiß sehr genau, wovon sie berichtet. Ihr Anliegen scheint darin zu bestehen, die wunden Seelen der Menschen heilen zu wollen. Bei diesem Vorhaben unterstützen wir sie gern und genießen ihre anmutigen Gedichte. Wie bei Haikus, Annette Rümmele verwendet die ihnen ähnelnde Form des Senryūs, findet man in ihrem Band keinerlei Verschwendung, oder:

dem Titel widersprechende Üppigkeit. Sie bringt alles, was sie zu sagen hat, auf den Punkt. Und da sie sehr viel zu sagen hat, ist es umso bewundernswerter, dass ihren Kreationen jegliche Überflüssigkeit fehlt. So, wie sie sind, sind die Gedichte klar, in Form und Inhalt. Wie prächtige Bonsai-bäumchen stehen sie im Sonnenlicht und begrüßen uns. Die Natursymbolik spricht Bände. Auch an einen Spaziergang im kühlenden Schatten eines Waldes, womöglich barfuß?, mag man denken, wenn man diesen Band liest. Im titelgebenden Gedicht „Grün : der üppigen“ heißt es:

„und hören
fern leis den Klang
den himmlischen

und verweilen im
Grün
: der üppigen“

Diesen Versen ist nichts hinzuzufügen.

Frank Fabian

Die Geheimnisse des Mittelalters

Christen | Päpste | Tempelritter



AUS MEINEM BÜCHERBORD

Kuno I. Hilgenfelder

Frank Fabian

Die Geheimnisse des Mittelalters

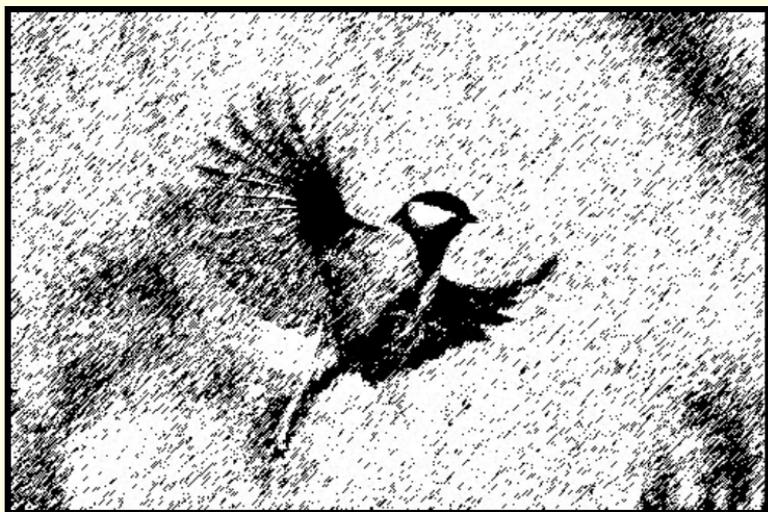
2024, Bassermann Verlag, 254 S, 9,99 €

ISBN 978-3-8094-4787-0

Frank Fabian nimmt seine Leser mit auf eine faszinierende Reise in die Welt des Mittelalters. Das Buch ist gut recherchiert und verständlich geschrieben, sodass sowohl Laien als auch Interessierte tiefe Einblicke in die Geheimnisse und Besonderheiten dieser faszinierenden Epoche erhalten. Fabian schafft es, komplexe Themen wie das Alltagsleben, die Kultur, die Mythen die gesellschaftlichen Strukturen und vor allem des Christentums des Mittelalters spannend und anschaulich darzustellen. Vor allem

letzteres nimmt einen breiten Raum ein und bietet etliche Offenbarungen, die einem noch nicht bewußt waren. Es bietet auch oftmals überraschende Einsichten und Wendungen.

Besonders gefällt die Mischung aus Fakten, Anekdoten und einer klaren Sprache, die das Lesen angenehm macht. Das Buch ist eine tolle Lektüre für alle, die mehr über das Mittelalter erfahren möchten, ohne sich in zu wissenschaftlichen Details zu verlieren. Insgesamt eine empfehlenswerte Lektüre, die neugierig auf die faszinierende Welt des Mittelalters macht! Mich hat die Lektüre von der ersten bis letzten Seite begeistert.



DIE GESCHENKTE ZEIT

Erzählung

Michael Wiedorn

Ich bin alt. Uralt. Ich habe erheblich weniger Lebenszeit vor mir, als hinter mir. Die verflossenen Jahre rasten weg. Sie sind vorbei und verloren. Ich habe mein bisheriges Leben ungenutzt verstreichen lassen, dabei waren das die Jahre, in denen ich noch Kraft und Vitalität hatte. Die künftigen Jahre werden Jahre wachsender Müdigkeit und Schwäche sein. Lange, ereignislose Tage. Die Zeit verfließt und verfließt. Irgendwann kommt der absolute Schlusspunkt. Diesen radikalen Schlusspunkt kann man sich gar nicht vorstellen. Es ist ein Bereich ohne Bilder und Töne. Das große Geheimnis, das

selbst den banalsten Trottel verzaubert. Ich nenne es jetzt das riesige Schwarz hinter dem Großen Tor und ich verdingliche und banalisieren das Unfassbare mit diesem Bild. Alles Existierende hat ein klares und erhabenes Ziel: das Mysterium des Unsichtbaren. Ich fühle nichts. Ich kann mir dieses Nichts nicht vorstellen. Mein Ich gibt es garnicht und ich weiß nichts von meinem Nichtsein.

Aber in den Jahren kurz vor dem Erreichen dieses erhabenen Zieles werde ich meinen Körper sehr wohl noch fühlen. Die Knieschmerzen spüre ich deutlich. Nach den kleinsten Anstrengungen flattert mein wahnsinnig gewordenes Herz. Die Schwäche meines Körpers offenbart sich mir durch den aus dem Gleichgewicht geratenen Kreislauf. Wann trifft mich der Schlag? Diesen Schlag erteilen mir nicht feindliche Schläger, sondern dieses fremde Etwas meines eigenen Körpers.

In früheren Jahren funktionierte mein Körper. Ich fühlte ihn fast nicht. Manchmal vergaß ich ihn.

Habe ich früher die Kraft und Schönheit meines Leibes genossen? Konnte jemals

mein junger Körper kraftvoll und mühelos Hindernisse überwinden? Ein Starker durchstößt Mauern und Lufträume. Ein athletischer Ikarus streckt seine muskulösen Arme aus. Die Arme verwandeln sich in Flügel. Er schwingt die Flügel auf und ab. Er hebt in den Himmel ab. Der Vogelmann durchstößt Raum und Zeit.

Ich sitze grau und matt im Rollstuhl und jammere mit meckernder Stimme. Die Pflegerin füttert mich mit der Schnabeltasse. Ein Zahn nach dem Anderen sind schon längst ausgefallen. Die Schwester wird mir gleich die vollgeschissenen Windeln wechseln. Sie legt mir sanft und zärtlich ihre Hand auf meine Augenlider und schließt sie.

Ich falle und falle in grenzenlose Leere. Müde und satt. Ich stehe aufrecht mit einem gut durchtrainiertem Körper in einer weiten Steinwüste. Meine kräftigen Arme sind Flügel. Ich schwinge sie auf und ab und hebe vom Boden ab und durchstoße als Vogel machtvoll Raum und Zeit. Es ist nicht zu Ende. Mir wurde unendlich viel Zeit geschenkt.

Ich sehe nichts mehr.



EINTRÄGLICHER ABERGLAUBEN

(Supersticiones retributivas)

Aus dem Spanischen von Marion
Kaufmann

Erzählung

Fernando Sorrentino

Ich lebe von dem Aberglauben anderer. Viel verdiene ich nicht, und die Arbeit ist ziemlich schwer.

Meine erste Anstellung war in einer Fabrik, wo Sodawasser in Siphonflaschen abgefüllt wurde. Der Chef glaubte, aus unerklärlichen Gründen, dass sich in einer der Tausenden Siphonflaschen (ja, aber in welcher?) die Atombombe befand. Er glaubte auch, dass die Anwesenheit eines Men-

schen genügen würde, um zu verhindern, dass sich diese schreckliche Energie befreite. Wir waren mehrere Angestellte, einer für jeden Lastwagen. Meine Arbeit bestand darin, dass ich täglich während sechs Stunden – so lange dauerte die Auslieferung – auf der ungleichmäßigen Oberfläche der Siphons sitzen mußte. Eine harte Arbeit: der Lastwagen holperte über die Straßen; der Sitz war unbequem und schmerzte; die Fahrt, langweilig; die Fahrer, ordinäre Kerle; mehrmals explodierte ein Siphon (nicht der mit der Bombe) und ich erlitt leichte Verletzungen. Schließlich hatte ich es satt und kündigte. Der Chef nahm schnell einen anderen Mann, der einzig und allein mit seiner Anwesenheit, die Explosion der Atombombe verhindern würde.

Gleich danach erfuhr ich, dass ein lediges Fräulein im Belgrano Viertel ein Schildkrötenpaar besaß und aus unerklärlichen Gründen glaubte, dass eine (ja, aber welche?) der Teufel in der Gestalt einer Schildkröte sei. Da das schwarz gekleidete, den Rosenkranz betende Fräulein nicht ständig auf sie aufpassen konnte, hat sich mich für die Nachtwache engagiert. „Wie jeder

weiß“, erklärte sie mir, „ist eine dieser Schildkröten der Teufel. Wenn Sie sehen, dass an einer von ihnen zwei Drachenflügel wachsen, müssen Sie es mir sofort sagen, denn diese ist zweifellos der Teufel. Wir machen dann ein Feuer und verbrennen sie lebendigen Leibes, damit der Schlechtigkeit auf der Welt ein Ende gesetzt wird“. Die ersten Nächte blieb ich wach und beobachtete die Schildkröten: was sind das doch für dumme und ungraziöse Tiere. Dann kam mir meine Wachsamkeit sinnlos vor und kaum hatte sich die alte Jungfer hingelegt, wickelte ich eine Decke um meine Beine, kuschelte mich in einen Gartenstuhl und schlief die ganze Nacht durch. Ich konnte also nie herausfinden, welche der beiden Schildkröten der Teufel war. Ich sagte daher dem Fräulein, dass ich die Arbeit aufgeben wollte, denn die schlaflosen Nächte bekämen mir nicht.

Ich hatte nämlich außerdem erfahren, dass es im Vorort San Isidro, auf einer Anhöhe, ein ganz altes Haus gab, und in dem Haus eine Statue, die ein süßes, junges, französisches Mädchen von Ende des 19. Jahrhunderts darstellte. Die Besitzer – ein

altes, graues Paar – glaubten aus unerklärlichen Gründen, dass das Mädchen an Liebeskummer und Traurigkeit litt war und bald sterben würde, wenn es keinen Mann bekäme. Man wies mir ein Gehalt zu und ich wurde der Bräutigam der Skulptur. Ich begann, sie zu besuchen. Die Alten lassen uns allein, aber ich habe den Verdacht, dass sie uns heimlich beobachten. Das Mädchen empfängt mich in dem tristen Salon, wir setzen uns auf ein abgenutztes Sofa, ich bringe ihr Blumen, Konfekt oder Bücher mit, ich schreibe ihr Gedichte oder Briefe, sie spielt matt Klavier, schaut mich sanft an, ich nenne sie *Liebling*, küsse sie heimlich, manchmal gehe ich etwas weiter als es der Anstand und die Unerfahrenheit eines Mädchens von Ende des 19. Jahrhunderts erlauben. Giselle liebt mich auch, sie senkt die Augen, seufzt leise und sagt: „Wann werden wir heiraten?“ „Bald“, antworte ich, „ich spare Geld“. Ja, aber das Datum rückt in die Ferne, denn viel kann ich für unsere Hochzeit nicht sparen: wie ich schon sagte, man verdient nicht viel wenn man von dem Aberglauben anderer lebt.



JINGLE BELLS STATT „SCHINKENPELZ“

Erzählung

Karl Ehret

„Jingle Bells, Jingle Bells“ klang es durch die dunklen Gassen von Teufelsmoor, einem weit abgelegenen Ort im tiefsten Pfälzerwald.

„Sie spielen ja schon wieder dieses beschissene „Schinkenpelz“, knurrte die feuerrote Vanessa und ihre dunkelhaarige Partnerin Viola nickte und meinte nur lapidar: „Hattest du am Vorabend vor Heiligabend etwa „Hells Bells“ von AC DC erwartet?“

Die beiden jungen Frauen lebten erst seit vier Wochen zusammen in einem kleinen Häuschen am Ortsrand, das Viola von ihrer Tante Frieda geerbt hatte. Und somit direkt am Rande des Teufelsmoors, das dem Dorf seinen Namen gegeben hatte.

Im Dorf wurden die beiden Neuen schnell hinter vorgehaltener von den einen als Lesben, von den anderen sogar als Hexen vorverurteilt, obwohl beide als selbstständige Maklerinnen firmierten und sich außer bei unvermeidlichen Einkäufen im Dorf nicht blicken ließen. Vielleicht auch gerade deshalb... Ein Liebespaar waren sie jedoch in der Tat und waren an diesem Abend gerade erstmals im Begriff Hand in Hand in das finstere, unheimliche Teufelsmoor zu laufen, obwohl die Anwältin von Violas Tante ihnen dringend davon abgeraten hatte, dies in der Dunkelheit zu tun. Tatsächlich hatte sie sie sich die ersten vier Wochen auch daran gehalten, aber heute, einen Tag vor Heiligabend, hatten sie genug von den hanebüchenen Geister- und Spukgeschichten, von denen schon Violas Tante immer erzählt hatte, die die beiden

bekennenden Realistinnen ohnehin nicht ernst genommen hatten.

„Weißt du was, Viola“, schlug Vanessa deshalb vor. „Wir suchen uns dort ein gemütliches Plätzchen und verbringen die Nacht dort. Oder hast du etwa Angst?“

„Quatsch, Liebste“, lachte Viola. „Machen wir. Ist endlich mal was anderes.“

Nach etwa einer halben Stunde fanden sie ein, wie beide fanden, ideales Nachtlager, und breiteten dort ihre Decke direkt vor einer mächtigen Eiche aus. Sie knutschten innig eine ganze Weile miteinander, kuschelten sich danach aneinander und wurden irgendwann schläfrig.

Doch plötzlich war alles ganz anders.

Ein undurchdringlicher Nebel hatte die beiden Turteltauben dermaßen eingehüllt, dass sie sich selbst nur noch schemenhaft erkennen konnten und es herrschte eine wahrhaft gespenstische Stille. Oder doch nicht?

„Hörst du? Da weint doch jemand, Vanessa“, flüsterte Viola.

„Du hast recht, Viola“, raunte Vanessa. „Und was machen wir jetzt?“

„Wir können gar nicht machen. Wir sehen uns ja selbst kaum noch richtig. Sehr seltsam.“ Viola kamen nun doch die Geschichten ihrer Tante in den Sinn, über die sie stets nur geschmunzelt hatte.

Plötzlich jedoch hörten die beiden Abenteuerlustigen eine tiefe, unheimlich klingende Männerstimme sagen: „Willkommen im Teufelsmoor.“

Blankes Entsetzen fuhr ihnen in ihre Glieder, da derjenige unmittelbar vor ihnen zu stehen schien! Aber sehen konnten sie, wegen des dichten Nebels, niemanden.

Doch ihre persönliche Horrorshow hatte gerade erst begonnen. Viola und Vanessa wurde beide zur gleichen Zeit rüde an ihren langen Haaren gepackt und weggeschleift. Sie hatten keine Chance, sich dagegen zu wehren und schrien verzweifelt um Hilfe. Aber woher sollte hier im tiefsten Teufelsmoor Hilfe herbeieilen?

Wenig später schien der unbekannte Grobian jedoch sein vermeintliches Ziel erreicht zu haben. Er ließ die beiden, die inzwischen nur noch leise winselten, auf den Boden plumpsen, fesselte ihnen die Hände

auf den Rücken und band auch noch ihre Füße zusammen.

Und dann?

Nichts.

Erneut legte sich eine gespenstische Stille über das nebelverhangene Teufelsmoor.

Viola und Vanessa wussten nicht, wie lange sie nun schon gefesselt auf ihrem Bauch lagen und hatten sich vor lauter Angst bis jetzt nicht getraut, etwas zu sagen.

„Ist er noch da“, durchbrach Vanessa nun das Schweigen.

„Meinst du ich sehe mehr als du“, knurrte Viola zurück.

„Und was machen wir jetzt? Ich meine, falls er nicht mehr da“, fragte Vanessa.

„Wir können beispielweise aufeinander zukriechen und knutschen, bis der Arzt kommt. Ich fürchte allerdings, dass allerdings keiner kommen wird, du Einfaltspinsel“, giftete Viola. Wir sind an Händen und Füßen gefesselt. Von wem auch immer. Was bitte können wir also überhaupt in dieser beschissenen Lage tun? Ich sage es dir. Nichts.“

„Und das einen Tag vor Weihnachten“, stöhnte Vanessa. „Und wir haben noch keinen Christbaum, weil du unbedingt bis auf den letzten Drücker warten musstest.“

„Sag mal, Vanessa“, fauchte Viola. „Wir liegen hier von einem Unbekannten gefesselt im tiefsten Teufelsmoor, können uns selbst kaum erkennen und wissen nicht die Bohne, was dieser Merkwürden mit uns vorhat. Und an was denkt meine liebe Vanessa? An unseren Christbaum, den wir noch nicht haben. Dass dies unter Umständen blutige Weihnachten für uns werden könnten und man uns, statt „Jingle Bells“ auf unseren eigenen „Schinkenpelz“ rücken könnte, scheinst du mit deinem sonnigen Gemüt wohl überhaupt nicht in Erwägung zu ziehen.“

Vanessa schluchzte“ „Entschuldige, Viola. Du hast ja recht. Aber einen Ausweg aus unserer Lage weißt du allerdings anscheinend auch nicht“, ergänzte sie trotzig.

Doch im selben Moment wurde es gleißend hell und die beiden starrten mit weit-aufgerissenen Augen auf einen kleinen, hellgrünen Teich, an dessen Ufer sie lagen. Plötzlich bildetet sich inmitten des seltsa-

men Teiches ein Wirbel und aus diesem stieg eine frauenähnliche, ebenfalls hellgrüne Gestalt empor und schien nun über dem Teich zu schweben. „Ich nehme deine Opfer an, Grischa“, sprach die unheimliche Gestalt mit krächzender Stimme. Du weißt, was du zu tun hast.“

Und nun sahen die beiden völlig perplexen Viola und Vanessa zum ersten Mal den unbekanntem Grobian, der sie hierhergeschleppt und hier auch noch gefesselt hatte.

Grischa.

Ein wahrhaft hässlicher Riese mit grimmigem und zernarbtem Gesicht, der nun die beiden wieder lauthals Schreienden mit ihren gefesselten Füßen an einer lange Holzstange befestigte. Und diese dann direkt über den hellgrünen Teich hängte. So dass Viola und Vanessa nun kopfüber in einen hellgrünen Abgrund blickten, der, wie es nun aussah, für sie vorgesehen war.

Plötzlich zückte die hellgrüne Gestalt ein scharfes Messer und nun sahen die beiden vermeintlichen Todgeweihten auch deren messerscharfen Zähne in ihrem abscheulichen Gesicht. „Für dich, Viola, heißt es in

diesem Jahr nun allerdings nicht Merry X-Mas, sondern Bloody X-Mas. Du hättest eben auf Tante Frieda hören sollen. Sie hatte dich schließlich eindringlich davor gewarnt, nachts ins Teufelsmoor zu gehen. Aber da es deine glorreiche Idee war, Vanessa, heute Nacht hier zu nächtigen, sitzt du nun dummerweise im gleichen Boot wie deine Geliebte. Mitgefangen. Mitgehangen. So will es nun mal das Gesetz des Moores.“ Sie schnitt den beiden, diabolisch lächelnd, die Fußfesseln durch und beide stürzten kopfüber in den noch hellgrünen Teich. Der sich jedoch danach sogleich blutrot verfärbte.

Viola und Vanessa waren nicht mehr...

* * *

„Oh Scheiße“, das darf doch nicht wahr sein“, schrie Viola schweißgebadet, als sie am nächsten Morgen aufwachte und sofort zu ihrer geliebten Vanessa schaute.

Die wachte auch gerade auf und schrie auch; „Lass uns sofort hier verschwinden. Sofort, hörst du.“

Doch Viola küsste sie zunächst innig und säuselte dann: „Du lebst, Liebste. Wenn du wüsstest, was ich geträumt habe...“

„Wahrscheinlich dasselbe wie ich. Vermute ich mal. Was glaubst du sonst, warum ich sofort weg will von diesem unheimlichen Ort?“

Sie tauschten sich kurz aus und siehe da: Vanessas Vermutung hatte ins Schwarze getroffen. Beide hatten exakt den gleichen Traum! Sie waren immer noch total aufgewühlt und ihnen war nun auch klar, dass sie diesen grässlichen Albtraum wohl nie vergessen würden.

„Bloody X-Mas“, raunte Viola und dachte an ihre Tante Frieda. „Ob unser Traum eine Warnung sein sollte?“

„Nie wieder betrete ich nachts dieses verfluchte Teufelsmoor“, beschloss Vanessa und Viola nickte zustimmend.

„Weißt du was, Vanessa“, lächelte Viola erleichtert. Wir gehen jetzt gleich ins Dorf und schauen, dass wir noch einen Christbaum bekommen und dann hören wir uns unter ihm den ganzen Abend „Jingle Bells“ an.“



**DIE
TRAUMVERWANDTSCHAFT
DER EIGENEN SEELE**
Erzählung

Christian Knieps

Es war bisher ein äußerst erfolgreicher Tag gewesen, als ich mit meinem Wagen jene Straße entlangfuhr, in der wir unser kleines Häuschen gebaut hatten, und die alleenartige Anreihung von Bäumen betrachtete, die zugleich den Anmut und den Charakter der Gegend auszeichnen. Dies ist eine der besseren Wohngegenden, ideal, um ein oder mehrere Kinder großzuziehen und jeden Morgen mit dem Hund im Park einige

Runden zu drehen, doch beides habe ich nicht und will es auch nicht haben, denn es hindert mich in meiner freien Bewegungsvielfalt, obgleich ich dennoch sagen muss, dass ich gerne in dieser Gegend wohne. Langsam fahre ich an meinen Nachbarn vorbei und beäuge aufmerksam die kleinen Veränderungen auf ihren Grundstücken und an ihren Häusern, die nur dann auffallen, wenn man sich beinahe jeden Tag diese Häuser ansieht, so wie ich es handhabe.

Denn ich brauche stets neue Gedanken, neue Ideen, um meine Geschichten auszumalen, die von Mord und Totschlägen handeln, die jedoch meinem Anspruch genügen müssen, in den langsamen und selten langatmigen Passagen äußerst detailverliebte Beschreibungen zu sein, deren imaginierte Bilder aus meiner Nachbarschaft und deren steter Veränderung gezogen werden. Ja, ich lebe mit meiner Umwelt, stelle sie dar, verändere sie so lange, bis sie sich in die Welt meines Mörders und meines Polizisten einpasst, der jetzt bereits zum zwölften Mal die Ermittlung an sich gerissen hat, um dem Übeltäter das Handwerk zu legen. Es ist eine Parallelwelt, die ich in meinem Kopf

aufgebaut habe, eine Zweitdimension, in der mein Protagonist sein Werk verrichtet, kein reelles, aber doch ein reales oder zumindest ein reell Erscheinendes, und nicht selten verliere ich mich in dieser Welt, insbesondere, wenn ich mit einem Menschen aus der Wirklichkeit meine Probleme habe. Dann kommt es zumeist in meinem Kopf dazu, dass ich das Bild desjenigen, mit dem ich aktuell in Missstimmung lebe, in die Figur des brutalen und blutschänderischen Täters hineinprojiziere, sodass ich meine aufgestauten Aggressionen vollends an dieser Figur auslassen kann; letzten Endes hilft mir diese Vorgehensweise, meine Wut auf meine Mitmenschen zu maßregeln; allerdings schwebe ich dennoch immer in der großen Gefahr, die beiden Welten, die imaginierte und die reale, miteinander zu einer dritten, halbrealen Wirklichkeit zu verschmelzen.

Oft ist es bereits vorgekommen, dass meine Frau mir sagen musste, gewisse Ereignisse hätten nicht stattgefunden, sodass ich umgehend in meinen Büchern nachschaue, ob ich mir diese Geschichte nur ausgedacht und niedergeschrieben habe.

Das Erschaffen von anderen Realitäten, sei es nun im Film oder innerhalb von geschriebener Literatur, ist eine diffizile Gratwanderung zwischen den Realitäten, die hin und wieder schiefgeht, sodass der Betroffene den Kontakt zur realen Welt verliert und sich der imaginierten anschließen möchte, bei deren Eingang er mit offenen Armen empfangen wird – schließlich hat er sich diesen Eingang ja auch vorgestellt. Dieses Verschwimmen der Wirklichkeiten verspüre ich eigentlich immer dann, wenn ich kurz vor dem Ende des Textes stehe, wenn die Spannung ihren Höhepunkt erreicht und ich meine gesamte emotionale Kraft in den Sachverhalt lege, den es in einem spannenden und herzerreißenden Finale platzen zu lassen gilt.

Da ich zurzeit wiederum vor dem Ende eines meiner Bücher stehe, ist es beinahe, als könnte ich den Mörder diese Straße, die ich momentan entlangfahre, entlanglaufen sehen, zu unserem Haus hin, um sich unbefugt Zugang zu verschaffen und meine Frau kaltblütig und äußerst unmenschlich abzuschlachten. Erst als ich in die Einfahrt meines Hauses einbiege, kehre ich aus meiner

Traumwelt zurück, obgleich ich instinktiv nach einer auffallenden Veränderung an meinem Haus suche, ganz als ob ich Sorge trage, dass wahrhaftig jemand eingebrochen sei. Doch alles erscheint in vollster Harmonie vor mir ausgebreitet, sodass ich meinen Wagen abstelle und abschlieÙe, den kiesigen Weg zum Zaun zurücklege und nachschaue, ob die Post mir irgendwelche wichtigen Angelegenheiten zukommen lieÙ. Quietschend öffnet sich der silberne, dem amerikanischen Süden nachempfundene Metallbriefkasten, doch darin liegt nichts weiter als eine einsame Postkarte, mit der sich meine Schwiegermutter aus ihrem neuen Heimatland meldet und uns einlädt, sie doch schnellstmöglich zu besuchen. Schulterzuckend nehme ich sie an mich, schlieÙe den Briefkasten und stapfe gedankenverloren zum Eingang unseres Hauses, nehme die beiden kleinen Aufgangsstufen, suche nach meinem Schlüssel, finde ihn in der linken Hosentasche und möchte ihn soeben ins Schloss einführen, als ich eine mir nicht unbekanntere Stimme, die ich jedoch nicht eindeutig zuordnen

kann, aus dem angelehnten, seitlichen Fenster vernehme.

Kaum hat diese Stimme ihren Satz beendet, von dem ich nur wenige Fetzen mithören konnte, antwortet meine Frau und ich widerstehe dem Drang, hier draußen stehen zu bleiben, um dem Gespräch zu lauschen, drehe den Schlüssel um, drücke die Haustüre auf, gehe in das direkt angrenzende, großräumige Wohnzimmer und bin mehr als schockiert. Ich verliere kurzzeitig die Kontrolle über meine Muskeln, sodass meine Tasche und mein Schlüssel zu Boden stürzen, und erst das klirrende Geräusch der auf den Boden aufschlagenden Schlüssel lässt mich aus meiner Trance erwachen. Vor mir stehe ich, oder vielmehr stehe ich vor mir und sehe in meinem Spiegelbild mein Aussehen, das ich vor guten zwanzig Jahren hatte, als ich noch auf die Universität ging. Unweigerlich gehe ich einige Schritte zurück und sehe, wie meine Frau sich neben den Unbekannten stellt, ihm die Hand auf die Schulter legt und ihn mir als mich selbst vorstellt.

„Danke, das wusste ich schon“, bleibt mir nur gehässig zu antworten, wobei ich

weiterhin in die Mimik des mir Unbekannten blicke, um eine Entwicklung dieser Situation frühzeitig darin ablesen zu können.

„Es ist gewiss eine wirre Geschichte“, beginnt mein verjüngtes Ebenbild schleppend, immer noch die Hand meiner Frau auf der Schulter liegen habend, „die uns beide miteinander verbindet, und wenn Sie erlauben, werde ich sie nacheinander erzählen, wie ich es seit zwei Stunden ihrer Frau beibringe.“

„Er hat sich“, fällt sie ein, ehe ich antworten kann, „mir als du selbst vorgestellt, und ich wollte zunächst nicht unhöflich sein, doch als ich die Tragweite seiner Erzählung begriff, habe ich mich sofort gefragt, wie du wohl darauf reagieren wirst.“

Jetzt erst werden mir die verschiedenen Reaktionen der beiden allmählich bewusst und fügen sich zu einer erzählbaren Geschichte: Dieser Mann ist gute zwanzig Jahre jünger als ich, sieht mir verblüffend ähnlich und meine Frau hatte bereits Zutrauen zu ihm gefasst, sodass ich im Moment davon ausgehen muss, dass er mein mir bisher unbekannter Sohn ist, und ich beginne mit aller Macht, in meinen Erinnerungen

ein Mädchen herauszukramen, mit dem ich neben meiner Frau an der Universität geschlafen habe, doch keine derer, die mir einfallen, kommt in die nähere Auswahl.

„Ich gehe davon aus“, beginne ich mit aufsteigender innerer Unruhe, „dass sie mein mir unbekannter Sohn sind, den ich vor Jahren gezeugt habe, in dem besseren Wissen, dass ich niemals Vater geworden bin.“

„Nein“, entgegnet mir der junge Mann und fördert weiter mein Unbehagen, „ganz so ist es nicht, denn vielleicht erinnern sie sich nicht mehr daran oder möchten sich nicht mehr daran erinnern, aber sie haben vor guten zwanzig Jahren, wahrscheinlich zur Finanzierung ihres Studiums, verschiedenste Körperflüssigkeiten von sich gespendet...“

„Aber die waren vertraglich dazu bestimmt, dass sie in der Forschung verwendet werden, um an ihnen die Reaktionen auf Krankheitserreger zu testen. Das bedeutet, dass sie mein Sohn aus einer künstlichen Befruchtung sind, deren Mutter ich niemals kennengelernt habe, und dass ich keine Verantwortung für deine Erzeugung

trage. Das beruhigt mich jetzt einigermaßen, denn ich befinde mich in einer Lebensphase, in der ein mir unbekannter Sohn...“

„Es liegt noch anders“, fällt dieses Mal der junge Mann mir ins Wort, „denn ich bin auch kein unbekannter Nachkomme aus einer künstlichen Befruchtung, vielmehr –“ Jetzt ist es an ihm, seine Sprache zu verlieren, sodass wir beide voreinanderstehen und nicht wissen, wie wir das Gespräch weiterführen sollen; er kann sich scheinbar nicht überwinden und ich muss mich erstmal sammeln und suche die restlichen Möglichkeiten ab, welche noch bleiben, doch mir will keine adäquate Lösung einfallen.

„Wie“, beginne ich meine Antwort falsch und korrigiere sie, „wenn sie nicht auf einem natürlichen oder auf einem künstlichen Weg gezeugt – oder besser – erzeugt wurden, auf welche Weise sind sie, ich meine, wer hat sie gewissermaßen erschaffen und wie ist dies vonstattengegangen?“

„Dies scheint die Kernfrage seiner Anwesenheit zu sein“, denke ich mir, „denn obwohl er bisher einen eher ausweichen-

den Eindruck auf mich macht, fixiert er mich mit einem Mal fest und sucht den Blickkontakt, um auch meine Gefühlswelt zu sondieren.“

„Ich habe keine Ahnung, ob dies jemals ein Mensch zu einem anderen Menschen gesagt hat, aber wenn ich der erste sein sollte, so bilde ich mir nichts darauf ein, denn es ist kein schönes Leben, wenn man weiß, dass man nur der Klon eines anderen Menschen ist.“ Nun ist die Bombe geplatzt, die er mit sich getragen hatte, und ich verliere den Grund unter meinen Füßen, stürze heillos hinab und im Fallen umnebelt mich die Ohnmacht, von der ich aufwachend bemerke, dass die beiden mich auf das im Raum stehende Sofa gelegt haben und meine Frau mir eine kalte Kompresse auf die Stirn drückt.

„Du bist mit dem Kopf auf den Steinboden aufgeschlagen“, sagt sie überaus schrill zu mir, „doch du hast keine Verletzung am Kopf, also haben wir dich auf das Sofa gelegt und darauf gewartet, dass du aus deiner Ohnmacht irgendwann aufwachst.“

Der junge Mann, der angegeben hatte, mein Klon zu sein, steht hinter ihr und

schaut über ihre Schulter direkt in mein Gesicht, das von dem Fall schmerzverzerrt erscheint, als ich versuche, mich nach oben zu drücken, es aber nicht schaffe. – „Es ist gewiss ein Schock für Sie“, beginnt mein Klon nachdenklich und in völliger Ruhe, „ebenso war diese Erkenntnis für mich ein gewaltiger Schock und ich habe einige Stunden gebraucht, ehe ich die Tragweite dieser Entwicklung für mich abschätzen konnte, obwohl noch viel mehr hintendran folgte. Ich glaube, dass es das Beste ist, wenn ich jetzt fürs Erste ins Hotel zurückgehe, aus dem ich hierhergekommen bin, denn sie brauchen gewiss einige Stunden, ehe sie mit der Beule am Kopf aufstehen können. Wenn sie mich sehen oder mir mitteilen wollen, dass sie mich niemals im Leben wiedersehen möchten, wenden Sie sich bitte an ihre Frau; sie hat alle nötigen Daten von mir bekommen, wo ich wohne und unter welcher Nummer ich telefonisch erreichbar bin. Sollten Sie sich für ein getrenntes Leben entscheiden, werde ich natürlich Ihre Entscheidung akzeptieren und kein weiteres Mal in Ihr Leben treten, aber wenn Sie sich dafür entscheiden sollten,

würde ich gerne mehr über Ihre Jugend erfahren, um mir die fehlenden Bausteine meines Lebens zumindest vorstellen zu können, auch wenn sie keine Realität darstellen werden.“

Mit diesen Worten verschwindet er aus meinem Blickfeld, meine Frau steht auf und sie geben sich die Hand, tuscheln leise miteinander, wahrscheinlich, um mich nicht allzu sehr zu belasten, und im folgenden Augenblick höre ich, wie die Haustür zufällt und meine Frau an das Sofa zurückkehrt.

„Ich glaube, dass ein wenig Schlaf für dich nötig ist“, sagt sie aus einer für mich weiter entfernten Realität, „ich werde in der Zwischenzeit im Internet nach den Grundlagen seiner Aussage forschen, denn er hat mir mehrere Schriftstücke als Kopie gegeben, die ihn eindeutig als ein Produkt deiner Zellen ausweisen. Ruhe dich aus, und wenn du erneut zu Kräften gekommen bist, dann werden wir uns daran machen, das gesamte Rätsel hinter der Existenz des jungen Mannes aufzuklären.“ Sie küsst mich auf die Wange, da die Stirn unter einem riesigen Kühlbeutel verschwindet, und geht nach oben, zu meinem Arbeitszimmer,

doch noch bevor sie die obere Etage erreicht, umnachtet mich erneut die Schwärze und ich falle in einen surrealen Alptraum.

Ich erwache und muss im ersten Moment des Schrecks feststellen, dass ich weder auf dem Sofa in meinem Wohnzimmer noch an einem anderen bekannten Platz meines Lebens liege, sondern inmitten eines urwaldähnlichen Gestrüpps, das mich vollends umgibt und mir den Zugang zu meiner weiteren Umwelt verwehrt. Nur mit größter Mühe gelingt es mir, meine Muskeln zu aktivieren, in denen scheinbar seit langer Zeit kein Blut mehr geflossen ist, denn das Kribbeln in ihnen wird zur Unerträglichkeit und ich muss mehrere Minuten warten, ehe ich die Kraft und den Mut besitze, mich aus der liegenden in die kniende Position aufzurichten. Ein alter, knorriger Baum hilft mir mit seinem Stamm, mich aufzurichten, und noch immer habe ich keine Ahnung, wo ich mich befinde, doch im gleichen Moment, in dem ich mich aufrichte, ertönt ein lautes Tosen, wie aus dem Nichts ist es entstanden, und verwundert blicke ich um mich, doch nichts als grüner

Urwald bleibt zu erkennen. Ich überlege, in welche Richtung ich mich aus dem lebenden Gefängnis schlagen soll, und entscheide, dass ein reißender Flusslauf mich bestimmt zu einer Siedlung in der Nähe bringen wird. „Doch woher kommt das Tosen des Wassers?“, denke ich mir, drehe mich in alle Richtungen und muss leider erkennen, dass es aus allen Richtungen gleich laut an mein Ohr dringt. „Ist es möglich, dass ich vom Wasser umgeben bin?“, frage ich mich und stelle mir einen Ort in den tosenden Wellen vor, der ohne Zugang zum Festland ist. „Doch wie soll ich dann dorthin gekommen sein?“, kommt mir in den Sinn, und ich beruhige mich mit dem Gedanken daran, dass es auch widerhallende Berge sein können, die ein gleichmäßiges Tosen verursachen können. „Doch alles Vorstellen und Erträumen hilft nichts, ich muss den Mut aufbringen, um mich durch den geschlossenen Urwald zu kämpfen.“

Ich suche meinen Körper nach einem geeigneten Mittel ab und finde nichts anderes als eine Haushaltsschere, die mich als Werkzeug nicht sonderlich überzeugt, doch sie ist besser als nichts, und als ich versu-

che, ein Loch in den angrenzenden Lianen- und Blätterdschungel zu reißen, erkenne ich, dass das Grün nichts weiter ist als ein bedrucktes Papier, das um den Baum und mich herum aufgespannt ist. Ich entspanne mich, da es einem anderen Menschen offensichtlich gelungen ist, mich mit diesem guten Streich in die Irre zu führen, und ich zerschneide mit der Schere das bedruckte Papier. Mit einer Hand drücke ich gegen das Papier und bohre ein Loch in eine der Lianen, als urplötzlich und ohne Vorwarnung das Papier nach oben gezogen wird; ich schaue direkt in die Sonne, werde geblendet, taumle und erkenne erst im gleichen Moment, als ich nach unten stürze, dass der Baum auf einem höher gelegenen Eiland inmitten eines tosenden Urmeeres gelegen ist. Schreiend geht es hinab und ich schlage mit einer solchen Wucht auf das wallende Wasser auf, dass ich umgehend einen stechenden Schmerz im gesamten Körper verspüre und das Bewusstsein verliere.

Im Anschluss an den Niedergang habe ich keine Ahnung, wie lange es gebraucht hat, doch irgendwann werde ich an einen

Strand angeschwemmt, dessen Palmen in einem heftigen Sturm hin- und herschwanken; die letzten Meter aus dem Wasser ziehen mich meine fast tauben Arme, und mit dem ersten aufkommenden Gefühl an meine Rettung bläst mir der Wind eine Ladung Sand ins Gesicht, der sich unweigerlich in meinen Augen und meinem Mundraum verteilt, sodass ich mich abwende, auf das Meer hinausblicke und daher weiß, dass ich von einer über mir zusammenfallenden Welle ins Landesinnere fortgespült werde. Da dies alles bei Tage geschah und ich in der Nacht aufwache, habe ich allein die leise Vermutung, dass dies nicht der einzige Tag gewesen ist, den ich durchgeschlafen habe, um meinen wunden Körper zu regenerieren, denn als ich aufstehe, fühle ich mich wie neugeboren, klettere mit einer Liane als Hilfsmittel auf den nächstgelegenen Baum in einer Technik, die ich bisher nicht gekannt habe, trenne mit meiner Haushaltsschere eine Kokosnuss vom Baum und lasse sie auf einen Stein niederfallen, an dem sie schellend zerbricht. Schnell habe ich mich vom Baum gemacht und sammle die Kokosnusssplitter ein, die ich in einem

nahen Süßwasserbach vom Sand sauber wasche, um sie im Anschluss mit dem Genuss eines überaus hungrigen Menschen aufzuessen. Mit vollem Magen fällt eine Müdigkeit über meinen Geist, wie noch selten ein Räuber aus seinem Versteck sein Opfer angegriffen hat, und sie lässt mich kaum hinlegen, da schlafe ich bereits und träume mich durch den nächsten surrealen Alptraum.

Ich erwache und lasse meine Augen geschlossen, da die Sonne mir sonst direkt hineinscheinen und mich blenden würde, doch mein Geruchssinn erkennt sogleich, dass ich mit dem Rücken auf einer frisch gemähten Wiese liege, deren Duft mir seit meiner Jugend derart bildlich im Kopf hängen geblieben ist, dass ich beinahe behaupten möchte, sogar die Zeit vorhersagen zu können, wie lange im Vorhinein kein Regen darauf gefallen sein mochte. Ich möchte meinen Oberkörper erheben, doch ich spüre, wie mich straffe Fuß- und Handgelenksfesseln an den Boden binden, sodass ich wage, meine Augen blinzeln zu öffnen, doch die Sonneneinstrahlung ist derart hoch, dass ich nichts zu sehen vermag.

Langsam drehe ich meinen Kopf zur Seite und versuche dort, das zum Boden geneigte Auge ein wenig zu öffnen, doch als ich sehe, wie ein Schwarm Ameisen um meinen Kopf herumkrabbelt, schließe ich voller Panik das Auge und die wildesten Gedanken schießen mir ohne Vorwarnung durchs Gehirn. „Wie in aller Welt bin ich in eine derart prekäre Lage geraten?“, frage ich mich und glaube, die Antwort nur darauf finden zu können, indem ich einen weiteren Versuch starte, drehe meinen Kopf in die andere Richtung, öffne das nach unten gerichtete Auge und sehe eine Armada von Hirschhornkäfern an mir vorbeiziehen.

Der militärische Schritt in Reih und Glied fällt mir an ihnen auf, und ich frage mich ernsthaft, ob ein solches Gleichmaß im Tierreich möglich sei, entscheide mich dagegen, schließe mein Auge und fühle eine Sicherheit in mir aufsteigen, die darin begründet liegt, dass ich seit mehreren Momenten wach auf dem Boden einer Wiese liege und auf beiden Seiten Armaden von Insekten um mich herummarschieren, ohne einen ernsthaften Versuch des Angriffes auf meinen Körper zu unternehmen. Ich drehe

meinen Kopf zurück nach oben und suche nach einer Lösung des Ganzen in meinen Erinnerungen, doch kein Bild der Vergangenheit will sich mir auftun, sodass mir im Grunde nichts anderes bleibt, als zu warten. Einige Male versuche ich noch, meine Augen zu öffnen, doch bei jedem Versuch muss ich erneut feststellen, dass ich nichts sehen kann, und stelle meine Bemühungen mit der Zeit ein, in der ich entgegen meinen Befürchtungen aber weiterhin keinen Durst und keinen Hunger verspüre oder erleide. Ich warte und das Warten auf eine Veränderung macht mir sinnigerweise nichts aus, da ich mittlerweile erkannt habe, dass die Insektenarmaden auf meinen beiden Körperseiten ebenfalls ohne Befehl und Führung scheinen, denn sie marschieren stets im Kreis, ohne Aufgabe und näheren Hintersinn.

Ich denke, dass der Tag vergeht, doch die Sonne bewegt sich keinen Millimeter am Himmel, sodass ich daran zweifle, ob die Zeit in dieser Wirklichkeit überhaupt mit der wahren Zeit zu vergleichen ist, insbesondere nach meinen Erfahrungen mit dem Warten, obwohl ich in meinem Inne-

ren fühle, dass mir Warten eigentlich stets das Grausamste auf der Welt gewesen ist. Langsam und mit dem Ende meiner Gedankenflut überkommt mich ein dösiges Verlangen und ich möchte beinahe dem Wachsein entschlafen, als sich eine große schwarze Wolke vor die Sonne schiebt und die Welt verdunkelt; zum ersten Mal gelingt es mir, die Augen vollständig zu öffnen, und als ich den Kopf zur Seite drehe, sind die Insekten verschwunden. Kaum dass ich meinen Kopf erneut der verdeckten Sonne entgegendrehe, beginnt ein sintflutartiger Regen auf mich niederzuprasseln, der bewirkt, dass der Boden unter mir sich vollsaugt und fortgeschwemmt wird, sodass unter meinem Rücken nichts weiter als eine Bahre zum Vorschein kommt, die unter dem oberflächlichen Dreck meinem Auge verborgen gewesen war und an deren Metallenden die Fesseln an meinen Händen und Füßen festgemacht sind. Ich versuche mich ein wenig zu strecken, doch die Gesamtheit meiner aufgrund der Fesseln aufgebauten Körperspannung fügt mir dadurch nur Muskelschmerzen zu, sodass ich diesen Versuch aufgebe, und mein Geist im

Grunde mit meinem Leben abgeschlossen hat.

Ohne große Motivation blicke ich zur Seite und sehe, dass die gesamte Erde hinfort ist. Ich scheine auf der Platte gefesselt in die Lüfte gestiegen zu sein, denn mich umgibt mit einem Schlag die dunkle Wolke, die eben noch den sturzbachähnlichen Regen auf mich niederschickte. Ob diese Wolke abfällt oder ich steige, kann ich nicht ernsthaft entscheiden, doch ich erkenne alsbald, dass ich mich dem Ende der Wolke nähere, da die Sonne immer mehr den Zugriff über die Wirklichkeit zurückgewinnt; und als ich die Wolke hinter mir lasse, muss ich die Augen schließen, da die Sonne nichts von ihrer Strahlkraft eingebüßt hat. Es vergehen einige Momente, in denen in meiner Seele sogar die Gefühle von Freiheit und Freude aufkommen, und als die Augen hinter meinen geschlossenen Lidern eine Veränderung festzustellen meinen, riskiere ich deren Öffnung und erschrecke, denn ich befinde mich nicht mehr im Steigen zur Sonne, sondern im direkten Fall auf ein tosendes Meer, mit der Platte im Rücken und ohne die Hoffnung auf Dre-

hung, sodass ich mit voller Geschwindigkeit auf das Wasser aufschlage, das in seiner Ruhe einer weiteren Platte gleichkommt.

Als ich erwache, spüre ich die ungeheure Last der auf dem Rücken angebundenen Platte, die mich auf die Wasserplatte niederdrückt, doch mit der letzten Kraft gelingt es mir, dieses Gewicht auszutarieren, sodass es zunächst erträglich, wenn auch grenzwertig erscheint. Die Hoffnung auf Errettung aus dieser stark belastenden Situation, wenn auch nur eine kleine, keimt in meinem Herzen auf, doch als ich die Insekten auf mich zumarschieren sehe, die Ameisen von der einen und die Hirschhornkäfer von der anderen, da wechselt die Hoffnung zu heilloser Panik, denn der befürchtete Krieg zwischen den beiden Parteien, der just auf meinem Rücken ausgetragen werden muss, fördert das Ungleichgewicht meiner austarierten Platte und erhöht deren Gewicht, je mehr tote Leiber auf ihr zu liegen kommen. Immer mehr spüre ich das Leben aus meinem Körper entweichen, bis es mir nicht einmal mehr gelingt, Luft in meine unter dem gewaltigen Druck

schmerzenden Lungen zu saugen, sodass ich das Ende meines Lebens herannahen sehe, doch bevor ich den Tod wachen Auges erlebe, sinke ich in die tiefe Dunkelheit eines nebulösen und verwirrenden Traumes.

Ich erwache und mir wird unmittelbar im gleichen Augenblick bewusst, dass dies kein gewöhnlicher Ort sein kann, denn noch nie habe ich zuvor einen derart intensiv-süßlichen Geruch in der Nase gehabt wie in diesem Moment. Außerdem wird jede auch nur kleine Bewegung von mir mit einer nasswarmen Reaktion einer glibbernden Masse beantwortet, die scheinbar meinen nackten Körper als Ganzes ummantelt. Der erste Versuch, meine Augen zur besseren Orientierung zu öffnen, scheitert daran, dass sie wohl von dem zuckerhaltigen Stoff verklebt sind, doch mit aller Gewalt gelingt es mir, sie wenigstens einen kleinen Spalt zu öffnen, und sofort dringt die bläulich-durchsichtige Masse in mein Auge. Mit dieser Überwältigung meines wichtigsten Sinnes gelingt es mir wenigstens, meine Augen offen zu halten und meine nähere Umgebung zu erkunden, was mir in dem zwar durchsichtig erscheinenden, aber dennoch

tiefblauen Schleim, der meinen Körper, dem Wasser ähnlich, an jeglicher nach außen gekehrten Hautpartie umgibt, allerdings nur sehr schwer gelingen mag. Zumindest stelle ich fest, dass ich mich meiner Sinne bedienen kann, und als ich es wage, den Glibber, in dem ich stecke, mit der Zunge auf den Geschmack zu testen, stelle ich fest, dass dieser Geschmack mir nicht unbekannt ist, doch im ersten Moment scheint er mir aufgrund des hohen Zuckergehaltes nicht einordbar zu sein, sodass ich eine weitere Probe davon nehme und sich allmählich die Vermutung in meinem Kopf breit macht, dass ich von einem ähnlichen Glibber ummantelt bin, wie er den Weintrauben unter der Haut steckt.

Mit aller Kraft versuche ich, mich freizustrampeln, doch es will mir kaum gelingen, bis ich an ein größeres Gebilde komme, das an einem inneren Ast steckend mir als Hilfe dient, mich heranzuziehen. Ich schaffe es, mir die nähere Umgebung freizulegen und eine kleine Höhle zu erschaffen, indem ich einen Teil der Masse verdichte und den anderen Teil aufesse, doch es wird mich noch viel Arbeit kosten, ehe ich diesem Gefäng-

nis zu entfliehen vermag. Für einen Moment möchte ich jedoch nichts weiter als die Ruhe genießen, die ich mir mit diesem Refugium erschaffen habe, lehne mich an das samenähnliche Kerngebilde und blicke umher, den Blick stets in das nebulöse Blau des Glibbers gewendet. Die Spannung fällt von meinem Körper ab und erst jetzt habe ich die Ruhe, mir die Frage zu stellen, welche Traube, wenn es denn eine ist, derart groß ist, dass sie mich im Gesamten in ihrem Innern aufnehmen kann oder auf welche Größe ich geschrumpft sein müsste, um in dem blauen Glibber einer kleinen Traube, die ich früher allenfalls als kleine Zwischenmahlzeit zu mir genommen habe, herumschwimmen zu können. Zunächst falle ich in ein gedankliches Loch, das mir den Mut nimmt, weiter um die Erkenntnis meiner Umwelt zu streiten, doch dann durchfährt mich eine Unruhe, mit der ich mich gegen den blauen Glibber werfe und diesen entweder aufesse oder hinter mich in den Hohlraum werfe.

Meine gesamte Kraft setze ich ein, verpulvere sie, um vorwärts zu dringen, an eine mögliche Außenhaut, wenn es sich be-

wahrheiten sollte, dass ich im Innern einer Traube gefangen bin, komme Zentimeter um Zentimeter voran, wobei ich mir nicht einmal um das Längenmaß sicher sein kann, denn mitunter waren dies nur Mikrometer, doch der Mut der Verzweiflung unterdrückt alle aufkommenden Fragen, sodass ich bis zum Umfallen und ohne Gefühl einer Zeiterfahrung voranraube, bis ich wahrhaftig vor mir eine Barriere erblicke, hinter der sich der dunkle Glibber scheinbar auflöst. Mit der letzten Kraft, die noch in meinem Körper steckt, dränge ich die letzten Reste des Glibbers zur Seite und befinde mich plötzlich an der Außenhaut, die auf meine Schläge allerdings nur mit einer leichten Schwingung reagiert. Doch zumindest kann ich nun nach außen in die weite Welt blicken und stelle fest, dass dies nicht die einzige Traube an diesem Rebstock zu sein scheint, was mir jedoch den Gedanken nimmt, dass ich in einer riesigen Traube gefangen bin, denn ich scheine wahrhaftig auf einen Bruchteil meiner Größe geschrumpft zu sein.

Eine unerwartete Befriedigung macht sich in meinem Körper breit, denn obwohl

ich mich in einer ungewohnten und sehr verzerrten Realität befinde, ist es dennoch heilsam für den Geist, wenn er weiß, mit welchen Umständen er zu kämpfen hat. Von dem Graben völlig entkräftet, lehne ich mich mit dem Rücken an die Außenhaut der Traube, die sich meinem Rücken passgenau angleicht, sodass ich vor einem erneuten Einschlafen stehe, bei dem mein Körper die nötige Ruhe findet, um auch die kleinsten Veränderungen im Bereich seiner Sinne zu vernehmen. Zunächst sind es nur leichte Erschütterungen, die für mich jedoch aufgrund ihrer Gleichmäßigkeit eine Bedrohung darstellen, und schnell zeigt sich das ganze Ausmaß der Gefahr, denn mit dem Ansteigen der Erschütterungsintensität sehe ich riesige Gebilde auf mich zukommen, von denen ich nicht hoffe, dass es Winzer bei der Weinlese sind, doch als eben jene entpuppen sich die gigantischen Gebilde, die auch jenen Strang von der Rebe abtrennen, an der jene Traube sich befindet, in der ich mich gefangen sehe. Die Verkehrung der Dimensionen und die Tatsache, dass zwei Menschen in einer derartigen Größenverschiebung existieren, ver-

wundern meinen Geist, der mit dem Suchen nach einer Antwort dermaßen beschäftigt ist, dass mein darauffolgendes Erlebnis erst in der Kelterei auf mich eindringt. Ich sehe durch die Außenwand der Traube, wie wir aus einem großen Eimer in einen noch viel größeren, beinahe uferlosen Bottich fallen, um dort der neuerlichen Dinge auszuweichen, die in der Folgezeit mit uns geschehen sollen, doch mir ist sehr schnell bewusst, dass als Nächstes die Pressung der Trauben bevorsteht, solange, bis die gesamte Flüssigkeit aus der aufgeplatzten Haut und dem Glibber herausgetreten ist. Ohne eine große Sorge um mein Leben zu verspüren, warte ich auf den Moment, in dem von oben das umliegende Traubenfleisch auf mich eindrückt und mir das Leben entweicht, doch ehe ich den Tod verspüre, falle ich auf den nicht mehr ganz so weichen Glibber und träume einen schier grenzenlosen Alptraum.

Ich erwache und sehe nichts, oder besser ausgedrückt: Ich sehe das Nichts. Doch ich bin mir keinesfalls sicher, dass nichts existiert oder einfach nur meine Sinne mit der gegebenen Situation überfordert oder

überlastet sind. Mitunter ist dies aber auch nur ein imaginärer Ort, der an und für sich unvorstellbar für den menschlichen Geist ist, der jedoch aufgrund seines universellen Erkenntnisdrangs stets versuchen wird, auch die unbegreiflichen Fragen zu beantworten. Diese Erkenntnis, dass es keine Erkenntnis im Nichts geben wird und somit das Nichts nicht erkannt oder begriffen werden kann, lässt mich meine Sinne erneut aktivieren, sodass ich meine Augen öffne und feststelle, dass ich auf einem glatten Boden inmitten eines Raumes liege, der steril und ohne Möbel in einer zweifarbigen quadratischen Wand-, Decken- und Bodenbemalung daherkommt.

Ich richte meinen Oberkörper auf und suche instinktiv nach dem Ausgang, doch ich vermag weder eine Öffnung nach draußen noch irgendwelche Veränderungen in den gleichmäßigen Flächen des Würfels zu finden. „Wie bin ich in diesen Quader gekommen, wenn es nirgendwo einen Eingang gibt“, denke ich mir, während ich mich weiterhin verwundert umblicke, „oder ist dieser Raum derart gut gebaut, dass die quadratische Wandbedeckung verhindert,

dass ich die Kanten und Ecken der ausgefrästen Öffnung sehen kann, durch die ich unweigerlich eingedrungen sein mag.“ Noch trunken von der scheinbar vergeblichen Suche nach dem Ausgang drücke ich mich nach oben und komme zum Stehen, allerdings auf äußerst wackeligen Beinen, die mich zunächst im Stich lassen, doch dann mit aller Gewalt tragen wollen. Langsam, Schritt für Schritt, taste ich mich nach vorne und versuche, die gegenüberliegende Wand zu erreichen, aber mit jedem Schritt, den ich auf dem Weg zur Wand zurücklege, weicht dieselbe um einen größeren Schritt zurück, sodass die Distanz zwischen mir und der Wand sich unweigerlich vergrößert; zugleich entferne ich mich von der unbewegten Wand in meinem Rücken, was zur Konsequenz hat, dass sich der Raum, in dem ich mich befinde, ins Unendliche zu dehnen scheint.

Nachdem ich eine Drehung um neunzig Grad mache und versuche, diese Wand zu erreichen, die naturgegeben ebenfalls zurückweicht, erkenne ich die Problematik und überlege, welche Wahlmöglichkeiten mir übrig bleiben, denn egal, in welche

Richtung ich mich auch bewegen werde – das gewünschte Ziel werde ich wie eine Fata Morgana im heißen Wüstensand nicht erreichen, denn letzten Endes sind die Wände mit ihren möglichen Ausgängen nichts anderes, sie erscheinen als Imagination eines Wunschdenkens, das mein Geist in die Realität projiziert. Demnach sollte es mir möglich sein, wenn ich von meinen Wünschen und Realitätsverzerrung Abstand nehmen kann, die Wände an mich heranzuholen oder vollends verschwinden zu lassen, denn in diesem Augenblick glaube ich fest daran, dass in dem Lösen dieses Rätsels die Lösung meines gesamten Problems liegt, wobei ich dessen Ausmaß nicht zu kennen scheine. So logisch meine Beweisführung für mich klingt, so sehr bin ich dann auch überrascht, als mir die Frage durch den Kopf schießt, auf was ich überhaupt stehen würde, und im gleichen Moment falle ich in die Tiefe, doch bereits mit der nächsten Feststellung, dass demnach die Gravitation dorthin wirken würde und daher die Realität dort zu suchen sei, endet mein Fall abrupt und ich befinde mich erneut in einem Schwebезustand, weit ent-

fernt von jeder Wand, die sich zunehmend von mir entfernt, da meine Gedanken sie vorantreiben.

Ich scheine auf der Stelle gefangen, ohne jegliche Gravitationswirkung, im Niemandsland der Nichtexistenz, und ich frage mich ernsthaft, ob dieses Nichts nicht doch die letztmögliche Erklärung für all diese Sinnestäuschungen sein kann, da keine andere Erklärung adäquate Antworten auf die drängenden Fragen geben würde. Indem alle Gefühle meiner Existenz ein Ende besitzen, das gerade gekommen ist, verstehe ich den Sinn des nichtgravitären Würfels, der an meine Vorstellungen gekoppelt zu sein scheint, sodass ich mir meine Ohren zuhalte, die Augen schliesse und aus vollen Lungen den höchsten Ton hinausschreie, zu dem ich fähig bin, derart lange und ausgiebig, dass ich weder während des Schreis noch danach die Kraft besitze, an eine andere Sache als an den Schrei und seine Wirkung zu denken, sodass der Würfel in seiner Nichtexistenz zerspringt und die Realität in meine Existenz zurückkehrt, doch zu meinem Erschrecken liege ich auf einem Boden, in einem Raum, der dem vorherigen

und zerstörten zum Verwechselln ähnlich sieht, und in dem ich ebenfalls versuche, ihn mit einem Gewaltschrei auseinander-springen zu lassen, doch dieses Mal funktioniert es nicht, wie ich es möchte, vielmehr entfernen sich alle Wände, bis sie die gleiche Entfernung zu mir haben wie die Wände im alten Würfel.

Da der Schrei nichts bewirkt hat, denke ich mir nichts Weiteres dabei und beginne, in alle möglichen Richtungen zu laufen, wobei die Abwesenheit von Gravitation mir ein äußerst seltsames Raumzeitgefühl vorgaukelt. Ich laufe, bis mir die Lunge zu platzen scheint, lasse mich auf den Boden, der nicht existent ist, niederfallen und schlage in meinem imaginären Würfel derart auf, dass ich mir im Todesagon nichts sehnlicher wünsche, als ausgiebig und nachhaltig zu schlafen, und ehe ich einen anderen Existenzzustand annehme, schlafe ich wirklich ein und träume von den großen und kleinen Wirklichkeiten.

Ich erwache und befinde mich seltsamerweise auf der Erde, inmitten von Menschen, auf einer äußerst belebten Straße, die inmitten einer sehr überfüllten Groß-

stadt in irgendeinem hochtechnisierten Land nach Norden zu führen scheint, denn dorthin weist mein alter Kompass, wenn ich die Straße zwischen den Häuserzeilen rechts und links entlangblicke. Um mich herum wuseln die Menschen, allein ich, der gegen den Strom der Masse wie ein Fels in der heransausenden Wellenbrandung steht, bleibe von den anderen unberührt, die Masse teilt sich vor mir wie vor einem unumstößlichen Gegenstand und vereinigt sich direkt hinter mir zu jener Masse von Gesichtslosen, die in der Stadt ihre Anonymität bis zur Grenzhaftigkeit ausreizen können. Mein Kompass zeigt weiterhin nach Norden und da ich keinen besseren Plan habe, bewege ich mich genau in diese Richtung, bemerke, wie sich der Strom der Menschen mit mir verändert, wie ich als Fremdpartikel in dieser homogenen Menge in die falsche Richtung ströme, scheinbar nur auf den einen Moment, in dem ein anderer Partikel auf mich trifft und wir beide in unserer Fremdartigkeit implodieren und damit die gesamte Stadt mit uns in den Abgrund reißen. Zu meiner Rechten, denn ich gehe auf dem rechten Bürgersteig Richtung

Norden, sehe ich die großen Eingangstüren, die in die großen Eingangshallen der großen Zentralen der großen Firmen führen, worin die kleine Führerschaft über ihre große Masse an Schutzbefohlenen regiert, weitestgehend ohne Kontrolle von rechtlicher oder sozialer Seite her, unbarmherzige Hirten einer schweigsamen und duldsamen Herde, von der stillschweigend erwartet wird, dass sie sich zur Schlachtbank führen lässt, insoweit eine diesbezügliche Entscheidung in einer dieser großen Zentralen getroffen wird. Ich ignoriere meine Umwelt gekonnt, denn sie ignoriert auch mich, umgehe die schlundartige Öffnung in den Tartaros der Erde, die mich zu einer U-Bahn-Station gebracht hätte, suche nach einem Ende meiner Suche, doch die scheint noch lange nicht beendet zu sein.

Der Strom der Masse fällt langsam ab, vor allem, da die Arbeitszeit begonnen hat, und mit dem Abebben dieser Menschenform kommen jene erneut zum Vorschein, die sich nicht an einen rhythmisierten Lebensablauf halten müssen, um ihre Integrität mit der Umwelt zu bewahren. Diese Menschenmasse jedoch ist anders gepolt,

denn an ihnen muss ich vorbeigehen, sie haben keinen Grund mir auszuweichen und machen es auch nicht, ständig spüre ich eine Schulter oder einen Ellenbogen mich streifen oder anrempeln, bis ich bei einem Zusammenstoß mit einem elendig verlotterten Menschen um die eigene Längsachse gedreht werde, mit dem Gesicht direkt in eine Seitengasse, deren Schild mir sagt, dass dies die „Gasse der einsamen Sucher“ ist, und mit einem Blick auf meinen Kompass stelle ich fest, dass ich genau dorthin wollte, nehme meinen Mut zusammen und trete aus der in der vollen Sonne liegenden Menschenmasse in einen dunklen, völlig parallelweltenartigen Raum, ohne Menschen und mit einer völlig anderen Zeitrechnung, deren größte Hektik darin besteht, dass ausgelesene oder niemals betrachtete Zeitungen im Wind über den Boden fegen.

Ich gehe einige Schritte voran, suche die beiden Häuserzeilen nach einem weiteren Hinweis ab, doch letzten Endes muss ich mich auf meinen Kompass verlassen, der mich zielgenau zu einer unscheinbaren Blechtüre führt, die scheinbar den Eintritt

in die Küche eines italienischen Restaurants bedeutet. Ich öffne sie und mir schlägt eine Welle seltsamer Küchengerüche mitsamt ihrer Wärme entgegen, sodass ich erst einmal einen Schritt zurücktrete, ehe ich den Mut sammle und in diese andersartige Welt eintrete. Direkt zu meiner Linken kochen Linguine und rechterhand steht eine große Kellertür offen, auf der ein Pfeil nach unten zeigt und unter dem etwas geschrieben steht, das ich erst beim näheren Hinsehen lesen kann: „Keller der einsamen Sucher. Die Raumzeit wird deinen Geist dehnen. Nur für Seltenbegabte.“ Verwirrt bleibe ich vor dem Eingang stehen und blicke ins Schwarz hinab, in dem ich nichts erkennen kann, aber da mein Kompass genau in diese Richtung zeigt und er mich bisher nicht enttäuscht hat, vertraue ich ihm ein weiteres Mal und setze den ersten Schritt in den Keller hinab, langsam vorantastend, jede Stufe mit beiden Füßen, um einen sicheren Stand zu behalten. Wie von einem schweren Windstoß zgedrückt, fiel die große Kellertüre geräuschvoll in ihr Schloss und beinahe hätte sie die Kraft aus den Angeln gehoben, doch meine Bedenken zer-

streuten sich, als weiter unten das Licht anging und ich die Treppe weiter hinab in dieses seltsame Reich stieg.

Unten angekommen setzt zunächst mein Denken komplett aus, denn ich bin in einem überdimensionalen Kellergewölbe, dessen Ausmaße über den gesamten Block verteilt sein müssen, denn alles erscheint hier als uferlos. In einer nahen Nische des Kellers sehe ich ein Labor, das von einem Menschen bedient wird, der auch auf mich zukommt, mich freundlich an dem Arm nimmt und zu einer riesigen, kreisförmigen Maschine führt, die in diesem Kellergewölbe scheinbar eine komplette Runde dreht. Mit dem Druck auf einen Knopf, dessen Farbe eigentlich ein Nichtdrücken fordert, springt eine riesige Türe auf, die einen Blick auf das Innenleben einer Kapsel preisgibt, das dem eines Spaceshuttles nahekommt. Ohne ein Wort zu sagen, jedoch mit bedeutungsvoller Miene will mir der Laborant andeuten, dass ich mich auf den einzigen Stuhl inmitten der Kapsel setzen solle. Ich gehorche, da mein Kompass mir ein letztes Mal die Richtung weist, trete ein, setze mich und lasse mich derart festzurren, dass

ich beinahe nicht mehr zum Atmen fähig bin, blicke auf die ganzen blinkenden Knöpfe und registriere erst beim Zuschlagen der Türe, dass sich der Laborant gewiss auf den Start dieser Monsterapparatur vorbereitet. Urplötzlich und ohne Vorwarnung erlischt das Licht und ein neues, rotfarbiges erzeugt in der Kapsel eine diffuse Atmosphäre, während die Lichter der Apparaturen ihren Tanz bis zur Ekstase vollführen und mich zum Schließen meiner überstrapazierten Augen zwingen.

Weiterhin sehe ich das Flackern hinter meinen Augenlidern, das jedoch nach einigen Momenten vollständig zum Stillstand kommt, sodass ich meine Augen öffne und auf einen schwarzen Bildschirm blicke, auf dem eine Nachricht erscheint: „Der Mensch besteht aus Teilchen, dies ist ein Teilchenbeschleuniger, der Mensch wird beschleunigt, die Raumzeit wird gekrümmt, die Teilchen werden mit der Zeit im Raum gekrümmt und sie werden zu einer sehr dehnbaren Teilchenmasse. Viel Spaß!“ Ohne Vorwarnung muss der Laborant den Startknopf in ebenfalls höchstwahrscheinlich roter Farbe gedrückt haben, denn ich

spüre von dem einen auf den anderen Moment nichts mehr, es scheint, als wäre meine Koexistenz aufgelöst und ich wäre mit meinem Geist in einer anderen Dimension als mein Körper.

Alles um mich herum ist Schwarz, doch dann explodieren gewaltige Massen, die Zeit scheint sich zu einer Geschwindigkeit zu verdichten, die mich die gesamte Entwicklung des Weltalls mitverfolgen lässt, bis zu dem Tag, an dem ich in die Kapsel gestiegen bin, dort wird die Geschwindigkeit langsamer und hält sogar bis auf den Sekundenschlag an, doch meine Reise scheint noch nicht zu Ende, denn aus der gesicherten Position im geostationären Raum stoße ich auf den Erdplaneten nieder, sehe an mir die menschlichen Bauten vorbeifliegen und glaube, auf den Boden aufzuschlagen, doch bremsen ich unmittelbar davor, alles um mich herum wird größer oder ich schrumpfe, zunächst sehe ich gigantische Insekten um mich herum, danach spaltet sich meine Welt in die einzelnen Atome auf, ich erkenne den Unterschied zwischen den Elektronen, den Neutronen und den Protonen anhand ihrer Beziehung

zueinander, ehe ich zu den Quarks, Leptonen und Eichbosonen vorrücke, deren Vergrößerung allerdings bereits deutlich länger andauert als die Verwandlung der Welt in Atome und ohne allzu große Mühe gelingt es mir, einige Theorien der neueren Wissenschaften anhand meiner Beobachtungen zu bestätigen, ehe ich mich weiter verkleinere, denn mittlerweile erscheint mir diese Erklärung als die einzig mögliche, die eigentlich superkleinen Bestandteile erlangen gigantische Ausmaße, ehe ich die nächste Dimension erblicke, eine erneute Dreiteilung der existenten Wirklichkeit, denen die Wissenschaftler noch keine Namen gegeben haben, doch sie sind auf eine eigenartige Art und Weise deformiert und wandelbar, es scheint, dass sie sich in einer megadimensionalen Realität befinde, die den Raum und die Zeit derart krümmt, dass alles zusammenfällt.

In dieser interstellaren Verwirbelung erkenne ich in einem dieser kleinen deformierten Teilchen, das sich wie ein Sprachrohr auftut, das Weltall, dessen Raumzeit mit dem kleinstmöglichen Teilchen meiner momentanen Existenz zusammenfällt, so-

dass ich bei einer weiteren Verkleinerung zunächst zwangsläufig die Größe unseres Alls aufnehmen würde, ehe sich das Größenverhältnis immer weiter verändern würde, bis ich mich schlussendlich erneut im geostationären Raum befinden würde, eben dort, wo ich meine unglaubliche Reise begonnen habe. Aber ich habe genug von dieser Reise durch den Raum und die Zeit, sodass ich nicht in das Weltall eintauche, sondern daran vorbeifliege, ehe ich immer kleiner werdend mit einer dunkel aussehenden Materie zusammenpralle, die mich in ihrer Nichtexistenz umschließt und in sich einverleibt, sodass es mir dort gelingt, wieder mit meinem Körper zusammengeführt zu werden und mir den Schlaf der Ewigkeit zu gönnen, den ich mir nach dieser langen Reise wohl verdient habe.

Ich erwache und muss feststellen, dass mich ein nervig gleichmäßiges Geräusch aus dem Schlaf reißt. Ich denke an meinen Wecker, stehe auf, suche nach ihm, doch als ich ihn in den Händen halte, ist er es nicht, der diese Töne von sich gibt. Rastlos blicke ich umher, suche nach der Richtung, aus der der alternierende Piepton kommt, aber

er scheint aus allen Ecken des Raumes gleichzeitig an mein Ohr zu dringen, sodass ich beschließe, alle Ecken meines Schlafzimmers abzusuchen, um das nervende Geräusch abzustellen. Mit neuer Energie gehe ich daran, jeden Schrank auszuräumen und alles auf den Kopf zu stellen, doch immer dann, wenn ich mich soeben am Ziel wähne, wird der Ton leiser, verschwindet für kurze Zeit gar aus meinem Hörbereich, um dann an anderer Stelle umso lauter und eindringlicher zu ertönen. Ich spüre, wie sich die Unzufriedenheit in meinem Körper zu einer gewaltigen Zorneswelle zusammenstaut, obwohl ich mir immer wieder sage, dass es nicht mehr viele Ecken gibt, wo sich dieses Geräusch machende Gerät befinden könnte. Mit jedem Misserfolg steigt die Welle in meinem Innern weiter an und meine Beschwichtigungsversuche zeigen immer weniger Wirkung, sodass es mich kaum verwundert, als ich mit einem Mal meine Hand derart gegen den Wandschrank schlage, dass nicht nur mein Handgelenk sogleich schmerzt, sondern auch die Schiebetür aus der Führung gerissen wird, deren Abfangversuch ich mit wei-

teren Schmerzen im frisch lädierten Handgelenk bezahle.

Voller Wut auf meinen Zornausbruch schmeiße ich die Türe zur Seite, da jedoch dort mein Nachttisch mit einer gläsernen Lampe steht, zertrümmere ich diese mit einem Getöse, das mich zeitweilig sogar die Suche nach dem Piepton vergessen lässt, der seltsamerweise neuerdings gedämpft unter der quer über meinem Bett liegenden Schranktür ertönt. Ich greife mit meinem Finger darunter, um dort nachzuschauen, bis ich zu spät feststelle, dass dort die Scherben der Lampe liegen, und schneide mir eine tiefe Fleischwunde in die Hand, deren Handgelenk zum Glück noch intakt ist, wenn auch nicht ganz. Da die Schmerzen in der anderen Hand nicht weniger geworden sind, habe ich nun keine Hand zur Verfügung, um die blutende Hand zu halten, sodass ich aufstehe und ins Badezimmer renne, immer mit der Hoffnung im Hinterkopf, dass das Piepsen mich nicht verfolgt, doch es will mich scheinbar nicht loslassen, denn im Badezimmer ertönt es ebenfalls, aber zunächst muss ich mich um meine verletzten Hände kümmern. Unter

den größten Schmerzen lasse ich kaltes Wasser über beide Hände laufen und in diesem Moment spüre ich mein angeknacktes Handgelenk kaum noch, so sehr brennt die aufgeschnittene Hand, deren Blutfluss so stark ist, dass mir alsbald schwindelig wird und ich langsam zu Boden sinke, mich hinsetzen muss und spüre, wie das Leben aus meinem Körper entweicht, langsam und mit äußerst sadistischen Zügen. Ohne Zeitgefühl sitze ich an der Wand und es gelingt mir kaum noch, die Augen aufzuhalten, als mir selbst zum Sitzen die Kraft fehlt und ich gemächlich an der Wand Richtung Boden entlangrutsche, bis ich mich mit dem Kopf sanft auf dem kalten Plattenboden niederlege.

Längst habe ich mit allem abgeschlossen, als ich ein letztes Mal meine Augen öffne und meinen Wecker vor meinen Augen liegen sehe, dessen langsamer werdender Piepton mein langsam schlagendes Herz im Takt begleitet, ehe der Wecker vollends verstummt. Es vergehen stille Sekunden, in denen nichts geschieht, doch als ich endlich die Augen öffne und meinen Wecker auf dem Wohnzimmertisch abstelle, ist

einiges an Zeit verronnen und der Eisbeutel auf meinem Kopf zeigt mir an, dass ich aus den Traumrealitäten in die Wirklichkeit des Lebens zurückgekehrt bin.

Ich richte meinen Oberkörper auf und spüre die Stellen, mit denen ich auf den Boden aufgeschlagen sein muss, sehr deutlich, rufe nach meiner Frau, doch niemand antwortet, aber wenigstens hat sie einen Zettel mit einer Nachricht für mich hinterlassen, bevor sie mich in meinem schlafenden Elend alleine gelassen hat. Sie sei Tennis spielen und ich erinnere mich, dass an diesem frühen Abend ihre Trainingsstunde war, die sie niemals ausfallen ließ, selbst wenn ich die Vorstellung eines neuen Buches hatte, was mich hin und wieder aufs Äußerste geärgert hatte. Einem Blitzschlag gleich schießt mir dann auch der Grund durch den Kopf, warum sie mir einen Wecker gestellt hat, denn heute Abend wollte mein Verleger vorbeischaun, um nach dem Stand meiner neuesten Kriminalgeschichte zu fragen, denn bei einem baldigen Ende der Arbeiten würde er die Werbetrommel alsbald mit dem Titel meines neuen Romans anwerfen, damit die Menschen be-

reits im Vorhinein von einem möglichen Kauf für den nächsten Herbst oder Winter inspiriert würden. Ich selbst hatte nichts gegen diese Vorgehensweise meines Verlegers, da sich mit jedem verkauften Buch auch meine persönliche Situation verbesserte, doch allein der Gedanke an ein Gespräch heute Abend, nach allem, was an diesem Tage geschehen war, erschien mir schwieriger als jeder unbezwingbare Pass im Himalaya-Gebirge, sodass ich das Handy vom Tisch nahm und die Nummer meines Verlegers wählte, der unglücklicherweise jedoch im gleichen Moment an meiner Tür klingelte.

Ich mache ihm auf und erkläre in einem scherzhaften Tonfall, dass ich ihn gerade anrufen wollte, um ihm für den heutigen Abend abzusagen, doch da er jetzt schon mal da sei, könne er auch gerne reinkommen, solange er nicht allzu lange bleibe.

„Du siehst ziemlich mitgenommen aus“, beginnt der Verleger und setzt sich auf einen der langlehnigen Stühle unseres großen Esszimmertisches, der an der Seite des Wohnzimmers seinen Platz gefunden hat.

„Ja“, log ich mit undurchdringlicher Miene, „ich kam nach Hause und habe nicht aufgepasst, denn ohne mein Zutun rutschte ich auf dem nassen Boden aus und habe mir dabei den Kopf angeschlagen. Siehst du die Beule auf meiner Stirn, die sich langsam gegen das Licht abzeichnet und Ausdruck meiner höllischen Kopfschmerzen ist, die mich seither penetrant belagern.“

„Man sollte auch darauf achten, wohin man seine Füße setzt, dann passiert einem auch kein solches Unglück, wobei du noch vom Glücke reden kannst, dass nicht mehr passiert ist; stell dir nur mal im Geist vor, wie du mit dem Kopf an die Kante der Stufe prallst und dein Kopf – aber lassen wir das. Ich wollte eigentlich nur hören, wie weit du mit deinem neuen Roman bist und wann du an seine Fertigstellung glaubst, denn immerhin stehen die kalten Monate alsbald ins Haus und da möchte ich ein neues Buch eines meiner erfolgreichen Autoren in die Regale stellen.“

„Eigentlich sieht es ganz gut aus, ich muss nur noch meinen Ermittler den Täter schnappen lassen, nachdem er die nötigen Beweismittel und Spuren zusammen hat,

fehlt mir nur noch ein furioses Finale und ich kann auch diesen Roman stilvoll beenden.“

„Das hört sich gut an“, gibt mir mein Verleger zurück und schaut etwas gedankenverloren im Raum umher, ehe er sich neu sammelt und mich fixiert, „ich habe mir deinen anderen Text vor einigen Tagen durchgelesen und war erstaunt, dass er überhaupt nicht mit deinen anderen Romanen vergleichbar ist.“

Bisher plätschert die Unterhaltung im normalen Rahmen dahin, doch dieser lieblos dahingeworfene Kommentar meines Verlegers holt mich aus allen selbstsicheren Träumen zurück, denn mit diesem neuartigen Text habe ich meine schriftstellerischen Fähigkeiten ausgetestet, um herauszufinden, ob ich auch andere Genres als das der spannenden Kriminalromane geist- und stilvoll verfertigen kann.

„Du klingst nicht sehr begeistert und eigentlich hört es sich beinahe an, als ob du dieses Thema so schnell wie möglich unter den Tisch kehren möchtest, denn ansonsten wärst du freudestürmend in mein Haus gerast und ich hätte bis spät in die Nacht hin-

ein deinen Redefluss kaum bremsen können.“

„Ja, wie soll ich es am besten ausdrücken; ich glaube, dass es dir nicht helfen wird, wenn du diesen Roman veröffentlichst, allein aus dem Grund, dass er von deinen Fans gekauft und dich als einen soliden und gutwertigen Kriminalautor aus dem Rennen schicken würde. Im Grunde ist es eine nette Idee, die du konsequent bearbeitet hast, und ich kann auch behaupten, dass ihre Realisation gewiss wichtig für deine weitere Entwicklung ist, doch ich kann dir als dein Verleger niemals die Zustimmung zu einer Publikation geben, von der ich weiß, dass sie deinem Namen als genretreuem und zuverlässigem Autor nicht dienlich, sondern schädlich sein wird.“

„Allerdings muss ich dich dann darauf aufmerksam machen, dass ich in meinem Autorenvertrag den Passus drinstehen habe, dass ich einen Text, dessen Publikation von deinem Verlag abgelehnt wird, einem anderen durchaus anbieten kann, wenn daraus keine Interessenkonflikte entstehen, und ich glaube, ein völlig anderes Genre zu

bedienen ist wahrscheinlich vor den meisten Gerichten zulässig.“

„Da du jetzt eine begründete Absage erhalten hast“, beginnt mein Verleger nach einigen Momenten der spannungsgeladenen Ruhe, „verlegst du dich aufs Drohen und hoffst auf diese Weise, die Publikation zu erzwingen?“

„Ich möchte Neues ausprobieren und hoffe, dass ich mit diesem Text den Ab sprung aus einer festgefahrenen Situation erreiche, die mich zunehmend in meiner schriftstellerischen Existenz bedroht. Verzeih mir meine Drohung, sie war gewiss nicht ernst gemeint, ich habe einfach nur sehr starke Kopfschmerzen und weiß zuweilen nicht, was ich denken soll, denn alles dreht sich seit heute in meinem Kopf. Ich werde wohl oder übel einige Tage Ruhe brauchen, ehe ich die Kraft finden werde, meinen neuen Roman zu beenden, aber sicherlich noch rechtzeitig für die Publikation zum Herbstgeschäft; über den anderen Text, dem aber weitere folgen werden, können wir ja dann ein anderes Mal sprechen, wenn ich keine Kopfschmerzen mehr habe.“

„Es freut mich zu hören, dass du wieder die Vernunft angenommen hast“, sagt mein Verleger versöhnlich, steht auf und reicht mir die Hand, „ich werde dich jetzt alleine lassen, denn du brauchst anscheinend wirklich die Ruhe, von der du sprachst, und mitunter lässt sich über eine Publikation unter dem Deckmantel eines Pseudonyms nachdenken und verhandeln.“ Ich schüttle meinem Verleger die Hand, begleite ihn nach draußen, schließe hinter ihm die Türe und taumle zwischen Freude und Ärger, denn ich habe meine gute Ausgangslage in unserer Beziehung für einen Text aufs Spiel gesetzt, den ich als Versuch geplant habe, und kann froh sein, dass mein Gegenüber die Lösung der Publikation unter einem Pseudonym vorgeschlagen hat, denn damit können gewiss beide Seiten leben. Kaum setze ich mich zurück an den Tisch und habe die Möglichkeit zur Ruhe, verspüre ich erneut die starken Kopfschmerzen, sodass ich ins Badezimmer gehe, um zwei starke Schmerztabletten zu nehmen, die mir helfen sollen, die Ereignisse des Tages zu verarbeiten, denn mit dem langsamen Verschwinden der Kopfschmerzen kommen die

wirren Gedanken an den jungen Mann zurück, der doch wahrhaftig behauptet hat, mein Klon zu sein.

Im Eilmarsch ziehen die nächsten Tage vorbei, in denen ich dem scheinbaren Klon wissen lasse, dass ich ihn zu Beginn der nächsten Woche bei mir zu Hause empfangen sollte, sollte dieser nichts gegen die Warterei einzuwenden haben. Doch es kommt nur eine Zusage, auf der beigefügt ist, dass der Klon bereits sein Leben lang auf eine Antwort zu seinen drängenden Fragen warte, sodass es auf einige wenige Tage nicht mehr ankomme. In jenen Tagen komme ich kaum zum Arbeiten. Jeden Moment, wenn ich versuche, meine Gedanken zu meinem neuesten Kriminalroman auf das Papier zu bringen, kommen mir die mich drängenden Fragen dazwischen: „Wie wahrscheinlich ist seine Geschichte angesichts dessen, dass er mir in beinahe allen Eigenschaften gleich scheint – mit Ausnahme der Narben und Gebrauchsspuren des Alltags – und in welcher Beziehung möchte ich mit ihm stehen, wenn seine Geschichte der vollen Wahrheit entsprechen sollte? Er hat mir angeboten, dass er niemals wieder in mein Leben tre-

ten wird, wenn ich es wünsche, aber verhält es sich demnach oder ist es nicht zugleich auch ein Reiz, vermutlich einer der wenigen Menschen auf dem Planeten zu sein, der einen Klon im Alter von zwanzig besitzt? Andererseits, wenn ein Labor die Fähigkeit seit zwanzig Jahren besitzt, das Klonen in einem derart perfekten Zustand durchzuführen, warum habe ich noch nichts davon in der Weltpresse vernommen und von einem ähnlichen Fall gehört? Gibt es womöglich überall auf der Welt Klone, die nicht wissen, dass sie keine regelmäßig gezeugten Menschen sind, sondern Reproduktionen, gewissermaßen Falsifikate, wie weltweite Nachmachprodukte bekannter Marken genannt werden? Dass es etwas mit meinem Erfolg zu schaffen haben könnte, kann ich beinahe ausschließen, denn vor guten zwanzig Jahren war ich noch an der Universität und studierte mit Laune vor mich her, anstatt an meinen künftigen Weltruhm zu denken, doch mitunter ist die Bekanntgabe eine neue Masche der Entwickler, um zumindest die bekanntesten Originale ins Schwitzen und zum Zahlen zu bringen? Aber ich hatte keineswegs das Ge-

fühl, dass der junge Mann auf der Suche nach einer Finanzspritze war, vielmehr schien er zu versuchen, seine emotionale Integrität wiederzuerlangen, die allerdings auch nicht erst vor kurzem aus dem Gleichgewicht gebracht zu sein schien, da er sich über die Fakten seines Lebens bestens bewusst schien. Demnach gibt es drei Möglichkeiten, die eine große Wahrscheinlichkeit besitzen; die erste würde ihn als Lügner enttarnen, der mich auf einem alten Foto entdeckt hat und um meine Spenden in der Vergangenheit weiß, was wiederum sehr unwahrscheinlich klingt; die zweite enttarnt ihn als guten Geschichtenerzähler, denn dann würde er mein Sohn sein, der herausbekommen hat, an welches Befruchtungslabor meine Spermazellen verkauft wurden, wogegen aber beinahe die perfekte Übereinstimmung mit meinem Aussehen vor zwanzig Jahren spricht; und die dritte wäre die abwegigste, aber jene, die der junge Mann mir vorgestellt hat, dass er mein Klon ist, doch dann stellen sich automatisch die Fragen ein, die nur mit viel Phantasie verbunden und ausgeschmückt werden können, denn vor zwanzig Jahren

war diese Technik noch keinesfalls reif für solche Versuche, auch wenn man hin und wieder von einem sehr grenzwertigen Versuch in einem allein auf Reputation ausgerichteten Labor gehört hat, das mit vollem Wissen die ethischen Zwänge der Gesellschaft niedertreten – doch kann dies geschehen sein?“

Zumindest ist mir eines unmittelbar am ersten Tage nach dem Besuch des jungen Mannes klar: dass ich keinesfalls meinen neuen Roman beenden werde, ehe ich nicht hinter das Rätsel meines angeblichen Klons gekommen bin. Unterdessen versuche ich, über das Internet alle Informationen über den Verbleib des Laboratoriums zu erhalten, bei dem ich früher meine Zellspenden abgeliefert habe, doch erst will mir kein Erfolg vergönnt sein, ehe ich erkennen muss, dass dieses Labor vor guten fünfzehn Jahren von seinem führenden Unternehmen geschlossen wurde. Das Pharmaunternehmen, das das Labor schloss, ist wiederum vor guten zwölf Jahren nach einer Zeit der Misswirtschaft vollständig aufgekauft und zersplittert worden, sodass ich daher gewiss keine Informationen erhalten werde,

und da ich mir sicher bin, dass ich die Unterlagen aus jenen Tagen restlos vernichtet habe, stehe ich vor einer strahlend weißen Wand, von der die Sonne reflektiert wird und hinter die ich nicht blicken kann, weder an ihr vorbei noch mittendurch, und der Weg hinan zur Erklletterung ist derart glatt und voller möglicher Rückschläge, dass ich mich erst einmal auf eine mögliche Strategie trimmen muss, ehe ich das Risiko eingehe, von der Wand ins Bodenlose abzurutschen. Auch an diesem Abend verlässt mich meine Frau, um zu einer Freundin zu fahren, sodass ich die Gelegenheit habe, selbst ein wenig herumzufahren, um das einengende Haus, in dem sich meine aktuelle Geschichte in allen Variationen abspielt, hinter mir zu lassen. Ich setze mich in meinen Wagen, fahre die langgezogene Einfahrt entlang und passiere das Tor, als ich eine ungewöhnliche Entwicklung auf der Alleenstraße feststellen muss, da irgendein Umweltunternehmen anscheinend von der Behörde den Auftrag bekommen hat, alle Bäume in dieser Straße abzusägen. „Wie merkwürdig“, denke ich mir, „vor kurzem noch wurde unsere Straße von der Stadt die

schönste und gepflegteste gerühmt und jetzt machen sie daraus eine Allerweltsstraße“, doch das eigentlich Erstaunliche ist für mich, dass keiner meiner Nachbarn gegen diese Unternehmung vorgegangen ist, nein, sie schauen zu, wie einer nach dem anderen niederfällt, entästet und kleingeschnitten wird, um auf einen Lastwagen geschmissen zu werden. Unter normalen Umständen wäre ich bereit gewesen, das Heft in die Hand zu nehmen, doch in meiner augenblicklichen Konstitution ist es keinesfalls sinnvoll, mir weitere schwere Gedanken zu den vorhandenen zu machen, sodass ich den Blinker in die andere Richtung setze und meinen nachbarschaftlichen Familien die Entscheidung überlasse, sich gegen diese Abholzung zu wehren oder sie weiterhin tatenlos zu betrachten. Da ich mich für diese Richtung entschieden habe und in einem Vorort der Stadt wohne, komme ich schnell an den Rand der Stadt und verlasse sie über eine Landstraße, die die außenliegenden und noch nicht einverleibten Orte mit der großen Stadt verbindet, lasse auch den nächsten und übernächsten Ort hinter mir und fahre ohne Ziel

geradeaus, ehe mir der See in der Nähe einfällt, an dem ich früher des Öfteren im Sommer baden gewesen war, aber seit Jahren nicht mehr besucht habe. Den geschotterten Weg fahre ich vorsichtig hinab, denn ich möchte nicht allzu sehr durchgeschüttelt werden, doch schon bald muss ich feststellen, dass eine Schranke mir den Zugang zum See versperrt; ich halte den Wagen an, springe aus dem Auto und versuche mit aller Kraft, den Balken anzuheben, bis ich aus lauter Kraftlosigkeit das Schloss erblicke, das den Schlagbaum in diese Stellung zwingt. Frust steigt in meinem Körper auf, gegen den unverrückbaren Schlagbaum, aber auch gegen mich selbst, der nicht zuerst nachgeschaut hat, ehe er handelt, was doch mein allgemeiner Grundsatz ist“, denke ich mir, schließe meinen Wagen ab und mache mich zu Fuß auf den Weg hinab zum See, dessen Bild ich eindeutig anders in Erinnerung gehabt habe. Grünlich schimmert er unter der Oberfläche, auch hat er einen deutlich niedrigeren Wasserstand als ehemals, sodass zwischen dem angelegten Sandstrand und dem beginnenden Wasser einige Steine die abschüssige Böschung be-

herrschen. Auf einem verrosteten Schild werde ich darauf hingewiesen, dass das Baden wegen allzu starkem Algenwuchs in diesem See vorübergehend verboten sei, doch ich lasse mich nicht beirren, reiße die Kleidung von meinem Körper und möchte nur mit der Unterhose bekleidet eine Reise in meine eigene Vergangenheit machen, doch schon beim ersten Tritt ins kühle Nass stelle ich fest, welche Dummheit dieser Versuch sein könnte, weiche zurück und kraxle über die spitzen Steine zu meiner Kleidung. Um wenigstens eine kleine Verbindung zu meiner Vergangenheit herzustellen, wandere ich auf verschlungenen Pfaden um den See und suche jenen Strand, den wir früher stets besucht hatten, um uns mit unseren Freundinnen vor den anderen Menschen zu verstecken, doch bereits nach wenigen Metern stelle ich erneut fest, dass dies ebenfalls keine besonders kluge Idee gewesen ist, doch mit dem blinden Mut eines Menschen, der seiner Jugend hinterher jagt, kämpfe ich mich durch das Dickicht und erreiche schlussendlich doch noch die geheime Bucht, die infolge der Absenkung des Wasserspiegels ebenfalls nicht

mehr am Rande des Wassers liegt, sondern oberhalb von einer abschüssigen und matschigen Rampe, die ins grüne Nass führt. Ich setze mich in den Sand und lasse die Erinnerungen die Oberhand über mich gewinnen, lege mich auf den warmen Sand und genieße die hin und wieder hinter den zarten Wolken auftauchende Sonne, doch nach bereits wenigen Minuten befinde ich mich in meiner eigenen, jedoch surrealen Traumwelt.

Ich erwache und spüre, wie meine Zehen von den heranbrausenden Wellen umspült werden, denn der Wasserpegel muss während meines Schlafes um einige Meter angestiegen sein, doch als ich mich erhebe, um ein wenig weiter nach oben zu rücken, fällt mir auf, dass alle Gegenstände aus meinen Taschen verschwunden sind. Ich finde weder mein Portemonnaie noch meine Wagenschlüssel, doch es scheint mir nichts auszumachen, denn ich stehe ohne Sorgen auf, schüttele mir den Sand vom Körper und blicke nach einer Betätigung umher. Sogleich erkenne ich einen Kitesurfer auf dem Wasser und bin von seiner Eleganz und Leichtigkeit beeindruckt, mit denen er

sich vom Fallschirm, den er mit aller Kraft festhält, über das blaue Wasser des Sees ziehen lässt. Ohne zu zögern erkläre ich mich bereit, dasselbe versuchen zu wollen, und finde tatsächlich bei einer genaueren Betrachtung der Szenerie am Wasserrand ein Kiteboard, das nur darauf wartet, mich mithilfe des stetig blasenden Windes über das Wasser zu ziehen, sodass ich nicht zögere und mich ohne Einweisung auf das Brett stelle. Unvermittelt nach dem Betreten des Bretts und dem Eintreten in die Fassung für die Füße erhebt sich der Fallschirm in die Lüfte und will mich mitsamt dem Brett vom Ufer wegziehen; alles geht derart schnell, dass ich beinahe vergesse, die Lenkstange in die Hand zu nehmen, doch im letzten Moment schnappe ich sie mir und das Brett unter meinen Füßen beginnt, über das Wasser zu gleiten. Wie in Trance schwebe ich über der Wasseroberfläche dahin, brauche keinerlei Kraft, um den stark im Wind liegenden Drachen zu bändigen, und genieße die hohe Geschwindigkeit, mit der ich über den See gleite. Auch meine Gefühle gleiten ins Unendliche, freier habe ich mich noch nie in meinem

Leben gefühlt, und alle Last scheint von meinen Schultern abzufallen, sodass ich unbeschwert in der endlos scheinenden Zeit auf dem Wasser fahren kann, ohne dass es Einfluss auf mein Leben hätte. Den Wind um die Nase erlebe ich die gewaltigsten Umstürze, ich sehe, wie andere Segler mit dem starken Wind wie gegen einen Kerberos kämpfen und Schwimmer, die lieber ans Ufer zurückschwimmen, als den Kampf mit den Elementen aufzunehmen, die ich derart spielend und ohne sonderliche Eigenleistung beherrsche. Der See türmt sich zu hohen Wellen auf, die gegen mich anbranden, doch keine vermag mich vom Kiteboard zu schmeißen, keine urgewaltigen Kräfte könnten meine Fahrt aufhalten, sodass ich auf meinem Weg weiter reite, bis der See eine Biegung macht und zu einem langen Schlauch wird, dessen Ende von dem Startplatz meines Abenteuers nicht einsehbar ist, den ich aber aus meinen Erinnerungen rekonstruieren kann. Umso erstaunter bin ich dann, als ich erkennen muss, dass mich entweder meine Erinnerungen betrügen oder Seltsames an diesem Ort geschieht, denn mit einem Male

ist es nicht mehr der Wind, der mich vorantreibt, nein, es ist die Strömung des Sees, die mich immer schneller vorantreibt, auf einen riesigen Wasserfall zu, dessen Höhe derart hoch sein muss, dass der sprühende Nebel der hochspritzenden Wassertropfen nicht bis zum Rand desselben reicht. Erst im gleichen Moment, als ich über die Kante drifte und das Risiko meines Falles erkenne, da ich kaum den Boden dieses Wasserfalls sehe, den ich niemals zuvor gesehen habe, verspüre ich die beklemmende Angst, die in mir aufsteigt, denn vorher glaubte ich, die Wirklichkeit derart bestimmen zu können, dass ich keine Angst zu haben brauche. Doch im beginnenden Fall und auch während des Sturzes gebäre ich den Gedanken, was wohl wäre, wenn ich unten aufschlage und das Leben damit aushauche? „Was, wenn das Wasser zu hart für einen Aufprall ist oder ich einen herausragenden Stein erwische“, frage ich mich, dann wäre die Entscheidung, einen See mit einem reißenden Wasserfall aufzusuchen, gewiss die schlechteste denkbare Entscheidung, die ich jemals traf, doch mit dem Eintauchen in die herausdringende Gicht des Wassers ist

es, als ob ich in eine andere Sphäre eintrete, von der ich kaum etwas erfahre, denn mit einer ungeheuren Geschwindigkeit falle ich auf das Wasser, tauche ein und wundere mich nur, dass ich nichts von dem Aufprall spüre. Ich glaube mich bereits tot und reagiere nur noch fadenscheinig, versuche kaum, an die Oberfläche zu gelangen, brauche aber auch nicht zu atmen, denn mein Leben scheint eine andere Existenzform angenommen zu haben; ich lasse mich nach oben treiben und erkenne durch ein nebulöses Licht, dass ich in einer Höhle auftauche, deren Loch in das Dunkle hineinführt, aus dem ich auftauche. Ohne merkliche Kraftaufwendung stoße ich durch das Wasser, gehe nicht mehr unter und habe Zeit und Muße, mich ein wenig in der schummrig ausgeleuchteten Höhle umzusehen, entscheide dann, meine neue Umgebung ein wenig genauer zu betrachten, steige aus dem Wasser und meine Kleidung ist sogleich trocken, als wäre sie niemals nass gewesen. Diese seltsamen Umstände scheinen jedoch für mich keine zu sein, da ich mich sogleich auf einen Stein setze und mir über die anstehende Entscheidung Gedan-

ken mache, welchen der drei Wege, die aus der großen Höhle fortführen, ich wohl nehmen werde. Als ich mich, aus welchen Gründen auch immer, für den Rechten entschieden habe, stehe ich von meinem Stein auf und erblicke ein seltsames Gebilde an dessen Seite, das ich aufnehme und feststelle, dass dies ein Musikinstrument ist, das ich in dieser Form noch niemals erblickt habe, berühre sanft die Saiten und schlage einige an, sodass die schönste Melodie ertönt, die ich jemals vernommen habe. Mit neuem Mut und frischem Tatendrang setze ich meinen Weg fort und nehme den rechten Weg, doch bereits nach wenigen Metern komme ich in eine riesige Höhle, in der mir dampfende Schwefelwolken die Sicht nehmen, sodass ich die gruselige Kreatur erst im letzten Moment ihres Sprunges sehe, ducke mich blitzschnell, doch es reicht nicht mehr, sodass sie mich an meiner Schulter erwischt und den Gurt meines Instruments durchtrennt. Der Klangkörper fällt mit den Saiten auf den Boden und schlägt für einen kurzen Moment an, sodass der Ton von der raumfüllenden Akustik verstärkt und aus allen Richtungen zu-

rückgeworfen wird, doch dies reicht, um die Kreatur dermaßen zu verwirren, dass sie einhält und verwirrt in der Gegend herumschaut. Ich erhebe mich, nehme das Instrument vom Boden auf, beginne mit einer langsamen Bewegung und erzeuge die lieblichste Musik, die ich jemals vernehmen durfte, aber auch der Kerberos, den ich nun in voller Lebensgröße betrachten kann, ist von den Tönen derart angetan, dass er sich zu einem tiefen und unverwüstlichen Schlummer niederlegt und mir die Gelegenheit gibt, die schwefelverseuchte Höhle zu verlassen. Als ich zur Ausgangsposition zurückkehre, frage ich mich sogleich, welchen der beiden anderen Wege ich wohl als nächstes nehmen werde, entscheide mich nicht ohne Grund gegen den mittleren und nehme den linken, der mich aber ebenfalls in die Irre führt, denn in diesem Gang wird es immer enger und zuweilen kommen äußerst spitze Felsformationen aus den Seiten, an denen ich mich das eine oder andere Mal verletze. Kraxelnd erreiche ich eine nächstfolgende Ebene und lege mich dort erschöpft nieder, aber diesen kurzen Moment der Ruhe bezahle ich mit dem An-

griff von Kreaturen, die aus dem Nichts auftauchen, in meinen frischen Wunden herum-picken, um dann erneut lautlos und unsichtbar zu verschwinden. Ich rette mich mit letzter Not hinter einen Felsen und achte auf meine Flanken, doch meine Angreifer scheinen mich für einen kurzen Moment in Ruhe zu lassen, da sie höchstwahrscheinlich wissen, dass es nur diesen einen Ausgang gibt, denn ein erneuter Abstieg ist nicht denkbar. Ich schnaufe heftig, sammle meine letzten Energiereserven, ehe mir mein auf die Seite geschnürtes Instrument einfällt, dessen Wirkung ich nach dem Kampf mit dem Kerberos vergessen habe, schlage vier Seiten an, lasse die Wirkung der kraftvollen Melodie in mich eindringen und spüre die erwachenden Lebensgeister, stehe auf und erschrecke, als ich die gesamte Armada der Kreaturen in Reih und Glied vor mir aufgestellt sehe, spiele einige weitere Melodiefetzen und erkenne die Macht dieses Instrumentes in meinen Händen, spiele weiter und weiter, ohne eine Ahnung von der Spielweise zu besitzen, doch das Instrument scheint mich von alleine zu leiten; die Klangfetzen versammeln sich auf

diesem Plateau zu einem berauschten Fest der Sinne und die einzelnen Kreaturen, die ich Harpyien gleich glaube, begeben sich lemminggleich zum Rande der Ebene und springen freudig in den Klangteppich hinab, der sich in jene Richtung ausbreitet, sodass mir der Weg von allein freigeräumt wird. Ich werfe mir meine Lyra, die ich nun endlich erkannt habe, über die Schulter und renne den nun frei gewordenen Gang entlang, erkenne in der Finsternis am Ende des Ganges ein Licht, doch als ich in die folgende Höhle mit der neu erwachten Tatkraft stürme, muss ich feststellen, dass dies die Eingangshöhle ist und ich aus dem linken Weg komme, sodass alle drei Möglichkeiten erschöpft scheinen. Fragend wende ich mich umher, doch außer den drei Wegen, dem Wasserloch, aus dem ich gekommen war, und einem riesigen, langsam dahinfließenden Fluss zur Rechten gibt es hier keinen Weg und keine Kreatur, die mir einen weiteren Weg weisen könnte. Völlig entmutigt setze ich mich auf einen Stein und sinne über mein weiteres Vorgehen nach, als mir ohne Vorwarnung eine Kreatur von hinten auf die Schulter tippt, ich

mich erschrocken umdrehe und den Kitesurfer erkenne, den ich vor meinem Ritt auf dem Wasser gesehen hatte, doch in einem völlig anderen Zustand. Als ich an seiner verlumpten und schiefen Existenz vorbeiblicke, sehe ich im Hintergrund sein zerbrochenes Board und weiß darum, dass er ebenfalls in den Wasserfall hinabgestürzt ist, doch offensichtlich nicht ohne Verletzung. Mit seinem gebrochenen und schief abstehenden Zeigefinger reibt er an seinem ebenfalls krummen Daumen und ich verstehe, dass er einen Obolos haben möchte, um über den Fluss der Toten übergesetzt zu werden; sogleich kommt mir die Idee meines weiteren Vorgehens, denn indem ich diesen Surfer voranschicke, kann ich den Fahrer des Todesnachens herbeirufen lassen, der mich auf die andere Seite des Flusses zu bringen vermag. Ich krame in meiner Tasche und finde einen alten Silberling, den ich dem Surfer gebe, der sich ohne Regung und ohne Dank auf den Weg zum Fluss der Toten aufmacht, um dort an einer Glocke zu rütteln, deren Klang entsetzlicher nicht sein könnte. Ich halte mich hinter einem Felsen versteckt, um den Fährmann der

Styx, Charon, erst angelegen zu lassen, ehe ich mich aufmache, ihn von einer Überfahrt meinerseits zu überzeugen, denn in diesem Moment wird mir bewusst, dass dieser mich nicht ohne Kampf übersetzen wird, da meine Seele mit meinem lebendigen Körper in die Unterwelt gelangt ist. Aus dem Dunkel über dem Fluss erscheint ohne vorherige Ankündigung ein Nachen, an dessen einem Ende eine diffuse Fackel ihr Licht verteilt und an dessen anderem Ende eine Kreatur im Heck sitzt, die dem Sensenmann erstaunlich ähnlich sieht. Mit einem schaurigen Knirschen auf dem schottrigen Sand gleitet der Nachen auf das Ufer und nur sehr zögerlich bewegt sich die Seele des Surfers auf den Fluss der Toten hinzu, streckt dem Charon den Obolos zu und erhält die Freigabe, indem dieser ihm den Silberling aus der Hand nimmt, doch just im selben Augenblick stehe ich neben der Seele, dränge sie zur Seite und erkenne in dem Blick Charons die hastige Entscheidung, ohne Fracht abzulegen, doch ich bin schneller und habe mein Instrument bereits in der Hand. „Wage es dich abzulegen und ich werde dich mittels meiner Melodie zurück-

zwingen“, sage ich schneidend, „überlege es dir genau, Charon, denn ich weiß um die Macht, die ich in meinen Händen halte, doch du weißt noch nichts von der Pein, die ich dir zufügen kann.“

„Du kannst mir nichts anhaben“, zischt eine tieftote Stimme mir entgegen und stößt den Nachen kraftvoll vom Ufer ab, sodass mir der Übertritt verwehrt bleibt, „ich habe mein Leben bereits hergegeben und spüre seither keine Pein mehr.“

„Da du dich offenbar gegen meinen Vorschlag auf Verzicht sträubst, wirst du jetzt erfahren müssen, was es bedeutet, sich mit dem größten Dichtersänger aller Zeiten anzulegen, da deine Spottrufe in dem Wohlklang meiner Lyra untergehen werden“, ist meine Erwiderung und mit einem Griff lasse ich eine Melodie erklingen, die schaurig-schöner nicht sein könnte, sodass sich der Surfer in den Fluss der Toten hineinstürzt und mit den Seelen verschwindet, die sich vergeblich am Nachen festhalten wollte, und auch Charon hält in seiner Bewegung ein, da er den inneren Schmerz verspürt, den er seit seinem eigenen Tod nicht mehr spüren musste. „Befreie dich von deinem

Schmerz, Charon“, beginne ich sanft zu singen, „und erkenne deinen Meister in meinem fingerfertigen Spiel, das ich auf der von Hermes niedergebrachten Lyra darbrachte; sei mein Sklave, lege an und nimm mich auf in deinem Nachen, fahre mich sanft über den Styx und bringe mich ohne Gefahr an das andere Ufer, so lauten meine Befehle!“ Ohne Verzögerung beginnt Charon, seinen Nachen zu wenden, steuert direkt auf das Ufer zu, an dem ich warte. Leise und sanft gleitet der Nachen auf den ansteigenden Kies, sodass ich ohne Mühe und Schrecken einsteigen kann. Langsam und ohne sonderliche Hast taucht Charon sein Paddel in das Wasser des Styx, stößt sich vom Ufer ab und führt mich in einer ruhigen und trancegleichen Überfahrt an das andere, gegenüberliegende Ufer, das erst im allerletzten Moment vor mir erscheint. Ich steige aus, fordere von Charon unter Androhung einer weitreichenden Vergeltungsmaßnahme, die auf der gegenüberliegenden Seite stehen gelassene und in den Styx gesprungene Seele ins Totenreich zu überführen, und warte, bis dieser sich aufmacht, ehe ich den Weg hinauf zur nächs-

ten Ebene angehe, die mich über den Fluss der Toten blicken und deren ungeheure Ansammlung an Seelen staunen lässt. „Der Tod ist zugleich das älteste und mächtigste Vermächtnis, das die Natur dem Menschen mit auf seinen Weg gegeben hat und wahrlich das Einzige, was in all seinen Dimensionen noch nie verändert oder aufgehoben wurde“, denke ich mir und wende meinen Blick von dem Sammelsurium an dahingegangenen Existenzen ab, die bis in alle Ewigkeit stumm schreiend den Totenfluss in seine Bewegung bringen. Auf der Ebene, die in einem dunklen Grau darniederliegt, ist weit und breit nichts zu sehen, sodass ich den leicht abschüssigen Weg hinabgehe und mich in der Zeit zu verlaufen schein, als ich unvermittelt und ohne vorherige Ankündigung an dem Rand einer Felsspalte stehe, an der ich meinen Halt nur mit Mühe und Not bewerkstelligen kann. Ein übler Geruch steigt mir aus dieser Spalte zur Nase, die ich rümpfend abwenden muss, und dabei sehe ich, dass sich hinter mir ebenfalls eine Spalte aufgetan hat, die meinen weiteren Weg, aber auch meinen Rückzug abschneidet. Auf meiner linken Seite be-

ginnt sogleich der Stein in die Tiefe abzubröckeln, während sich auf der rechten Seite Steine zu einer Wand auftürmen, die mich letzten Endes in die Tiefe stürzen soll. Blitzgescheit greife ich zu meiner Lyra und schlage eine schnelle und kraftvolle Melodie ein, und just in dem Moment, als die Wand mich an den Rand meiner Existenz geschoben hat, tauchen im Dunkel zwei Kreaturen auf, deren Erscheinung ich kaum besser als mit den niederträchtigsten und ekel-erregendsten Adjektiven beschreiben kann, doch sie sind es, die mich vor dem Fall ins Bodenlose erretten, da mich je einer an der rechten und einer an der linken Schulter packt und in die Lüfte zieht, wobei sie aufpassen, dass ihre gewetzten Krallen nicht allzu sehr in meinen Körper eindringen. Mit einer unbeschreiblichen Kraftanstrengung bringen mich beide an den Rand der Ebene, die in einem tumultartigen Chaos versinkt und einen reißenden Nebenfluss des Styx freigibt. Mit dem Verlangen, meinen beiden Rettern zu danken, muss ich erkennen, dass sie bereits wieder fort sind, sodass ich mir meine Lyra umhänge und aus der Ebene verschwinde, wo ich sofort

bemerke, dass die Temperatur ansteigt, so weit, bis ich das Gefühl habe, die schreckliche Kälte aus dem Körper getrieben zu haben. „Ich muss wohl ins Innere des Tartarus vorgedrungen sein“, sage ich mir und komme auch, nicht ganz unerwartet, zu einem palastähnlichen Gebilde, das in die angrenzenden Felsen gehauen wurde und dessen Eingang von den mannigfaltigen Feuern hell erleuchtet wird. Langsam komme ich näher und suche in dem Gebilde nach Spuren von handwerklicher Arbeit, die mir die Anstrengungen anzeigen sollen, die von Menschenhand geleistet wurden, doch die gesamte Fassade des Palastes verschwimmt bei näherer Betrachtung, sodass ich zu dem Schluss komme, einem Gebäude gegenüberzustehen, das derart unreal wirkt, dass dessen Existenz auf rein geistiger Ebene sein muss. Indem ich eintrete, verschwindet der düstere Vorplatz des Palastes und vor mir entwickelt sich ein langer, feuerumtanzter Säulengang, von dem kein einziger Raum abzweigt, sondern der geradeaus auf eine verschwommen-goldene Türe zuläuft, durch die ich tretend wahrscheinlich mein Ziel finden werde, die Be-

herbergung des Unterweltherrschers. Zu meinen Seiten gesellen sich im Fortschreiten jene Kreaturen, die ich mittels meiner Melodie unterworfen habe, sie bilden meinen Geleitzug, der sich hoffentlich zu einem Triumphzug ausweitet, doch noch habe ich keinerlei Ahnung, was mich hinter der riesigen und immer mehr verschwimmenden Türe erwarten wird. Ohne sie zu berühren, öffnet sie sich langsam, und ich blicke in eine Räumlichkeit, deren vermischende Gewalt zwischen Totenstarre und prachtvoller Herrlichkeit mir meine Sinne raubt, sodass ich erst beim Hereintreten bemerke, dass mich der Kerberos sanft und ohne merkliche Berührung in den Raum schiebt. Als ich vollends im Raum stehe und den ersten Gesamteindruck auf mich wirken lasse, verschließt sich die Pforte hinter mir und ich weiß augenblicklich um die Großartigkeit des nun folgenden Momentes, denn der Herrscher der Unterwelt, Hades, erscheint mitsamt seiner geraubten Frau Persephone mit einer derartigen Machtkonzentration, dass selbst die kleinsten Moleküle meiner Existenz in Ehrfurcht erstarren. Wie gebannt blicke ich auf die

Projektionen meines Geistes, denn dies ist eine Macht Hades', das Annehmen jener Gestalten, die einen unmittelbaren und zugleich den stärksten Einfluss auf die vortretenden Personen haben, sodass er, ohne ein Wort gesprochen zu haben, sich der vollen Aufmerksamkeit seines Gegenübers sicher sein kann. Vor mir stehe ich selbst, gute zwanzig Jahre jünger, und ich frage mich, welche bedingungslose Macht dieses Wesen wohl haben wird, doch zunächst beobachten wir uns beide adlergleich, während sich Persephone auf einem dahinfließenden Thron setzt, um dem Schauspiel beizuwohnen. Noch immer blickt mir Hades stechend in die Augen und ich habe langsam das Gefühl, dass ich ihn auf diese Art und Weise nicht besiegen werde, da er mit großer Gewissheit den stärkeren Charakter besitzen wird. Ohne den Blick von ihm abzuwenden, nehme ich meine Lyra von der Schulter und mache mich bereit, bei einem Angriff des Unterweltherrschers volle Gegenwehr zu leisten, als er sich von mir abwendet und ebenfalls auf den fließenden Thron setzt. „Sag mir“, beginnt er mit meiner Stimme, „was dein Begehrt ist, da du

dich als Mensch und nicht als Geist auf den unglaublich langen Weg gemacht hast, um mich und meine Gemahlin in der Unterwelt zu besuchen. Immerhin lässt deine wagemutige Reise den Gedanken zu, dass du zudem von mir verlangen wirst, dich unbeschadet abziehen und an die Oberfläche der Erde zurückkehren zu lassen.“ Für einen kurzen Moment werden in mir zweifelnde Rufe laut, die mir andeuten, dass ich mir bisher keine Gedanken über den Grund gemacht habe, der mich die Abenteuer bestehen ließ, sodass ich vor den Herrn der Unterwelt trete, um ihm meinen innigsten Wunsch darzutun. Doch mit einer Urgewalt stürmen die Erinnerungen auf mich ein, die ich seit langem unterdrückt habe, und ich muss mich auf die Knie fallen lassen, da mich die Heftigkeit der zurückkehrenden Bilder meiner Vergangenheit erzittern lässt.

„Ich erinnere mich an eine Zeit vor gut zwanzig Jahren“, beginne ich mit einer Leidenschaft, die von außerhalb in meinen Geist und meine Stimmbänder einwirken muss, „als ich auf einer Reise in einen mir unbekanntem Teil der Erde unterwegs war und bei der Anreise eine Frau kennenlernen

durfte, deren Erinnerung mir seither stets schmerzhaftige Wunden zugefügt hat, denn ich bin nicht ganz ohne Schuld an ihrem Dahinscheiden.“ Wir landeten mit dem Flugzeug und verbrachten die gesamte Reise zusammen, ohne auch nur einen Tag voneinander Abstand zu haben. Es war, als wäre sie der Deckel, der meinen Topf hermetisch verschließen konnte, und wir gebaren gemeinsam eine Liebe, die unendlich schien als alles, was wir für die Unendlichkeit erschaffen konnten. Die Tage vergingen im gemeinsamen Erleben, und ich erinnere mich noch daran, dass wir uns eines Morgens entschlossen, den Tag mit einer langen Wanderung an der Küste entlang zu gestalten, doch als wir am Strand angelangten, begann ein monsunartiger Regen. Sie fragte mich, ob wir zurückfahren sollten, um den schlammigen und gefährlichen Wegen zu entgehen, die sich am Strand und an der gesamten Küste aufbauten, doch ich wollte das gemeinsame Abenteuer nicht ziehen lassen, sodass ich sie überredete, mit mir diese gefährlich werdende Wanderung zu unternehmen. Nach einigen schwierigen und gefährlichen Au-

genblicken kamen wir dann auch an eine offene Ebene, deren gräserner Untergrund in den dahinwehenden Sturmböen hin- und herwankte und auf die wir hinausliefen, in dem sicheren Glauben, die Schwierigkeiten dieser Wanderung bezwungen zu haben. Wir rannten wie Jugendliche, die sich zum ersten Mal verliebt hatten, und tanzten im Regen auf der Wiesenlandschaft umher, wir umarmten und küssten uns, dann wiederum drückte sie mich von sich fort und floh lachend meiner, bis ich sie erneut einholte, liebevoll zu Boden warf und mich mit ihr im schlammigen Untergrund wälzte, ohne jemals an die Gefahren zu denken, die selbst in diesen Gräsern lauern konnten. Lachend erhob sie sich ein letztes Mal, nachdem sie sich auf mich gerollt hatte, blickte mir tief in die Augen und just in diesem Moment des absoluten Glückes verzog sich ihre Miene und ihr Blick gefror zu Eis, sodass ich aus meinen Träumen gerissen wurde und mit Mühe und Not einen Zusammenbruch ihrerseits verhindern konnte. Langsam legte ich sie auf den matschigen Boden ab und schob unter ihren Kopf meinen Rucksack, als ich die Schlange sah,

die sich nach der Abwehr auf und davon machte, um im hohen, wallenden Gras zu verschwinden. Obgleich ich um den Biss der Schlange wusste, suchte ich den Körper meiner Freundin ab und fand die Bissspuren an ihrer Ferse, an der das Gift Eintritt in ihren blutenden Kreislauf gefunden hatte. Kraftlos blickte sie mich aus aufgebenden Augen an, und mit einem kraftraubenden letzten Lächeln zitterte sie sich in meinen Armen in den Tod, sodass ich keine andere Wahl hatte, als meine Wut über unsere Unvorsicht entgegenzuschreien, so laut, dass selbst das Prasseln des monsunartigen Regens um mich herum verblasste. Ich sank neben ihr in eine leblose Ohnmacht, die mich in eine farbenfrohe Wunschwelt entführte, in der ich mich in einem bequemen Oberklassewagen wiederfand, den ich eine Alleenstraße hinabsteuerte, an unseren Nachbarn vorbei, direkt nach Hause. Als ich den Wagen in der Einfahrt parke, öffnet sich die Türe meines ansehnlichen und gutbürgerlichen Hauses und zuerst kommen meine beiden Hunde herausgestürmt, die mich schwanzwedelnd begrüßen, hintendrein meine drei Kinder, mit denen ich

nacheinander ihre Begrüßungszeremonie genieße, ehe meine Frau als Oberhaupt unseres Familienbundes als krönender Abschluss meine Heimreise abschließt und mich in das gemeinsame Heim einlädt, dorthin, wo sich das Glück meines Lebens zentriert. Ich sage nicht nein und lasse mich von meiner Jüngsten ins Haus ziehen, wo sie mir ihre neuesten künstlerischen Zeichnungen präsentiert und ich sie glücklich in meine Arme nehme, ehe ich meinem Sohn zeige, wie er sein kaputtes Fahrrad reparieren kann, und meinem ältesten Kind bei Spielen der Trompete zuhöre. Nachdem ich mit allen meinen Kindern eine hinreißende Zeit verbracht habe, gehe ich zu meiner Frau, die bereits die Leinen in der Hand hält, sodass ich nur noch zugreifen muss, um mit meinen beiden Hunden einen schönen und ausgiebigen Spaziergang im Wald zu machen, von dem wir wiederkehrend bereits mit offenen Armen empfangen werden, denn der Abend bei Spiel und Gemeinsamkeit umschließt den Tag und fügt ihn zu den anderen glücklichen hinzu. Als ich jedes meiner Kinder ins Bett verabschiedet habe, genieße ich mit meiner Frau

den ausklingenden Abend bei einer Flasche Wein, ehe wir zusammen den Weg in unser Kuschelnest antreten, in dem wir befriedigt von der Liebe des anderen dann auch einschlafen. Obwohl es eigentlich keinen Anlass zu plagenden Träumen geben sollte, kehrt mein Ich nach einigen schönen Momenten ins Schwarz des Alps ein und zerstört das angenehme Lebensgefühl des Tages, indem es mir zeigt, wie nacheinander ein um das andere Familienmitglied einer unsichtbaren Macht anheimfällt und von dieser bestialisch niedergemetzelt wird. In meinem Traum renne ich durch alle Räume meines Hauses und stets fällt der Blick auf eine Hinrichtung, die nicht nur die Körper meiner Lieben, sondern mein gesamtes Leben mit einem scharfen Messer in kleine Stücke hackt, sodass ich schlussendlich aufwache und im ersten Moment tief durchatme, in dem Glauben an einen bösen Alptraum, der meiner Realität nichts anhaben kann. Doch dann steigt ein seltsamer Geruch in meine Nase und ich wende mich zu meiner Frau, um sogleich voller Entsetzen aus meinem Bett zu springen, während mir jedoch der Schrei vor lauter Bangen im

Halse stecken bleibt. Mein böser Traum ist zu meiner Wirklichkeit geworden, jene Erkenntnis, die ich soeben mit dem Befinden meines absoluten Glückes abwehren konnte, hat versagt und mich durchdringt ein Gefühl der Hilflosigkeit, bis ich beginne, in dem Raum nach den Spuren eines Täters zu suchen, doch eigentlich weiß ich bereits, dass ich diese unsichtbaren Täter niemals zu Gesicht bekommen werde. Indem die Erinnerungsfetzen an den Alptraum zurückkehren, erzittere ich erneut, renne aus dem Schlafzimmer und suche die Räume meiner Kinder auf, die allesamt in ihrem eigenen Blut daliegen und ihr Leben ausgehaucht haben. Als ich auch mein letztes Kind tot auf dem Boden liegen sehe, sinke ich auf die Knie und lasse meinen Tränen freien Lauf, denn mit einem bösen Traum wurde mein Glück nicht nur in Pech verwandelt, sondern jeder auch nur so kleine Splitter ist selbst zerstört worden, denn ohne allzu lange überlegen zu können, was ich als Nächstes machen werde, da meine Familie tot ist, bemerke ich, dass mein Haus brennt, und sehe lichterloh brennende Hunde heulend an mir vorbeilaufen, doch

ich habe keine Kraft, ihnen hinterherzujagen, denn sie scheinen verloren, wie mein gesamtes Leben. Ich erhebe mich und laufe aus dem Haus, meine Gefühle haben auf Durchlassen geschaltet und nur ein dumpfes Pochen hält mich und meinen Geist am Leben, obgleich sich alle Lebensgeister aus meinem Körper verflüchtigt haben. Als ich auf der Wiese vor meinem Haus knie und über das brennende Dach in den Sternenhimmel sehe, erkenne ich schwammige Wesen, die über meinem Haus tanzen und mich in ihrem rhythmischen Totentanz höhnisch auslachen, sodass ich meinen letzten Mut zusammennehme und in die Flammen zurücklaufe, welche mich umfassen und meine Haut versengen. Mit dem letzten Blick vor meiner tödlichen Ohnmacht sehe ich noch, wie die Flammen auf die umliegende Gegend übergreifen und mich in dem Glauben zurücklassen, dass diese Realität mit meinem Tod ebenfalls niederbrennen wird, sodass alle Hoffnung in diesem Moment ein Ende findet. Schwarze Momente folgen, aber als ich merke, dass sich der Rauch verzogen hat, atme ich tief ein und rieche nasses Gras, das mich

stutzig macht, da meine unmittelbaren Erinnerungen mir etwas anderes sagen sollten. Langsam öffne ich die Augen, doch die eindringenden Sonnenstrahlen verhindern ein weiteres Öffnen, sodass ich den Kopf zur Seite drehe und im nächsten Versuch innerlich derart erschrecke, dass selbst mein Herz für einen Moment mit dem Schlagen aussetzt, denn neben mir liegt meine tote Frau, die in meinem Traum zunächst wunderschön, danach elendig zugerichtet dargestellt gewesen ist. Ich berühre sie leicht an der Schulter, doch sie bewegt sich nicht, sondern lässt eine Totenstarre erkennen, und so langsam kehren die Ereignisse vor meinem Traum zurück, in denen meine Freundin von einer Schlange in den Tod gebissen wurde. Ich erhebe meinen Oberkörper, vergewissere mich meiner Erinnerungen und erneut steigt die Trauer in mir hoch, doch dieses Mal bleibe ich bei Sinnen, drehe sie auf den Rücken und versuche, die Leiche auf meinen Schultern an den Punkt zurückzutragen, an dem ich mich mit dem Fahrer unseres Wagens verabredet habe, doch nur mit allergrößter Mühe gelingt es mir, die Leiche ohne allzu

große Schändung über Stock und Stein an den Ort zurückzubringen, an dem der Fahrer bereits wartet und mir entgegentläuft, doch auch ihm bleibt nur der endgültige Tod meiner Freundin festzustellen. Während der gesamten Rückfahrt sprechen wir kein Wort und auch im Krankenhaus sowie in der Botschaft fällt es mir nur sehr schwer, die Ereignisse in eine allgemein verständliche Sprache umzuwandeln. Verstört trete ich die Heimreise an und habe mir selbst versprochen, dass ich nie wieder eine Reise antreten werde, die irgendeiner meiner geliebten Menschen mit dem Tode bezahlen muss, sodass mir das Reisen in meiner Phantasie und deren literarische Umsetzung stets eine Abhilfe gegen die unweigerlichen Sehnsüchte nach fernen Gegenden waren. Auf der einzigen fernen Reise, die ich je in meinem Leben gemacht habe, starb meine Frau, mit der ich mein Leben verbringen wollte, und es geschah aus einem Fehler heraus, den ich in meinem Übermut gemacht habe. „Auf dem Grund meines Herzens“, sage ich abschließend zu den Herren der Unterwelt, „befindet sich der von mir verschuldete Tod meiner

Freundin und aus diesem einen Grund bin ich in die Unterwelt gekommen: um meine Freundin, die unverschuldet und viel zu früh aus dem Leben scheiden musste, aus dem Tartarus zu befreien.“ Ich blicke den Herrn der Unterwelt aus meiner knienden Position direkt in die Augen und hätte in diesem Moment mein Leben verwirkt, wenn nicht Persephone ihren Arm auf den des Hades gelegt hätte, der mich nun mit seinem unveränderten Antlitz anschaut und ob des Einschreitens seiner Frau für einen Moment vergisst, welche Art der Vernichtung er mir zukommen lassen wollte, da ich es gewagt hatte, an ihn eine direkte Forderung zu stellen. Sogleich sehe ich die Gelegenheit und rufe in den riesig anmutenden Palasthallen nach meiner Freundin, die seit guten zwanzig Jahren in der Unterwelt sein musste, doch es vergehen bange Momente, ehe eine Gestalt aus einer der seitlichen Nischen erscheint, die humpelnd auf uns drei zukommt. Hades ist ebenso verwirrt wie ich, da bisher kein Mensch es gewagt hatte, in seinen heiligen Hallen eine Forderung an ihn auszusprechen, geschweige denn sich gegen die Regeln dieses

Ortes zu verhalten, doch eben diese Verwirrung will ich nutzen, nehme meine Lyra vom Boden auf und zupfe sanft einige Saiten, die in ihrer Intensität nie etwas Größeres dargestellt haben als in diesem Moment. Äußerst zögerlich erkennt Hades seine Niederlage und weist mir mit einer Armbewegung, dass ich mit meiner Freundin diese Hallen verlassen könne, wenn ich nur mit dem Spielen dieser Musik aufhöre. Sogleich nehme ich meine Finger von den Saiten und sehe, wie Hades in seinem inneren Groll von dannen zieht, aber auch, wie sich die Trauer in den Augen Persephones sammelt, deren Liebesgrollen gegen ihren Gatten erwacht scheint und sich fragt, warum sie keinen habe, der sie für immer aus den Niederungen des Erdinnern befreit. Ich nehme meine Freundin an die Hand und wir verlassen den Palast, laufen über die Ebene und kommen ohne große Hindernisse an den Wasserfall zurück, an dem wir eine Treppe entdecken, die uns zu dem oberirdischen See zurückführt, von dem aus ich meine Reise in die Unterwelt begonnen hatte. Ohne Mühe umrunden wir den See und gelangen an die sandige Stelle, an der

das Wasser meine Füße umspült hatte, und erst in diesem Moment traue ich mich das erste Mal auf der Flucht aus der Unterwelt, mich nach meiner Freundin umzudrehen und sie genauer zu betrachten, erkenne ihre makellose Schönheit und freue mich über ihre gelungene Errettung. Wir fallen uns in die Arme und genießen für eine kurze Zeit das Zurückholen einer längst vergessenen Zeit aus den Tiefen meiner Erinnerungen. Ich schließe meine Augen, fühle und genieße ihre Nähe, ihre Wärme und die Einzigartigkeit ihres lieblichen Duftes, fahre ihr durch die Haare, die vom Wind frühlingsleicht umspielt werden, doch ohne Vorankündigung habe ich auf einmal das Gefühl, dass dies alles nicht mit rechten Dingen zugeht. „Wo war das Aufbäumen des Hades und der Persephone, wo das Gebot der Unterweltherrscherin, mich bis zum Verlassen der Unterwelt nicht zu meiner Freundin umdrehen zu dürfen, warum fehlte der hinterlistige Angriff des Hades, der damit die Verletztheit seiner Frau rächt, wo waren diese ganzen Ereignisse, an die ich mich lebhaft erinnere und dann doch nicht?“ Als ich meine Augen erneut öffne, sehe ich, wie

sich meine Freundin zu einem Geistwesen verändert. Langsam, doch stetig verblasst ihre Erscheinung. Ich falle auf meine Knie und versuche, sie auf dem Boden zurückzuziehen, doch sie entgleitet meinen Händen und haucht mir kurz vor ihrem Verschwinden „Ich werde auf dich in der Unterwelt warten und wenn es eine Ewigkeit dauern wird“ zu, doch dies kann kein Trost für meinen Schmerz sein. Sie löst sich im Nichts auf und lässt mich in meiner Trauer allein, doch das Zulassen der Unmöglichkeit einiger Ereignisse erzeugt in mir neue Gedanken, die mich an der Zuverlässigkeit dieser Realität zweifeln lassen, und ehe ich mich versehen kann, weiß ich unverrückbar, dass dies auf keinen Fall die Wirklichkeit sein kann.

Ich erwache und spüre den Sand um mich herum, der in der nachmittäglichen Sonne eine angenehme Temperatur bekommen hat, doch dieses Wohlgefühl wird sogleich von stechenden Kopfschmerzen abgelöst, unter denen ich mich zum Aufstehen und Anklopfen meiner Kleidung zwingen muss. Zunächst ein wenig orientierungs- und erinnerungslos suche ich nach dem

Weg von diesem abgeschiedenen Strand zurück ins Leben, finde den Durchschlupf nach einigem Suchen und kämpfe mich ins Dickicht zurück, das mich schlussendlich zur Schranke und zu meinem geparkten Auto zurückbringt. Ich steige ein, kämpfe mit dem Gaspedal und der Kupplung, ehe ich rückwärtsfahrend eine Schneise erreiche, in der ich meinen Wagen drehen und nach Hause steuern kann. Sogleich nach dem Einbiegen in die Einfahrt meines Hauses spüre ich die Hektik, die von diesem Ort ausgeht, ich trete ein letztes Mal das Gaspedal durch, ehe ich lautstark zum Stehen komme. Mit einem Satz aus der offenen Tür stehe ich neben dem Auto und laufe, die Schlüssel aus meiner Hosentasche kramend, zur Haustüre, die jedoch unverschlossen ist, sodass ich ohne Zeitverlust reinstürme. Eine Etage über mir, dort, wo ungefähr unser gemeinsames Schlafzimmer liegt, entsteht eine rumpelnde Panik, sodass ich die ersten Treppen wie im Flug nehme, ehe ich auch die letzten hinanstürme, zu unserem Zimmer laufe, die Türe aufreiße und meine Frau nackt im Bett liegen sehe, doch ehe sie reagierend Entschuldigungen vortragen

kann, springe ich durch die offene Balkontüre hinaus und sehe, wie ein Mann mit nacktem Oberkörper scheinbar vom Balkon auf die Garage gesprungen sein muss, denn er lässt sich soeben von dieser nach unten in den Garten ab. Ich laufe ins Schlafzimmer zurück, stoße meine Frau zur Seite, ohne sie auch nur eines Blickes zu würdigen, stürme die Treppe hinab, suche dabei meinen Autoschlüssel, finde diesen in der Hosentasche, springe ins Auto und kann es kaum erwarten, den Mann zu jagen, der in meiner Abwesenheit nachweislich mit meiner Frau geschlafen hat. Mein Puls ist donnernd und belebt mein über den Nachmittag erlahmtes Ich, der Wagen schießt die Einfahrt entlang und aus dem Augenwinkel sehe ich durch die Stäbe unseres Zaunes, wie der Mann mit einem ebenfalls sportlichen Wagen von dannen zischt. „Du solltest auch Angst haben“, denke ich mir und freue mich kindisch über meinen Zorn, der zum Jagdfieber wird, „wenn ich dich in die Finger bekomme, wirst du schon sehen, was du von deiner forschen Art hast.“ Ich breche beinahe jede Straßenregel, aber auch der Flüchtende ist kein Kind von Trau-

rigkeit, und zum Glück für die angrenzend lebenden Menschen sind wir unverzüglich auf der großen Schnellstraße, wo ich ihn vor mir hertreibe, ohne ihm auch sonderlich näherzukommen, da der Verkehr ein noch riskanteres Fahrverhalten kaum zulässt. Ständiges Hupen der anderen Autofahrer treibt meinen Puls weiter in die Höhe und ich frage mich, ob ich den Mann dort vorne, in dem mir unbekanntem Wagen, kenne oder ob er ein völlig Fremder ist. „Wo hat sie ihn wohl kennengelernt?“, frage ich mich, aber auch, warum dieser lieber sein Leben bei einem Unfall riskiert, als sich mir zu stellen und eventuell eine verpasst zu bekommen, aber just in dem Moment, als ich mich frage, ob diese Verfolgungsjagd die Sache wert ist, jetzt, nachdem ich sein Nummernschild und die Automarke habe, klingelt mein Autotelefon und als ich abhebe, höre ich die Stimme meiner Frau in der Leitung säuseln, sie fälscht verstört von Verzeihen, ihrer Schuld und dass ich dem anderen Mann nichts tun solle, doch ich drücke sie aus der Leitung und setze die Verfolgung mit neuem Elan fort, muss erkennen, dass der andere ein

gewagtes Manöver kurz vor einer Ausfahrt nutzt, um mich abzuhängen und es gelingt ihm, da mir ein langer Lastwagen die Möglichkeit zum Spurwechsel versperrt und ich auf der Straße bleiben muss, während sich mein Opfer über die Ausfahrt aus dem Staube machen kann. Ich schlage auf mein Lenkrad, doch nur mit halber Kraft, denn die Wut ist mit dieser aufregenden Verfolgungsjagd bereits zum großen Teil verrauch, und als ich die nächste Ausfahrt nehme, um über die Brücke auf die Gegenspur zurückzulenken, geht es mir wieder gut, ich drehe die Musik meines Radios lauter, und die Lieder mitsingend fahre ich beinahe glück erfüllt nach Hause. Dort angekommen bemerke ich, dass sie noch zu Hause ist, doch beim Eintreten ins Haus ignoriere ich sie und es bringt mir eine innere Genugtuung, sie derart links liegen zu lassen, dass sie wütend und erbost, aber auch um ihren Fehltritt wissend, die Treppe theatralisch hinaufstapft und die Schlafzimmertüre mit dem größtmöglichen Effekt zuwirft. Lächelnd gehe ich in die Küche, trinke und esse ein wenig, warte auf ihre Rückkehr, doch sie scheint sich lieber im

Schlafzimmer einzuschließen, nehme nach der Mahlzeit meine Tasche und verlasse das Haus in Richtung Stadt. „Dies wäre kein schlechter Abend, um sich einmal so richtig abzuschießen“, denke ich, und der Gedanke gefällt mir, sodass ich erneut das Gaspedal weit durchtrete, in die Stadt rase und den Wagen in einem innerstädtischen Parkhaus abstelle, mit dem Wissen, dass ich diesen heute nicht mehr brauchen werde. Langsam und mit dem Genuss der Vorfreude auf diesen Abend verlasse ich das Parkhaus, suche mir ein nettes Geschäft und kaufe mir einen überteuerten Seidenschal, werfe diesen mir um und gehe flanierend in der Innenstadt umher und freue mich jedes Mal, wenn das Augenpaar einer aufreizenden Schönheit meinen Bewegungen folgt. Ich gefalle mir in der Rolle des Spielers, dessen einzige Existenznöte die Schönheit der Begleitung und der Glanz des zu verbringenden Abends zu sein scheinen, und äußerst zügig haben dies auch die anwesenden Frauen erkannt, die ich ohne Mühe und Not zu einem gemeinsamen Tête-à-Tête einladen kann. Mit drei Frauen zur gleichen Zeit sitze ich an einem Ecktisch in einer schi-

cken Bar und lasse uns die teuersten Bestellungen an den Tisch bringen, in dem sicheren Wissen, nur auf diese Art und Weise genug Eindruck auf die Frauen machen zu können, die sich nur Männern mit genügend Geld für die Nacht anvertrauen. Langsam, aber beständig steigt mein Benebelungszustand, und indem die beisitzenden Frauen die Getränke eher nippend als gießend zu sich nehmen, habe ich bald einen deutlichen Berauschtseitsvorsprung, der mich bezahlen und uns aus der Bar verschwinden lässt. Wir gehen in den Straßen umher und schauen hier und dorthin, meine Hauptangelegenheit ist es, mit den drei Schönheiten gesehen zu werden, doch sie haben eine andere Marschrichtung abgesprochen und zerren mich Willenlosen und ihnen Ausgelieferten in ein nahes Luxushotel, in dem sie ein Zimmer gemietet haben müssen, denn sie brauchen weder eins anzumieten, noch einen Schlüssel zu holen, sondern wir steigen amüsiert und gegen meine sonstige Ernsthaftigkeit forsch und ohne Hemmungen gemeinsam in den Aufzug und fahren in die Höhe. Als ich mit den dreien aussteige und wir in ein angrenzen-

des Zimmer gehen, merke ich sogleich, welche drei Damen ich mir in dieser Bar geangelt habe, doch an diesem Tag ist mir alles gleich, ich lasse meine über das Leben gesammelten und streng praktizierten Prinzipien fallen und genieße die anmutigen Bewegungen meiner Begleiterinnen, die es verstehen, sich stets zu zweit um mich zu kümmern, während die dritte im Nebenraum verschwindet. Als alle drei nacheinander für einen kurzen Moment verschwunden waren, komme ich an die Reihe. Zwei nehmen mich am Arm und führen meinen wehrlosen Körper ebenfalls in den Nebenraum, wo ich mich auf einen Stuhl setze und dem Kommenden harre. „Du wirst dich gleich auf eine Reise begeben, deren Anfang und Ende du niemals ermessen wirst, die aber zu durchschreiten dein Ein und Alles sein wird“, sagt die eine geheimnisvoll und mich durchfährt jenes aufregende Gefühl des Neuen, das unmittelbar vor einem steht und dessen Beginn man kaum abwarten kann.

„Du wirst dich aus dieser Realität verabschieden und in eine vollkommen andere eintauchen, die aber, obgleich sie nicht die

wahre Wirklichkeit ist, dennoch näher an deiner Realität ist als jene, die du verlässt“, haucht mir die zweite ins Ohr und es rieselt mir intensiv den Rücken hinunter.

„Wenn du von deiner Reise zurückkehrst, bist du ein anderer Mensch als jener, der du warst, als du dich in unsere Hände gegeben hast“, wispert die dritte, doch ihre Worte klingen wie Musik hinter meinem Schädel, „du musst uns dreien vollkommen vertrauen, sonst wirst du niemals auf die Reise gehen können, denn ohne Vertrauen wirst du nur Kopfschmerzen, elende Kopfschmerzen bekommen.“ Stammelnd bejahe ich, dass ich den dreien endlos vertraue, und bereits mit dem Eintreten der Frauen in mein Leben wusste ich darum, dass meine Schwelle diese Nacht derart gering sein würde, um auch nur jeden möglichen Reiz der nächtlichen Aktivitäten zu erfahren. Eine der drei Frauen greift in irgendeine Tasche und nimmt eine harmlos aussehende Pille heraus, die sie ohne ein weiteres Wort auf den Tisch vor mir legt. Zunächst fixiere ich alle drei Damen und denke mir, dass es nicht gut sei, wildfremden Menschen derart zu vertrauen, eine Pil-

le zu nehmen, deren Wirkung nicht bekannt, geschweige denn vorhersehbar ist. Alle drei nicken und weisen mit ihrem Kinn auf die Pille, sodass ich diese fixiere und erstaunt bin, als diese sich urplötzlich zweiteilt und verdoppelt vor mir liegt, doch damit nicht genug, sogleich teilt sie sich erneut, die beiden werden zu vier Pillen, welche wiederum zu acht und zu sechzehn Pillen anwachsen, die in einem Vier-mal-vier-Karree sorgfältig vor mir ausgebreitet liegen. Ich verliere die Geduld, vor allem bei der Betrachtung der perfekten Ausrichtung der Pillen, aber auch wegen der Angst, dass sie sich weiter vervielfachen und ich umso mehr schlucken muss. Ohne dass ich die Bewegung erahnt hätte, stellt eine der drei Frauen mir ein Glas neben die sechzehn Pillen, die ich mit einem Rundumschlag meines Unterarms in die andere Hand wische, die als Schale dient, und führe diese heftigst an meinen Mund, sodass alle Pillen in meinen Mundraum springen und mit einem kräftigen Schluck Wasser den Weg in meinen Organismus finden. Zunächst geschieht nichts Außerordentliches, natürlich nicht, da die Substanzen erst im Darm diffundie-

ren müssen, ehe das Blut diese in den Teil des Gehirns transportiert, wo sie mit den anderen chemischen Substanzen reagieren und mich in das Land der Phantasmagorien schleudern. Ohne Widerstand zu leisten, lasse ich mich von den drei Frauen ins wohnliche Zimmer zurückführen, wo sie mich auf das Sofa setzen, selbst ein wenig von mir zurücktreten und mit einem indischen Schlangentanz beginnen, wobei ich ab und an das Gefühl habe, dass sie untereinander die Form verlieren und zu einer Person mit sechs Armen und sechs Beinen werden, die mich umso intensiver erregt, als dass sie mit drei Köpfen gleichzeitig meinen umgarnt, um mir gleichzeitig in die Lippen und in beide Ohrläppchen zu beißen. Der Schlangentanz wird immer intensiver und langsam verliere ich den Kontakt zu meiner Umgebung, die Wand im Hintergrund verschwindet und wird zu einem unendlich erscheinenden und in der Abendsonne daliegenden Ozean, während das Sofa, auf dem ich sitze, verschwindet und zu einem luftigen Kissen wird; schwebend genieße ich die neuerlich begonnenen Wasserspiele der drei Nixen und frage schon

lange nicht mehr nach dem Warum. Doch mit dem Untergang der Sonne verzerrt sich mein Zeiterleben, und ich werde nach vorne gerissen. Das volle Gewicht, das ich jetzt erneut verspüre, liegt jetzt auf meinem Vorderkopf, sodass ich die Augen schließen muss und sie erst wieder zu öffnen vermag, als ich in der Zeitverzerrung anhalte und erneut festen Boden unter meinen wackeligen Füßen verspüre.

Ich öffne meine Augen und befinde mich in einer anderen Umgebung als jener, die ich vor meiner Reise verlassen habe; diese Umgebung ist sogar so anders, dass ich mir kaum vorstellen kann, diese Welt sei Teil meiner Welt, die ich verließ, doch da überall Menschen in erstaunlich einfachen Gewändern herumlaufen, muss ich annehmen, dass ich mich noch auf dem Planeten Erde befinde. Doch zu welcher Zeit und in welchem Mikrokosmos des Lebens, das bleibt mir zuerst verwehrt, aber alsbald erkenne ich einige Schriftzeichen, die ich mit Mühe und Not für mich übersetzen kann, und stelle fest, dass ich in einem Spiel gelandet bin, einem Spiel für glasige Perlen, also für Glasperlen. „Doch wo findet das

Spiel statt?“, frage ich mich, als ich die in wechselnden Gruppen herumstehenden Menschen überblicke, die sich mit gedämpfter, aber sicherer Stimmlage über Erkenntnisse unterhalten, deren Inhalt mir mehr als verworren erscheint. Im Hintergrund spielt eine kleine Gruppe von Jugendlichen die reinsten Klänge, die jemals zu meinem Ohr gedrungen sind, sie interpretieren die barocken Meister in einer Klarheit, als ob sie selbst und alle zusammen den Komponisten bilden würden, und ich wage mich vorwärts, auf eine Gruppe zu, die sich nicht um meine Anwesenheit und mein Andersaussehen zu kümmern scheint, doch als ich an mir herunterblicke, erkenne ich die Verwandlung. „Daher kommt es“, denke ich mir, „dass sie mich nicht als einen Außenstehenden erkennen, denn ich scheine einer von ihnen zu sein, zumindest trage ich dies nach außen vor.“ Bereitwillig nehmen mich die drei Herren in ihre Mitte auf und ich nicke allen dreien zu, die mich jedoch verstört anblicken und zunächst ihre Besprechung fortsetzen, ehe sie mir die Gelegenheit geben, mich vorzustellen. Da ich keine Ahnung habe, was ich sagen soll,

nehme ich einfach meinen Namen und sage zugleich, woher ich stamme, und erkenne, welche großen Augen die drei machen, als sie meinen Herkunftsort erfahren. „Ich wusste bisher gar nicht“, beginnt der eine unverblümt, „dass wir an diesem Ort ebenfalls eine Abteilung haben, aber ich bin gespannt zu erfahren, wie man sich dort die weiteren Schritte vorstellt, die wir zu gehen gezwungen sind.“ Im ersten Moment zucke ich unmerklich zusammen, denn ich habe weder eine Ahnung von dem Orden, in dem ich gelandet bin, noch von den anstehenden Veränderungen, die nötig sein sollen; zu meinem Glück übernimmt derjenige, der bisher stets geschwiegen und zugehört hat, das Wort und sagt in einem derart überzeugenden Ton, dass ich ihm alles geglaubt hätte: „Es gibt nach den vielen Jahren der absoluten Wissenschaft einige Stellen, an denen wir vergessen haben, uns weiterzubilden, sodass diese Schlupflöcher zu großen, klaffenden Wunden in unserem geistigen Universum wurden und jetzt mit aller Macht zurückschlagen! Ich hatte auch gedacht, all unsere Werkstätten zu kennen, doch mitunter unterläuft uns allen einmal

ein gravierender Fehler, doch die wahre Stärke des menschlichen Geistes liegt im Umgang mit dieser Veränderung.“

Nun fällt auch der dritte ins Wort und fragt: „Wie stehen Sie zu den Veränderungen, die aus der Sicht eines Nichtkatalanen gewiss objektiver sein können, als wenn man das Leben im Gesamten oder seit langem in einer Ordensstelle verbringt? Was ist die Essenz ihrer Gedanken, wenn sie an das Glasperlenspiel oder an die Organisationsstruktur des Ordens denken, daran, wie wir die jungen Menschen vom allwissenden Geist der Wissenschaften überzeugen und an den Orden heranführen können?“ Während die beiden seitlich stehenden Herren gespannt auf meine Worte warten, durchdringt mich der mittlere, der scheinbar ein wichtiger Mann sein muss, mit seinem Blick, der aber keinesfalls bohrend-nachforschend, sondern allenfalls gütig-tolerant mich auffordert, meine Meinung kundzutun. Auf die Schnelle will mir nichts einfallen, was ich zu dem Ganzen, das ich nicht kenne, sagen soll, und ich bleibe bei meiner Suche nach einem geeigneten Punkt stets bei dem Gedanken hängen, der mich

seit Anbeginn meines Aufenthaltes beschäftigt: „Wo liegt der tiefere Sinn, ein Spiel das Glasperlenspiel zu nennen, wenn diesem Treiben das Naive, das Kindliche, das Einfache fehlt: das Spiel mit den gläsernen Kugeln?“ Vielfältige Reaktionen kann ich mir in diesem Moment ausmalen, doch jene, die folgt, ist mir derart unbegreiflich, denn mit dem Aussprechen dieser Frage horchen alle Umstehenden mitten im Gespräch auf und gesellen sich um uns, sodass wir alsbald in der Mitte eines riesigen Ordnungsraums stehen, dessen geistvolle Stille nicht nur mir, sondern womöglich allen Angst macht. Das Treiben, das niemals voll ausgeprägt schien, hat mit der mir naheliegendsten Frage ein Ende gefunden, sodass ich mir die Frage stelle, wie lange es derartige Versammlungen bereits geben muss, in denen nicht mehr über die wesentlichen Dinge des Zusammenkommens gesprochen wird, sondern allein die abstrakten Angelegenheiten im Vordergrund stehen. Ich schließe die Augen, atme die verbrauchte Luft der vielen Mäuler um mich herum ein, doch bevor ich meinen Satz weiter auszuführen vermag, verliere ich erneut den Kontakt zur

Welt, mein Gewicht wird nach vorne gerissen und ich wage es kaum, auch nur eine ungewollte Bewegung zu machen, ehe ich keinen festen Boden mehr unter den Füßen habe.

„Sie sehen erregt aus“, dringt eine neue Stimme an mein Ohr. Ich öffne meine Augen und merke erst jetzt, dass ich in eine Woldecke eingepackt auf einem Balkon inmitten einer winterlichen Berglandschaft sitze, mir gegenüber ein junger Mensch, dessen Lesestunde ich unterbrochen haben muss, denn sein aufgeklapptes Buch liegt auf seinem Bauch, während er mich mit neugierigen Augen anblickt. „Sie haben bestimmt Temperatur“, fährt er mit seiner Rede fort, „sie sollten sie schleunigst mal messen, haben sie denn eines, ich meine, besitzen sie ein Thermometer, um sich die Temperatur zu messen?“ Unfähig, dem allzu forschenden Blick und der überrumpelnden Rede etwas entgegenzustellen, schüttele ich den Kopf und mein Gegenüber schält sich aus seiner Deckenumklammerung, sagt, dass er gleich wieder da sein, nimmt einige Geldmünzen aus einer Schublade und verschwindet aus dem Zimmer. Er-

staunt blicke ich mich um und erkenne, dass dies wohl ein Kurort in den Bergen sein muss, dessen magisch anmutende Kraft in meine Lungen und meinen Geist dringt, und obwohl mein Gesicht und meine Hände leicht frieren, ist die Decke, die mich umwickelt, derart angenehm, dass ich keinerlei Kälte verspüre, mich aber auch kaum nach rechts und links wenden kann. Aus der Ferne dringt leichte und köstliche Musik an meine Ohren, die der luftigen Umgebung ein wärmendes Gefühl gibt, so dass das Warten auf die Rückkehr meines Gegenübers auszuhalten ist. Als dieser in den Raum zurücktritt, hält er triumphierend ein Thermometer in die Höhe und bekennt, dass er, entgegen den Vorschriften, der Hauptkrankenschwester eins abgekauft habe, nicht ohne ein Lächeln auf ihre schelmischen Lippen zu zaubern, und nun solle ich es austesten, um die Blutwärme zu untersuchen. Ich nehme das Gerät an mich und bekenne, dass ich mich erst nachher messen möchte, da ich im Moment nicht gerade schlecht hier liegen würde, und frage, ob er sich nicht zurück auf seinen Liegestuhl wickeln wolle, damit wir ein wenig

plaudern können. „Gern“, gibt mir mein Gegenüber zurück, „wie Sie wünschen, es ist ja Ihr Blut, das vielleicht kocht, obgleich sie es an dieser frischen Luft kaum zu spüren vermögen“, und wickelt sich mit einer erstaunlichen Technik, die bestimmt auch bei mir angewandt worden ist, in die Decke. Im Vorbeigehen muss er zwei Zigarren mitgenommen haben, doch da ich mich als Nichtraucher zu erkennen gebe, ist er so frei und zündet sich eine an, mit einer Sorgfalt, dass ich um den Genuss seinerseits sicher sein kann.

„Was ist“, beginne ich, nachdem das Schauspiel um die Zigarre ein Ende gefunden hat, „der Grund für das eingewickelte Liegen auf diesem Balkon, da es draußen klirrend kalt ist und einem die Ohren und die Nase frieren?“

„Genau kann ich Ihnen das nicht sagen“, gibt mir mein Gegenüber zurück, „und ehrlich gesagt habe ich auch erst vor kurzem damit begonnen, mir darüber Gedanken zu machen, aber ich kann nur behaupten, was ich selbst verspürt habe. Da wir bei jedem Wetter hier draußen liegen, ist es so etwas wie die Isolation des Geistes und des Kör-

pers von der Gemeinschaftlichkeit, die wir hier oben ansonsten zusammen pflegen; wenn ich mich in meine Decke einwickle und mit meiner gesamten Existenz den Rückzug in die Einsamkeit antrete, dann falle ich mit mir selbst vor einigen Stunden zusammen und es gelingt mir, die Veränderung zu erkennen, die den menschlichen Geist zu immer neuen Erforschungen und Tatsachenerkenntnissen reizt! Verstehen Sie, es geht nicht so sehr um das Liegen, sondern vielmehr um die Erkenntnis, dass es nur eine Bildung gibt und jene bedingt beides: das Zusammensein in einer großen Menschengruppe, in der alle Wissenschaften, ob nun der reinen oder der sozialen, in Diskussionen erörtert werden, und das für sich alleine sein. In diesem Abschnitt liegt der besondere Reiz darin, sich darüber klar zu werden, was die neuen Erfahrungen für die Einordnung in das gesamte System der philosophischen Wissenschaft bedeuten; man stellt sich bildlich gesprochen auf die Spitze des Eisberges aller Wissenschaften und vermisst mit seinen subjektiven Gefühlen, wie viel möglicherweise noch unter der Oberfläche versteckt sein muss.“

„Und diese Erkenntnis nimmt man dann mit sich und trägt sie erneut unter die Menschen, um den Diskurs und den Disput in Gang zu halten, sodass letzten Endes eine Bildungskette entsteht, deren einzelne Glieder fest und unverrückbar ineinander greifen?“, frage ich, obwohl ich um die Wahrheit meiner Worte bereits weiß, doch zugleich ist ja die Grundbedingung jeder Wahrheits- und Wissenschaftsforschung die Unterredung mit anderen Suchenden, und ich bemerke, wie mein Gegenüber leicht nickt, fast ganz in seine Gedanken versunken. „Sie haben wahrscheinlich recht“, sage ich und fühle meine glühende Stirn, „ich sollte besser meine Temperatur messen, da mir augenblicklich ein wenig schwindelig wird“, stehe auf und versuche, mich aus der Decke zu wickeln, doch ehe mir dies gelingt, ist mein Gegenüber aufgesprungen und hält mir das Thermometer direkt vor den Mund, sodass ich es nur noch unter die Zunge zu nehmen brauche. „Danke“, stoße ich beschwert hervor, doch er wiegelt ab und sagt, dass ich die nächsten sieben Minuten absolutes Schweigen einhalten müsse, während er den Zeiger

seiner Taschenuhr im Auge behält. Es vergehen bange Minuten, in denen sich der Brand in meinem Körper weiter ausbreitet, sodass es mir kaum gelingt, die Messzahl nach der abgelaufenen Zeit abzulesen, doch da diese über die kritische Marke von vierzig Grad gesprungen ist, springt mein Gegenüber alarmierend auf und möchte vermutlich Hilfe holen, doch meine Besinnung schwindet, ich schließe die Augen und verspüre erneut das Ziehen der Zeit, das meinen Körper gefangen nimmt.

Ich öffne erst wieder die Augen, als der Brand in meinem Körper gelöscht scheint, und ich mir sicher sein kann, dass ich nicht mehr in diesem eingewickelten und völlig hilflosen Zustand auf dem Balkon des Kurhotels in den Bergen sitze. Mutlos möchte ich niedersinken, als ich erkenne, dass ich mich an einer Reling eines schwankenden Schiffes befinde, das auf eine Insel zusteuert, die sich inmitten der stürmenden See gegen die Wellen wehrt, eine Insel, deren Küste mit großen und ehernen Türmen und Zinnen bebaut ist und deren Hafen im Hintergrund von glänzenden Kuppeln beschmückt wird. Neben mir sehe ich Män-

ner, die in dicken Pelzmänteln der Kälte trotzen und dem Schiff die letzten Wendungen mit auf den Weg geben, damit es sicher und ohne Probleme in den Hafen einlaufen kann, wo uns bereits eine große Menschenmenge empfängt, ganz so, als ob wir wichtige und hochstehende Persönlichkeiten sind, doch allesamt sind wir einfache Händler, die sich bei jedem Wetter auf die Meere trauen, um die Waren an den verschiedensten Orten feilzubieten. Ich höre, wie die staunenden Männer neben mir leise davon flüstern, dass bei der letzten Vorbeifahrt auf dieser Insel nicht mehr als eine alte, knorrige Eiche gestanden hätte, doch innerhalb eines halben Jahres sei diese prachtvolle und atemberaubende Stadt entstanden, als ob sie einfach aus dem stürmenden Meere aufgetaucht oder herbeigezaubert worden wäre. Gebannt blicke ich über die angesammelten Sehenswürdigkeiten und lasse mich gerne mit meinen Kameraden von den Menschen zum Palast des Zaren führen, den alle Gwidon rufen. Dabei laufen wir die Straßen mit den schönsten und anmutigsten Gebäuden ab, die ich jemals in diesen Gefilden zu sehen bekam,

und ich freue mich bereits auf die Herrlichkeit des Zarenpalastes, aber auf dem Weg dorthin geschieht beinahe jeden Augenblick etwas Wunderbares, denn unter einem hohen Tannenbaum, der zu jeder Jahreszeit frei von Verfall scheint, sitzt ein Eichhörnchen, das im Takt eines Liedes Nüsse knackt, jedoch keine gewöhnlichen, sondern solche, deren Schale aus Gold ist und der Kern im Innern ein smaragdener Edelstein ist. Natürlich ist dieses kleine Eichhörnchen das Heiligste, das der Zar zu bewachen hat, daher schreibt eine ganze Schar von Schreibern nieder, wie viele Nüsse und in welcher Anzahl das Getier die Reichtümer im Innern ansammelt. Zudem werden alle Beteiligten streng von den besten Männern des Zaren bewacht, sodass sich niemand traut, auch nur den Gedanken an einen Raub zu haben. Schulterzuckend über einen derart übermäßigen Reichtum ziehen wir weiter und staunen über weitere Wunder, deren Erwähnung kaum der Rede wert scheint, bis wir auf dem Vorplatz des über allem thronenden Palastes stehen, der sich selbst hinter einer starken Mauer versteckt und auf das anbrausende, stürmi-

sche Meer hinabschaut, dessen Wellen sich schäumend nach oben wälzen und auf den öde daliegenden Strand vor der Stadt niederbrechen. Just in dem Moment, als ich meine Augen von diesem betörenden Schauspiel abwenden will, sehe ich aus den zusammenfallenden Wassermassen eine Armee von dreiunddreißig Rittern aus den Fluten ans Land springen, riesenhafte Jünglinge, die mit ihren stählernen Rüstungen und Waffen jede Armee eingeschüchtert hätten; sie umrunden, angeführt von dem gewaltigen und mutigen Tschernonor, die Stadtmauer, befinden, dass alles seiner Ordnung entspricht, und verschwinden zurück ins Meer, dorthin, woher sie aus den Wellen entstanden sind. Dieses Schauspiel zeigt mir nach der herben Schönheit der Landschaft und dem unendlichen Reichtum dieser Stadt die ungeheure Macht des Zaren und lässt mich tief beeindruckt und auch ein bisschen eingeschüchtert in den inneren Palast eintreten, wo wir bereits vom Zaren erwartet werden, der uns an seinen festlich gedeckten Tisch bittet. Im ersten Moment genießen wir die herzliche Wärme des Zaren, doch weder seine unermessli-

chen Schätze noch seine großzügige und gastfreundliche Lebensart hätten uns auf die Begegnung mit der Zarin vorbereiten können, die das Ebenbild eines Sterns sein muss, so sehr glänzt ihr Wesen. Sprachlos und überwältigt von den Eindrücken nehme ich an einem Tische Platz und suche mir das beste Essen zusammen, das ich je gegessen habe, doch mit einem Mal stellt sich ein seltsames Gefühl in meinem Bauche ein, das scheinbar von meinem Kopfe ausgehen muss, denn mit dem Erklimmen der größtmöglichen Schönheit und des unendlichen Reichtums beginnt mich das Leben anzuöden, das Berauschen an dem Absoluten ist zugleich das Eingestehen, dass es niemals wieder einen derartigen Höhepunkt gibt und mitsamt meinen Fragen schließe ich meine Augen und rieche, dass sie die Welt außerhalb verändert haben muss, denn es riecht nicht nach Wein und Gebratenem, sondern nach einem frühlingshaften und sonnenverwöhnten Garten, der die ersten betörend duftenden Blüten austreibt.

Ich sitze auf einem Gartenstuhl mit breiter Lehne, es fühlt sich wie Holz an, was

unter meinen Fingern entlanggleitet, als eine freundliche, dennoch bestimmte Stimme sich mir entgegenrichtet und mich direkt anspricht. „Sind sie derselben Meinung“, tönt es an mein Ohr, „dass es an der Zeit ist, die Weltliteratur in den Rang einer Universalität zu erheben, indem man aus jeglicher Nationalliteratur das Musterhafte, das die Griechen in einer nie mehr dagewesenen Reinkultur zelebrierten, extrahiert, sodass ein Substrat der besten und schönsten Gedanken entsteht, das dem ästhetischen Menschen dazu dienen kann, als Literatur in die Gesellschaft zu wirken, um mit ihr eine befruchtende Wechselwirkung zu erreichen?“ Geschockt von dem Erkennen, dass ich in diesem Garten Goethe und Eckermann gegenüber sitze, gelingt es mir kaum, auch nur einen klaren Gedanken zu fassen, sodass ich erst dem einen, dann dem anderen verblüfft ins Gesicht schaue.

„Demnach wollen Sie gar nicht die Nationalliteraturen abschaffen“, beginnt Eckermann und hilft mir damit, mich ein wenig zu sammeln, „um eine höhere Instanz zu erschaffen, sondern ein sich Auflösen und ein Ineinanderübergehen, als ob

der eine Zustand grenzenlos wird und im anderen verschwindet?“ Nun ist es an Goethe, für einen kurzen Moment sinnenderweise seinen Blick auf Eckermann ruhen zu lassen, ehe er sich zu einer Erwiderung entschließt, die von mir mit Spannung erwartet wird.

„Sehen Sie, Shakespeare, die Römer, die Griechen, ja, alle Literatoren von Rang haben doch ihre gemeinsame Wurzel in der Verwendung von Sprache und dem darin liegenden Transport von Werten, Ansichten und Weisheiten, sodass letzten Endes alles in einer Literatur, der Weltliteratur, zusammenfällt, die offen ist für jegliche Eigenart, die die Menschen ihr Eigen nennen können. Denn wie es auch immer um die Staaten stehen wird, wie sich die Welt auch in der Zukunft entwickeln wird, eines bleibt doch stets dasselbe: Jeder auf der Erde lebende Mensch ist Teil der universellen Menschheit, unabhängig von Nationalität, Sprache, Ansichten und Glaubensfragen, und daher ist es Aufgabe der Literatur, die keine Grenzen im Geist kennt, zu einer Verständigung der Menschheit beizutragen, von der sie sich leider jedoch momentan

sehr weit entfernt sieht. Nehmen Sie zum Beispiel meinen Faust: Dort sind für Mephistopheles und Faust keine Grenzen im Denken und Wirken gesetzt, sodass eine Säkularisierung des Geistes nicht stattfinden kann.“ Mit dem Verhalten seiner Worte schaut Goethe in die Ferne und ist mit seinen Worten zufrieden, allein Eckermann und ich sind wortlos und fragen uns, was wir darauf antworten sollen. „Ich glaube“, beginnt Goethe erneut, „wir sollten eine kleine Reise machen, damit das Ganze der verschwimmenden Grenzen ein wenig verständlicher ist. Schließen Sie die Augen und stellen Sie sich vor, es gäbe keine Grenzhaftigkeit, sondern lassen Sie es zu, dass sich der Geist dorthin bewegt, wohin er möchte, und legen Sie ihm keine Steine in den Weg, die allein aufgrund irgendwelcher gesellschaftlicher Konventionen existieren, und sie werden erkennen, was wahrhaftige Freiheit bedeutet.“ Ich schliesse langsam die Augen und spüre ein selten verspürtes Wohlgefühl, das sich in meinem Körper ausbreitet, doch sogleich potenziert sich dieses Gefühl ins Unermessliche des gemeinsamen, wilden Tanzes, den ich unter

vielen Hexen um ein Feuer auf dem Brocken vollziehe, mit den Armen hin- und herschwinge und nicht selten irgendwelche Essenzen in die Flammen werfe, die in einem lauten und rauchigen Getöse verpuffen. Wir laufen uns in Ekstase und steigern im rhythmischen Lauf immer weiter unsere Manie, bis ich im Augenwinkel die beiden Beobachter wahrnehme, die seit geraumer Zeit an der Seite des Feuers stehen müssen, und beim nächsten Umdrehen erkenne ich Mephistopheles und Faust, jedoch leidlich anders als gewöhnlich, nämlich tragen beide andere Köpfe als die allgemein imaginierten. Mephistopheles ist dem jüngeren Goethe sehr ähnlich und bei genauerer Betrachtung erkennt man sogar dasselbe Blitzen in den Augen, wenn unser Tanz an Intensität gewinnt, und Faust, mit dem Gesicht Eckermanns, scheint dagegen eher abweisend zu sein, je gefühlsausgelassener wir Hexen tanzen. In meinem Herzen, das die Wildheit kaum noch zu bändigen weiß, beginnt ein Kampf auf Leben und Tod, und obwohl ich Faust in meinem Leben lieb gewonnen habe, obsiegt das Vernichtende, sodass ich bei einem der Umläufe aus der

Gruppe ausschere und auf Faust zufliege, um mir sein Leben zu nehmen, doch Mephistopheles stellt sich dazwischen und ich pralle an ihm ab. Mit dem Zubodenstürzen und dem Aufwachen aus meinem bacchantisch-dämonischen Taumel erkenne ich die Riesenhaftigkeit meines Gegenübers und weiche mit leichter Hast zurück. „Jetzt noch nicht“, dröhnt es aus der Erscheinung des Mephistopheles, „Faust braucht noch eine Weile, ehe er sich und sein Leben vollkommen aufgegeben hat, sodass er bereit ist, sich mir zu überantworten. Geh und flieg hinfort“, sagt er zu mir und zeigt auf den Mond, „flieg zum Mond, bis dich deine Kraft verlässt, um im Niederfallen zu erfahren, was Losgebundenheit von der Welt bedeutet!“ Ohne einen Gedanken an die Wertigkeit seiner Aufforderung zu verschwenden, nehme ich meinen Hexenbesen und bin keineswegs erstaunt, als ich mich mit ihm in die Lüfte erheben kann, drehe mich Richtung Mond und fliege geschlossenen Auges in eine Freiheit, die ich zuvor im Garten Goethes ebenfalls verspürt habe.

„Devenere locos laetos et amoena vireta fortunatorum nemorum, sedesque beatas;

largior hic campos aether et lumine vestit
purpureo, schrieb dereinst Virgil“, tönt eine
jugendliche Stimme an mein Ohr, und als
ich die Augen öffne, befinde ich mich in ei-
ner völlig andersartigen Welt, von der ich
weder den Geruch noch die Szenerie zu
bestimmen vermag. Vor mir sitzt eine klei-
ne Gruppe Forscher, die von einer großen
Ansammlung wuseliger Indios umringt
wird, die allesamt nackt oder nur mit einem
kleinen Lendenschurz durch die Lande zie-
hen, und ohne sonderlich darüber nachge-
dacht zu haben, fällt mir sogleich nur ein
möglicher Ort ein, an dem ich mich befin-
den kann: Das sagenumwobene O-Tahiti
inmitten des riesigen Weltmeeres, das den
Namen Pazifik trägt und sich auf der entge-
engesetzten Seite von Europa befindet,
von dem ich wie im Fluge hierher gereist
bin. „So, jetzt müssen wir aber weiter,
sonst schaffen wir es heute nicht mehr auf
den Berg, auf dem wir Untersuchungen
über die Beschaffenheit der Insel anstellen
wollten“, sagt der ältere der beiden schein-
baren Anführer der Gruppe, „Georg, achte
darauf, dass die Eingeborenen sorgsam mit
unserem Gepäck umgehen, auch wenn wir

selbst die wichtigsten Gerätschaften tragen.“ Mit einem wohlmeinenden, aber auch mit einem rebellischen Augenaufschlag entgegnet Georg, dass er darauf achten werde, und befindet sich sogleich am Ende der Gruppe, damit auch ja niemand entwischt. Ich geselle mich zu ihm und blicke Georg von der Seite an, sehe, wie seine jugendlichen Backen von der Anstrengung apfelrot werden und wie er mit jedem Blick, den er in die Welt hinaus sendet, nach neuen Pflanzen- und Tierarten sucht. Stets ist er der Forscher und kennt demnach auch kein anderes Leben, sodass er die vielen Seitenblicke der anderen nicht mitbekommt, die alles zwischen Neid und grenzenloser Gehorsamkeit widerspiegeln. Es geht steil bergan und in diesem feuchtwarmen Klima ist es eine besondere Anstrengung, den Weg vor Entkräftung und in die Augen laufendem Schweiß nicht aus den Augen zu verlieren, zudem leidet die Konzentration, sodass der eine oder andere mithin in ein Loch tritt oder sich in einem Farngestrüpp oder Ähnlichem verfängt. Nur sehr langsam schlagen wir uns in den dichten Busch und müssen zugleich stets auf

der Hut sein vor den Gefahren, die auf dem Weg auflauern können, denn mit großer Sicherheit gibt es hier Wesen, deren Substanzen ausreichen, um das menschliche Leben schnell und wirkungsvoll auszulöschen. Der Mittag ist bereits erreicht, soweit man das an dem Sonnenstand ablesen kann, und zuerst unmerklich, doch dann immer zügiger schwindet die Dichte des Urwaldes, sodass wir ab und an einen Blick auf die Weite der Insel und den dahinterliegenden Ozean werfen können, der in smaragdgrünen, sanften Bewegungen das unfassbare male- rische Ambiente dieser Wirklichkeit unterstreicht. Auf einer Lichtung machen wir im Schatten eines großen Palmenbaumes eine Pause und nach einer kleinen Stärkung habe ich die Muße, ein wenig herumzugehen, um die Aussicht und die Einzigartigkeit meiner Umgebung zu erfassen. An den Rand einer Ebene tretend, erkenne ich weiter unten, dem Strande vorgelagert, die beiden Schiffe unter dem Cook'schen Kommando, die von einer Unzahl an kleinen Canots belagert werden, in denen allesamt Eingeborene darauf warten, Lebensmittel gegen wertlose Glasperlen und anderen

Tand einzutauschen, deren Wert sie bedeutend höher einschätzen als die Seefahrer. Für einen langen Moment vergesse ich alles um mich herum und fühle die unentbehrliche Freiheit des Geistes, die allein außerhalb der gesellschaftlichen Strukturen in dieser Intensität möglich ist, obwohl ich mir eingestehen muss, dass ich einer Rückkehr niemals absagen würde. „Welches Glück müssen die Menschen von O-Tahiti verspüren“, denke ich mir und schließe die Lider, hinter denen der Blick auf die Weite des Meeres verbleibt, „indem sie Tag für Tag die Natürlichkeit und Einfachheit ihres Lebens genießen können, ohne die gesellschaftlichen Zwänge der weiterentwickelten Zivilisation verspüren zu müssen?“ Ich atme aufseufzend aus und frage mich, ob ich eine Antwort auf die Frage geben kann, inwieweit ich ernsthaft glaube, dass die zivilisierte Welt eine Fortentwicklung ist, doch ohne eine geben zu können, spüre ich das Ziehen an meinem Körper, das mich zunächst auf die offene See, dann aber in immer schneller werdenden Bewegungen weit darüber hinaus mit sich fortnimmt.

Auf- und niederwippend ahne ich bereits, wohin es mich dieses Mal verschlagen hat, und nach dem beißenden Geruch in meiner Nase zu urteilen, hat dieser Esel seit langem kein Wasser mehr auf seinem Fell verspürt, doch das gleißende Licht, das sofort nach dem Öffnen in meine Augen fällt, lässt es kaum zu, dass ich mir das Vieh einmal genauer ansehe. So muss ich die erste Zeit blind voranreiten, ehe sich meine Augen *peu à peu* an das vom Boden reflektierte Licht gewöhnt haben. Zudem macht mir die drückende Hitze zu schaffen, die mir weitaus unangenehmer erscheint als die feuchtwarme auf O-Tahiti, und erst nach einigen Momenten erkenne ich, dass es mich an den Rand einer Wüstenlandschaft verschlagen hat, was einigermaßen verwunderlich ist; das Verwunderlichste jedoch ist das Bemerken meiner beiden Begleiter, die jeweils neben mir reiten, aber bisher noch keinen Mucks von sich gegeben haben. Nein, vielmehr blicken sie sogar in zwei verschiedene Richtungen und mich beschleicht das Gefühl, dass sie sich absichtlich anschweigen. Um mich zunächst zu sammeln und ernstlich aufzuwachen,

schweige ich ebenfalls, wobei der Reiter auf dem Esel neben mir ohne Ton zu schweigen vermag, während der ritterhafte, jedoch erbärmliche und einem Trauernden nicht unähnliche Mann auf dem alten Klappergaul ab und an ein Wort an die freie Luft setzt, deren Bedeutung ich erst nach mehrmaligem Wiederholen verstehe: Dulcinea del Toboso, ein Frauename, der wohl der Geliebten des Ritters zu zieren scheint. Mit fortschreitender Zeit und Schweigsamkeit reiten wir auf eine Felsformation zu, in deren Mitte sich ein Hohlweg öffnet, ein Schluchtengang, der Räubern und Gesetzlosen eine willkommene Gelegenheit bietet, doch erst als wir kurz vor dem Eintritt sind, bricht der Mann auf dem Esel sein Schweigen und spricht Richtung Felsen: „Wenn ihr glaubt, dass ich erneut durch einen solchen Hohlweg reite, dann muss ich euch sagen, dass ich euch für gleichermaßen hohl halte, denn wenn ich einmal daran erinnern kann, was uns bei dem letzten Durchritt geschehen ist, dann...“

„Bei dem letzten Durchritt einer Felsenschlucht“, unterbricht ihn der jämmerliche Ritter, „waren wir aber auch auf einer Mis-

sion, denn es ging immerhin darum, ein Menschenleben vor dem Untergang zu bewahren.“

„Dass wir bei diesem Erretten des Menschenlebens jedoch geprügelt, bestohlen, getreten, niedergeworfen, gestochen, an den Haaren gezogen und zur Freude die anwesenden Räuber im Kreise herumgeschubst wurden, habt ihr wohl vergessen!“

„Wie gesagt, wir hatten eine Mission zu erfüllen, denn einem Ritter kann kein Abenteuer zu lästig sein, in dem es seine Aufgabe ist, eine holde und unschuldige Maid aus den Klauen der Räuberbande zu befreien“, entgegnet der Ritter und blickt zum ersten Mal an mir vorbei zu dem Mann auf dem Packesel, der einem klagenden Knappen ähnelt.

„Dass jedoch die Maid weder hold noch unschuldig war, sondern die Anführerin des Räuberhaufens, ist euch im Getümmel, in dem vor allem ich eine derart auf die Mütze bekam, dass ich jetzt noch Kopfschmerzen habe, wohl völlig entgangen?!“, gibt der Knappe giftig zurück und verschränkt demonstrativ die Arme vor seiner Brust.

„In meinen Rittergeschichten“, beginnt die traurige Gestalt zu meiner Rechten und kramt ein zerfleddertes Buch aus seiner Reisetasche, das er aufschlägt, „kommen derartige Weibsbilder nicht vor, daher konnte es mir gar nicht möglich sein, eine solche Situation vorherzusehen; außerdem bin ich immer noch der festen Überzeugung, dass die holde Maid nicht freiwillig bei den Männern ist, sondern mit einem triftigen Grunde gefangen gehalten wird.“ Für einen kurzen Moment herrscht eine gespenstige Stille.

„Ich reite nicht in den Hohlgang“, meint der Knappe auf dem Esel, als wir unmittelbar davorstehen, „ich will eher versuchen, auf der linken Seite herumzureiten, denn was kann mir Schlimmeres dabei geschehen, als dass ich vor Durst in der Wüste eingehe?“

„Dann reite du doch auf der linken Seite vorbei“, sagt der schaurig-traurige Ritter zu meiner Rechten, „ich werde hingegen diesen Berg auf der rechten Seite umrunden und wohl viel eher am Ausgang dieses Hohlanges erscheinen. Falls du es entgegen deiner Ankündigung schaffen solltest

und ich nicht mehr dort sein sollte, kannst du getrost von dannen reiten, denn dann habe ich bereits zu lange auf dich gewartet.“ Mit einem verbissenen „Gut!“ des Knappen und einem noch verbisseneren „Gut!“ des Ritters gehen beide, ohne mich überhaupt wahrgenommen zu haben, nach rechts und links ab und lassen mich vor dem Eingang des Hohlweges allein zurück. Ich halte nichts von dem Geschwafel um die Gefährlichkeit dieses Hohlweges und lasse mein Pferd, das sich ein wenig gegen den Fortmarsch sträubt, langsam hineintraben, doch zu meinem Unglück warten direkt hinter der ersten Biegung Räuber auf mich, die mich zunächst recht nett bitten, ihnen meine Habseligkeiten zu überantworten, doch sogleich packen mich zwei Räuber von hinten und ziehen mir mit einem Knüppel eins über den Schädel, sodass ich im Fallen die Augen schließe und verspüre, wie ich auf eine kurze, aber zügige Reise gehe.

Ein aufbrandender Applaus weckt mich aus meinem Schlaf, in den ich wohl gefallen sein muss, denn als ich mir die Augen reibe, stehen die Menschen neben mir und spen-

den jenen Menschen Beifall, die sich an den Händen zur Kette verbunden auf der Bühne verbeugen und dann selbst zur Seite treten, als der Autor des Stückes auf die Bühne tritt, die ich als die des Globe-Theaters in der Londoner Innenstadt identifiziere. Schleppend geht der Applaus zu Ende, nachdem die Schauspieler und der Autor die Bühne verlassen haben, um sich in die Menge zu mischen, die auf ihre Anwesenheit erpicht ist, doch währenddessen bleibe ich sitzen und blicke in die Gesichter und auf die Kleidung der Menschen um mich herum, befinde, dass die meisten einen vergnüglichen Abend gehabt haben, auch wenn einigen Frauen und Männern das Ende dankbar ins Gesicht geschrieben steht, da sie endlich aus den Kleidern in angenehmere schlüpfen möchten. In mir breitet sich ein seltsames Gefühl aus, denn in dem sicheren Wissen, dass dies der Kulminationspunkt des Theaterspielens ist, schmachte ich in Erinnerungen an die berauschten Darstellungen neuerer Shakespeare-Stücke und ärgere mich beinahe, dass ich die Schauspieltruppe um den wahren Meister schlafend verpasst habe. Hamlet einmal

in meinem Leben von den Originalschauspielern, mit Shakespeare unter ihnen, auf der Bühne zu sehen, war seither ein Traum von mir, dessen Erfüllung nicht denkbar schien, doch heute beinahe Realität geworden wäre. Als die meisten Reihen des Theaters verlassen sind, stehe auch ich auf und gehe langsam umher, sauge die intensive, verspielte Luft ein, suche nach Hinweisen auf Glücksmomente und finde das eine oder andere vollgeschnäuzte Taschentuch, umründe die Bühne und finde mich urplötzlich und in Gedanken versunken auf der Bühnenfläche wieder, mit einer der Truhen an meiner Seite, in der die Schauspieler ihre Requisiten bewahren. Achtlos, so scheint es mir zumindest, liegt das prunkvolle Gewand darüber, das Claudius bei seiner Vermählung mit Gertrude trug, um die Ehe mit der einstigen Schwägerin zu schließen, den eigenen Bruder kaltblütig um das Leben und die Macht gebracht. Mit gehörigem Respekt nehme ich das Gewand, trage es zur Mitte der Bühne, halte es ausgebreitet von mir entfernt, sodass der Anschein erweckt werden könnte, dass ich versuche, als Hamlet agierend Claudius bei dessen

Rede vor den versammelten Gästen zu Tode zu würgen. In meiner interpretierten Rolle aufgehend spreche ich langsam, dennoch deutlich vor mir her: „A murderer and a villain, a slave that is not twenti'th part the tithe of your precedent lord, a vice of kings, a cutpurse of the empire and the rule, that from a shelf the precious diadem stole and put it in his pocket –“ Schluckend vor innerer Glut muss ich im Sprechen stocken, denn mich durchfährt ein Adrenalinstoß, der mich völlig besinnungslos zu Boden stürzen lässt, unfähig, meine Glieder zu bewegen. Die dagebliebenen Zuschauer und die Schauspieler unter ihnen sind derweil auf die Bühne geeilt und beugen sich zusprechend über mich, doch ich befinde mich in meiner eigenen Wirklichkeit, deren Intensität meine Gefühlswelt überlastet. Mit letzter Kraft blicke ich in die Gesichter jener Menschen, die das Glück haben, mit dem Meister der Bühne die unsterblichen Stücke spielen zu dürfen, bevor die Reise für mich weitergeht; ich schließe die Augen, teils aus Erschöpfung, teils aus Befriedigung, und werde aus dem Theater der Jahrhunderte hinfortgezogen, immer rasan-

ter, immer unwegsamer, ehe mit einem Schlag völlige Ruhe um mich herum einkehrt.

Leise und beständig höre ich einen Griffel über eine Rolle groben Papiers kritzeln, dessen schreiberische Rhythmik derart beruhigend auf mich wirkt, dass ich die Erlebnisse am vorigen Ort völlig verdränge und es gelingt mir, in diese nachdenkliche und völlig von äußeren Einflüssen losgelöste Stille einzutauchen. Mit einem Mal entflieht auch dieses Geräusch aus meiner Sinneswelt und als ich langsam die Augen öffne, sehe ich, wie ein Mann in einem grünen, wollenen Mantel von seinem Schreibplatz aufgestanden ist, um an einem anderen Tisch die vollgeschriebenen Papiere zu ordnen. Indem ich aufstehe, wendet mir der Mann seine Gesichtsseite zu und ich bemerke, welch markante Nase in seinem durchaus klugen, obgleich ausgemergelt-asketischen Gesicht thront; im Näheretretten an seinen Papierhaufen sehe ich das obere Deckblatt, unter welchem er sein Werk gesammelt hat: *Encomium moriae*, doch just in demselben Moment, als ich für mich die zwei Wörter übersetze, klopft es

an der Türe und der eben noch über sein Werk gebeugte Dichter geht hinüber und öffnet sie. Augenblicklich stürmen acht Weibsbilder in den Raum, deren machtvolle Präsenz mich in die Ecke treibt, und erst als sich die sieben jungen Frauen um eine ältere postieren, erkenne ich, dass es sich wohl um eine Mutter mit ihren sieben Töchtern handeln muss. „Mir ist zu Ohren gekommen“, beginnt die Mutter völlig unvermittelt, dass sie, Herr Dichter, schlecht über mich und meine Familie reden, aber auch darüber schreiben sollen.“

„Meine Damen“, entgegnet der Mann mit der großen Nase ruhig und voller Würde, „dies muss ein Missverständnis sein, denn ich habe wohl über Sie und Ihre Familie geschrieben, aber doch nicht im Schlechten, sondern ausnahmslos im Guten.“

„Das will ich auch hoffen“, keift die Mutter weiterhin erbost zurück, „und um die Angelegenheit in vollkommener Ordnung darzustellen, habe ich meine Töchter allesamt mitgebracht, damit sie die von Ihnen niedergeschriebenen Geschichten aus der Sicht der Wahrheit nacherzählen können.“ Indem sie auf die äußerste der sieben zur

Rechten zeigt, sagt sie: „Ira, erzähle dem Herrn Dichter bitte die wahre Geschichte, damit er begreifen kann, dass deine Tugendhaftigkeit keinerlei Makel an sich hat.“

„Sehr gerne, Mutter“, beginnt Ira und tritt einen Schritt vor die anderen, „Ein Mann ging über ein Feld und traf einen Bauern, der ihm bei der letzten Ernte bestohlen hatte, und voller Zorn wollte er ihn verprügeln, doch ich trat glücklicherweise dazwischen und riet dem Mann, sich nicht an dem anderen zu vergehen, sondern im Gegenzug dessen gesamte Ernte für dieses Jahr zu vernichten. Kaum hatte er diesen Plan angenommen, ging er auch bei untergehender Sonne ans Werk und brannte das Getreide und die Obstbäume nieder, doch als der andere Mann voller Zorn dieses Werk sah, nahm dieser eine Heugabel aus seiner Scheune und stach sie dem anderen mitten ins Herz.“

„Welche Tugendhaftigkeit du doch bewiesen hast“, sagt die Mutter und streichelt ihrer Tochter über die Wange, „denn du hast dem zornigen Menschen einen Spiegel vors Gesicht gehalten und er hat von seinem Zorn abgelassen.“ Als Nächstes ruft sie

Avarita nach vorne und diese erzählt folgende Geschichte: „Ein überaus geiziger Mensch wollte seiner Tochter keine Mitgift zu ihrer Hochzeit mitgeben, doch ich versicherte ihm, dass der Mann seiner Tochter der reichste Mensch auf Erden sei, sodass die Mitgift sich binnen eines Jahres vervielfachen würde. Der Mann gab seine gesamte Habe dem jungen Mann, den seine Tochter als Schwiegersohn mit ins Haus brachte, und nach einem Jahr, als der Vater den Schwiegersohn ansprach, wo dieser seine ganzen Reichtümer habe, sagte dieser nur noch, dass alles, was er je besessen habe, das Geld des Geizhalses gewesen wäre, doch mithin alles verloren sei, da er das Geld an einen Geschäftsdieb verloren habe.“ Auch diese Tochter lobt die Mutter ob ihrer Tugendhaftigkeit und tätschelt ihr die Wange, ehe sie der nächsten Tochter, Invidia mit Namen, die Gelegenheit gibt, ihre Geschichte der Ehre und der Menschlichkeit zu präsentieren. „Ein sehr reicher Mann aus der nächsten Stadt war neidisch auf die Frau seines Nachbarn, einem mittellosen und unglücklichen Geschäftsmann, doch mir gelang es mit gutem Zureden, den rei-

chen Mann davon zu überzeugen, dass die Frau sicherlich den armen Mann für den reichen verlassen würde, wenn dieser ihr nur genügend teure Geschenke machte. In den nächsten Wochen überhäufte er sie mit den allerteuersten Waren, die er nur aufreiben konnte, und verpulverte sein gesamtes Vermögen in dem Wahn, ihr gefallen zu müssen, doch die Frau blieb in ihrer Liebe und mit dem neu gewonnenen Reichtum bei ihrem Manne, und der andere ist vor lauter Gram und arm wie eine Kirchenmaus, jedoch ohne eine Spur von Neid, am gestrigen Tage verstorben.“

„Welch eine Lobeshymne auf die Tugend, die du uns präsentierst, meine liebe Invidia“, sagt die Mutter voller Stolz und Freude, „lass dich ob deiner feinen Art Herzen, bis die Sonne untergeht.“ Doch die nächste Tochter steht schon bereit, um die Geschichte ihrer Tugendhaftigkeit zu erzählen. Die Mutter löst sich von Invidia und stellt mit Acedia ihre vierte Tochter vor.

„Ich traf vor einiger Zeit einen Maler, dessen Gehilfe vor Trägheit nur so strotzte, dass er diesem drohte, ihn hinauszuerwerfen, falls er sich nicht ändern würde, und es

sollte beinahe dazu kommen, doch zu seinem Glück traf er mich und ich riet ihm, einen Tag lang der aufmerksamste und hilfsbereiteste Gehilfe der ganzen Stadt zu sein und versprach dem Jungen, dass ihn der Maler für seine Hilfe auch malen würde, was der größte Traum des Gehilfen war. Am folgenden Tag stand der Gehilfe in aller Frühe auf und bereitete alles ordentlich vor, sodass der Maler sogleich mit seiner Arbeit beginnen konnte, und vor lauter Glück zwickte er seinem Gehilfen sogar mit einem Wohlwollen in die Backe, doch als dieser den Topf mit der angerührten grünen Farbe bringen sollte, stolperte der Gehilfe über eine Bodenplanke und vergoss den gesamten Inhalt auf das Meisterwerk, an das der Maler nur noch die letzten Pinselstriche anlegen wollte. Als der Maler diesen Fauxpas erkannte, nahm er seinen Rutenstock aus der Ecke und zog diesen mehrmals über seinen Gehilfen, doch dieser war sogar zu träge, um sich dagegen zu wehren.“ Mit einem freudigen Lächeln schritt Acedia den Schritt zurück und ordnete sich in die Reihe zurück, erhielt von der Mutter ihre Liebkosung und ließ ihren Blick auf die Schwester

Luxuria zu ihrer Linken ruhen, die nun hervortrat und von ihrem Erlebnis berichtete.

„Ein Mann, dessen Reichtum beinahe sprichwörtlich erdrückend ist, glaubte, alle Genüsse dieser Welt erforscht zu haben, und zog sich zurück in seinen Palast, wo er voller Trübsal drohte, einzugehen, doch ich bot mich an, mit seinem Geld in der Welt nach Genüssen zu forschen, die selten und teuer, dafür aber derart exquisit seien, dass selbst dieser alte Genießer vor Staunen jubelnd ausruft. Ohne Bedenken gab er mir sein Geld und ich besorgte ihm bei fahrenden Händlern die edelsten Waren aus den entferntesten Ländern des Orients und brachte sie ihm. Manche dieser Waren ließ er links liegen, da er sie bereits kannte, doch es gab darunter auch einige, die er nicht kannte und gierig verschlang, obgleich ihm weder Wirkung noch Maß der Einnahme bekannt waren. Somit traf ihn wie der Schlag, als er eine der nussähnlichen Kerne in einer Menge zu sich nahm und jubelnd voller Glückseligkeit schrie und ohne ein weiteres Wort aus seinem Munde verstarb der Mann an einer zu großen

Menge einer unbekanntenen Frucht, im Wohlbefinden seines höchsten Genusses.“

„Sei stolz auf dich, meine Tochter“, meint die Mutter, als Luxuria zurücktritt, „denn du hast diesem Menschen den größten Dienst erwiesen, den er sich vorstellen konnte.“ Als Nächstes schiebt die Mutter die kleinste und magerste der sieben Schwestern nach vorne, die sich mit dem Namen Gula vorstellt und ihre Geschichte folgendermaßen nacherzählt: „Eine Frau, die ihren unermesslichen Besitz von ihren beiden verstorbenen Ehemännern geerbt hatte, war der Fresssucht anheimgefallen; nichts und niemand konnte sie von ihren wollüstigen Orgien abhalten, sodass sie einmal sogar ausrief, dass sie auch nichts dem König abgeben würde. Aber wie Fortuna nun mal ihr Rad dreht, kam eines Tages der König an ihr herrschaftliches Haus und fragte nach einer Mahlzeit, da er seit zwei Tagen nichts mehr gegessen hatte, und ehe sie antworten konnte, nahm ich sie beiseite und versprach ihr weitaus bessere und feinere Orgien auf dem Schloss des Königs, wenn sie an diesem Tage einmal ihr Essen mit dem König teilte. Schnell war es

beschlossene Sache und der König labte sich an der reichen Tafel und alle Mitgereisten konnten sich ebenfalls satt essen, doch als der König beim Forttritt erkannte, dass der letzte Mann der Frau eine seiner ärgsten und gesuchtesten Feinde gewesen war, beschloss er, die Frau mitsamt ihrem Vermögen gefangen zu setzen, sodass sie nie wieder eine Orgie feiern kann.“ Ein triumphierendes Lächeln ziert das Gesicht der Tochter, als sie sich in die Reihe eingliedert und von der Mutter einen zärtlichen Schulterklopper erhält, ehe die letzte der Schwestern, Superbia mit Namen, die ganz links auf ihren Einsatz gewartet hat, vortritt und ihre Ereignisse erzählt: „Ein Mann, der für seinen Hochmut bekannt gewesen ist, kam durch mich zu Fall, und hochmütig setzte sich jemand an seiner statt auf den goldenen Sessel, sodass ich dem Niedergefallenen auf die Beine half, um den anderen niederzuwerfen. Letzten Endes glaube ich nicht, dass die beiden eher mit ihrem Hin und Her enden werden, ehe nicht einer gestorben ist, doch dann muss ich wohl oder übel erneut erscheinen, um den Sieger sogleich dann erneut niederzuwerfen, denn

Hochmut kommt bekanntlich vor dem Fall.“ Mit einem verschmitzten Lächeln funkelt sie mich an und ich spüre eine leichte Beklemmung in meinem Hals; ich schlucke und richte meinen Blick von ihr ab, zur Mutter hin, die einen Schritt auf den Dichter mit der großen Nase gemacht hat, der jedoch standhaft seine Position bewahrt. – „Und nun zu Ihnen, Herr Dichter“, sagt die Mutter, und selbst ihre Stimme fühlt sich eiskalt an, „es ist eine unglaubliche Torheit von Ihnen, falsch über die Geschichten meiner Töchter zu berichten, sodass ich ein Auge auf sie haben werde, sobald das Werk das Licht der Öffentlichkeit erblickt. Seien Sie gewarnt, Mutter Stultitia kennt keine Gnade, wenn es darum geht, dass einer meiner Lieben von einem anderen in Teufels Küche gebracht wird, indem unlautere Geschichten über sie verbreitet werden; seien Sie gewarnt!“ Mit einem kraftvollen Schwung dreht sich Mutter Stultitia um die eigene Achse und schreitet ihren Töchtern voran, doch die letzte, mit dem Namen Superbia, macht einen kleinen Schlenker und flüstert mir etwas kaum Verständliches ins Ohr, doch als ich nach unten blicke, sehe

ich, wie sich der Boden zu einem Höllenschlund öffnet und ich ohne Halt hinabstürze. Aus Reflex und Eigenschutz schließe ich die Augen und spüre das heftige Ziehen der Zeit an meinem gesamten Körper, ehe ich nach einer langen Reise an einem Ort lande, der warm und eiskalt zugleich erscheint. Kein Licht dringt durch meine Lider an meine Augen, und als ich sie öffne, erkenne ich nur eine scheinbar riesige Höhlenebene, in der unendlich viele Lagerfeuer brennen, um die sich allesamt menschliche Gestalten drängen, so auch um das nächstgelegene, an das ich herantrete und in dem ersten Kreis an diesem Ort stehe. Ich möchte den Gesprächen der Versammelten lauschen und hoffe auf einige Auskünfte, wo ich mich befinde, doch alle schweigen sich an und blicken entweder ins Feuer oder mit geschlossenen Augen zu Boden. Aus Angst, die Gruppe in einer meditativen Phase aufzurütteln, schweige ich und warte auf die erste Regung, denn irgendwann, so hoffe ich, wird irgendeiner sehen, dass ich als Neuankömmling darauf warte, in den erlauchten Kreis Einlass zu erhalten. Aber es vergehen endlose Augenblicke, die zu end-

losen Stunden werden, und ich gebe bereits die Hoffnung auf, als urplötzlich aus dem Dunkel ein fein gekleideter Mann aus dem Dunkel an den Kreis tritt und sich als Guido Cavalcanti vorstellt und beifügt, dass er vor seinem soeben eingetretenen Tode ein bedeutender italienischer Dichter seiner Zeit gewesen sei. „Voller Ehrfurcht und Demut“, beginnt er seine schmeichelnde Rede, „bitte ich als nichtswürdiger Dichter jener Tage um Aufnahme in den illustren Kreis der wohl bedeutendsten Dichter der Weltgeschichte, denn ich hoffe, dass ich meine Unvollkommenheit mittels Gespräche mit euch, den wahren Philosophen, ausmerzen vermag.“ Jetzt erst, beim zweiten Hinsehen, glaube ich, einige der Menschen um das Feuer wiederzuerkennen, teils von antiken Büsten oder von Gemälden, die zwar allesamt leicht idealisierend, jedoch nicht selten auch gut getroffen sind, und eine starke Erregung durchfährt meinen Körper, denn dies scheint wahrhaftig der erste Kreis in der Vorhölle zu sein, in dem die Dichter im Kreis ums Feuer sitzen und die Welt zusammenfügen, indem sie diese in ihre Einzelbestandteile zerlegen. Spannend

erwarte ich ein Zusammenrücken der Anwesenden, damit sich der Neuankömmling zu den großen Dichtern aller Zeiten drängen kann, doch sie machen weder Platz noch gibt einer von ihnen eine Antwort. Erneut vergehen bange Momente, in denen nun wir beide auf eine Reaktion der im Kreis sitzenden Philosophen warten, doch der italienische Dichter scheint kaum Nervenstärke und Geduld zu besitzen, denn nach diesen wenigen Sekunden der abweisenden Stille echauffiert er sich über das negative Verhalten der Gruppe der Dichter, die doch seine Vorbilder seien und deren Benehmen er anders eingeschätzt hätte. In diesem Moment ist plötzlich die Nervosität einer inneren Spannung gewichen, doch die Reaktion der Gruppe der Philosophen ist eine völlig andere, als wir beide erwarten konnten, denn ehe einer der ums Feuer Sitzenden zur Seite rückt, sagt ein Dichter, dessen Sterbealter anzeigt, dass er dereinst als junges Genie aus dem römischen Alltag herausgerissen wurde, dass es einen treffenden Grund dafür gäbe, den italienischen Dichter nicht in die Gruppe einzulassen. „Sieh“, fährt der junge römische Dichter

fort, „wir sind bereits vor langer Zeit an diesen Ort gekommen und haben die größten und weitschweifigsten Diskussionen geführt, doch nach alledem, was ich gehört und gedacht habe, ist den anderen und mir klargeworden, dass alles Denken nur Schall und Rauch ist und die Unendlichkeit des Schweigens das Harmonischste ist, dessen wir uns annehmen können. Wir schweigen seit einer Ewigkeit und müssen jeden frisch gestorbenen Dichter erst einmal bitten, für ein paar Jahre – und was sind an diesem Ort schon Jahre wert? – in der Gegend herumzuwandern, damit die Erkenntnis reifen kann, dass Schweigen das einzige Mittel ist, die endlose Existenz an diesem Ort akzeptabel zu gestalten. Du siehst, es ist nicht gegen dich gerichtet, doch nimm dir die Zeit, die du brauchst, und unterhalte dich an anderen Lagerfeuern mit den Menschen, die in ihrem Leben, aber auch hier gesprächiger waren, und sobald du die höchste Erkenntnis des Schweigens in dir trägst, bist du gerne eingeladen, dich an unser Feuer zu setzen.“ Ohne ein Wort darauf sagen zu können, jedoch mit blitzenden Augen ob dieser glatten Abfuhr, dreht sich der

italienische Dichter auf seiner Ferse um und verlässt wutentbrannt diesen Ort, um höchstwahrscheinlich ein anderes Lagerfeuer aufzusuchen. Ich hingegen denke mir, dass sie durchaus recht haben, und erinnere mich an die Worte eines meiner Schriftstellerkollegen, dass letzten Endes jedes Wort einmal untergehen wird, schließe die Augen und genieße die absolute Stille dieses Ortes, wobei mir erst jetzt auffällt, dass selbst das Lagerfeuer der Philosophen schweigt, doch als ich meine Augen öffnen will, ist diese Welt bereits entschwunden und sogleich spüre ich erneut die Zeit, die an meinem Körper zieht.

Zunächst merke ich, wie die Sonne auf meinen Körper brennt, und ich glaube, mich bereits in einer Wüste wiederzufinden, doch schon kurz danach setzt ein derart nasskalter Wind ein, dass ich mich an einem Ort glaube, an dem ich besser die Augen geschlossen halte. Während die Kälte in meinen Körper zieht und mich frösteln lässt, überlege ich mir, wohin mich diese Reise wohl verschlagen wird, doch mit diesem Ziel habe ich nicht gerechnet, denn als die Kälte sich in eine wohltuende Wärme

verwandelt und ich die Augen öffne, befinde ich mich oberhalb der Wolkengrenze und blicke über eine steinerne Ebene, die von einem seitlich liegenden, schneebedeckten Gipfel gekrönt wird. Nichts befindet sich auf dieser Ebene und ich zweifle zum ersten Mal auf meiner Reise, entschieße mich zur Umkehr, aber irgendeine Macht schiebt mich vorwärts; langsam gehe ich voran und blicke um mich, um etwaige Gefahren sogleich erkennen zu können, doch alles Umschauen und Wachen hat keinen Wert mehr, als ich von einer geflügelten Figur von hinten auf die Schulter getippt werde. „Mein Name ist Hermes“, beginnt der Geflügelte, „und ich bin der Bote der olympischen Götter, die allesamt deine Ankunft bereits erwarten. Folge mir diesen Weg hinan und habe keine Angst, denn sobald du diese und deine Zweifel an der Wirklichkeit verlierst, wirst du vor dem Eingang des göttlichen Palastes stehen, in den dir der Eintritt erlaubt wird.“ Mit diesen Worten entschwindet Hermes in einer Geschwindigkeit, dass meine Augen seinen Bewegungen kaum folgen können, und ich überlege mir, auf welche Art und Weise ich

meine Skepsis gegenüber dieser Realität ablegen kann, um Eingang in den göttlichen Palast zu erhalten. Ich wandere umher und suche angestrengt nach einer Antwort, doch sie will mir partout nicht einfallen, als ein königlich gekleideter Mann aus dem Nichts an meine Seite tritt und sich als Kaiser Marcus Aurelius vorstellt, dessen würdevolle Erscheinung mich umgehend überzeugt. „Wie du mir glaubst“, beginnt der römische Imperator, „dass ich ein für die Menschen verstorbener römischer Kaiser bin, so musst du an dich selbst glauben, um Einlass zu erhalten, denn allein ein Mensch, der sich von Ruhmsucht und dem Streben nach Macht und Reichtum befreit, ein Mensch, dessen Willen es allein ist, Gutes zu leisten, indem man das Schlechte nicht auch noch belohnt, dieser Mensch wird die Gewissheit erlangen, dass diese Realität eine wahre sein kann und demnach Einlass erhalten.“ Mit diesen Worten verschwindet auch er und ich wundere mich kaum, dass ein römischer Imperator Einlass in den griechischen Olymp gefunden hat, auch wenn er gewiss als einer der aussichtsreichsten Kandidaten unter den antiken

gelten muss. Ich versuche, mich von meiner Skepsis zu befreien, doch es will mir nicht gelingen, zumindest bekomme ich die Pforte zum Palast nicht gezeitigt und gehe weiterhin umher, als erneut ein Mann auf mich zutritt; dieser ist mit einer Kampfrüstung gekleidet und trägt einige Waffen an seiner Kleidung, sodass ich unweigerlich einen Schritt zurücktrete. „Mein Name ist Odysseus“, beginnt der Krieger, „und ich wurde ausgeschickt, um dir zu sagen, dass es keine Auswirkungen auf die Welt, aber auch auf dich hat, wie lange du auch brauchen wirst, um deine Sorgen loszuwerden, und obwohl der Palast der Götter nicht mehr derselbe ist wie zu seinen Glanzzeiten, ist es dennoch eine Reise wert.“ Mit diesen merkwürdigen und verwirrenden Worten lässt der Krieger mich allein auf der Ebene und löst sich scheinbar in Luft auf, sodass ich dort die Pforte vermute, doch als ich dorthin komme, hat sich nichts geöffnet, weder eine Pforte in den Götterpalast noch eine in den Tartarus. Ich würde gerne in diesem Moment behaupten, dass ich sicherer werde und meine Zweifel verschwinden, doch im Gegenteil, sie erhärten sich

derart, dass ich mir kaum vorzustellen vermag, wie es hinter einer dergestaltigen Pforte aussieht. Ich ziehe weiter umher und suche nach einer Antwort auf die mich drängenden Fragen, als ein alter Mensch auf einem Krückstock auf mich zukommt, jedoch wort- und grußlos an mir vorbeigeht, sodass ich mich herumwerfe, um ihn selbst anzusprechen. „Ach, lass mich in Ruhe“, beginnt der alte Tattergreis, „ich habe den Olymp mit seinen verwerflichen Eskapaden und hemmungslosen Orgien dermaßen satt, dass selbst dem besten Komödiendichter des Griechentums die Spucke und die Witze wegbleiben! Sollen die Götter mir allesamt den Buckel runterrutschen, ich werde mich lieber im Tartarus von irgendwelchen dummen Harpyien quälen lassen, als diesem Dummgewäsch des Ares zuzuhören, der derart fett und unbeweglich geworden ist, dass er sein Kurzschwert nur noch dafür gebraucht, um sich die Ambrosiareste aus den Zahnlücken zu pulen. Und Zeus, ja der große Göttervater, der alte Hurenbock, hat nichts Besseres zu tun, als sich Gedanken darüber zu machen, welche der unschuldigen und zuweilen hilflosen Frau-

en er unglücklich machen möchte, denn es ist wahrlich kein Zuckerschlecken, einen Halbgott von der Größe der Kentauren zu gebären. Dem einzigen, dem man in diesem weiten Rund noch trauen kann, ist Hephaistos, selbst den Göttinnen ist nichts von ihren guten Werten geblieben, überall herrschen nur noch Intrigen, Missgunst und Schönheitswettkämpfe, die Aphrodite stets gewinnt und Hera damit zurückgesetzt wird; allein dem Schmied kann man sich noch anvertrauen, denn diesem ist es gleich, was die anderen erzählen und lästern, er zieht sich dann in seine Schmiede zurück und hofft auf besseres Wetter, doch hier oben gibt es nichts als Hagelwetter mit Blitzeinschlag.“ Ich bleibe stehen, denn diese Worte haben mich derart überrumpelt, dass ich den alten Mann seiner Wege ziehen lasse, ohne ihn um eine Auskunft zu bitten, wie ich in diesen Tempel der Glückseligkeit Eintritt erhalte, doch als ich mich umdrehe, um erneut meiner Wege zu gehen, stehe ich vor der Eingangspforte, die in einem protzig-strahlenden Gold mir beinahe die Sicht meiner Augen nimmt. „Soll ich wirklich in diese zur Pandämonium ge-

wordene Lust- und Lasterhöhle eintreten?“, frage ich mich ernsthaft, oder eher dem Weg des Aurel folgen, dessen Vorschlag mir nun eher wie ein Gegenvorschlag für einen alternativen Weg erscheint, dessen wohltuende Kraft mir schlussendlich mehr bedeutet als das ganze Brimborium dieser Götterstätte. Ich drehe mich vom Portal fort, doch es folgt meinem Blick, sodass ich versuche, einen Schritt zurückzumachen, doch auch dort stoße ich gegen ein Portal; eine neue Angst keimt in mir und ich schließe die Augen, um diese Angst gegen die Götterwelt benutzbar zu machen, aber noch bevor diesbezüglich eine Entscheidung fällt, spüre ich das Ziehen an meinem Körper und fühle mich von allen belastenden Gedanken befreit, sodass ich tief durchatme und anhand der schwülen Luft verstehe, dass ich in einem völlig anderen Teil der Erde gelandet sein muss.

Seltsame Geräusche dringen an mein Ohr, es ist ein Sammelsurium von den unterschiedlichsten tierischen Tönen, die mich umgeben und die mich in die eine, dann wieder in die andere Richtung drehen lassen, als ob von dort eine Gefahr drohe.

Ich befinde mich in einem dichten Urwald, der mich heillos umgibt, ohne Weg oder Zufluchtsmöglichkeit, auf einer kleinen Lichtung, die mit dem saftigsten Grün überzogen ist, das ich je in meinem Leben erblicken durfte. Leise frage ich mich, was ich in dieser Abgeschlossenheit der Welt möchte, und versuche, durch den dichten Blätter- und Schlingwald um mich herum in die Außenwelt zu blicken, doch ich sehe auch dort nichts anderes als eine grüne Pflanze, in der sich die eine oder andere Blüte abhebt. Ohne eine rechte Entscheidung treffen zu wollen, vor allem aus dem Beweggrund der Angst vor den möglichen Gefahren, setze ich mich nach reiflicher Prüfung unter einen größeren Baum, an dessen Rinde Lianen haften, die einen nach oben führenden Ring bilden. Immer mehr drängt mich die Frage, was ich wohl sehen würde, wenn ich diesen Baum hinaufkriechen würde, welchen Blick ich auf welche Gegend wohl werfen könnte, sollte ich den Gipfel des höchsten Baumes erreichen und Ausschau halten. Ich stehe auf und suche mir einen Weg die Lianen hinauf, glaube, einen zu finden, und begeben mich an den

Aufstieg, der härter und gefährlicher ist, als er von unten ausgesehen hat; nicht selten rutsche ich mit einer Hand ab und habe das Glück, mit der anderen Hand nachgreifen zu können, sodass ich das hohe Blätterdach erreiche, das bereits derart hoch ist, dass ich über viele Bäume blicken kann, doch es soll bis nach ganz oben gehen. In der Baumkrone wird das Klettern wieder leichter und mir ist es vergönnt, mich für eine kurze Zeit auszuruhen, und es stellt sich sogleich heraus, dass dies nötig ist, denn mit dem Erheben des Kopfes aus dem oberen Rand der Baumkrone durchfährt mich ein Blitz, der meinen Körper dermaßen wanken lässt, dass ich beinahe zurück auf den Boden gefallen wäre. Vor mir befindet sich eine vielarmige Gestalt aus Feuer in der Luft, denn sie scheint keinerlei festen Tritt mit der Erde zu benötigen, doch das wahrhaft Furchterregende dieser Gestalt ist der bohrende und feurige Blick aus den vielen funkelnden Augen. Dieses Wesen, das nicht nur ein Gesicht, zwei Arme, einen Leib, zwei Augen und einen Kopf besitzt, sondern sich in mehrere Gestalten zu teilen scheint, trägt auf einem Haupt, das mithin

das hauptsächlichliche scheint, eine goldene Krone und in den beiden Händen an den beiden stärksten Armen eine unermesslich mächtige Keule, mit der die Gestalt mit einem Wischer eine ganze Dorfschaft auslöschten könnte. Ich kletterte den letzten Schritt hinauf und spüre, wie mir das Blätterdach zu einer mich tragenden Ebene wird, lasse mich auf die Knie hinabfallen und verbeuge mich vor diesem Wesen, das für mich der Hüter des Urgesetzes und des Universums ist, der zugleich der Niedrigste und das höchste Wesen darstellt, der Herrscher über die Elemente und die Gottheit Krishna für die Menschen ist, dieser wehrhafte Gott, der den vergänglichen Körper der Menschen, in dem ihre unsterbliche Seele einen Lebensort gefunden hat, in einen Krieg anführt, um die Ungläubigen unter den Seelenträgern zu vernichten. Indem ich mich auf die Knie geworfen habe, um meinen Blick von der allumfassenden Gottheit wegzulenken, befinde ich mich auf der Lichtung, von der meine Kletterei in den Himmel begonnen hat. Langsam hebe ich meinen Kopf und sehe eine menschliche Gestalt vor mir, hinter dessen Antlitz man

weiterhin die vielschichtige Gottheit erkennt, sodass ich mich erneut verbeuge, um nicht von dieser Gestalt gestraft zu werden. „Stehe auf und erblicke mich von Angesicht zu Angesicht“, sagt die Gestalt mit einer Stimme, deren Festigkeit alle anderen vernommenen Stimmen meines Lebens übertrifft, „und sage mir, ob du als kriegsführender Mensch bereit bist, an meiner Seite in einen Krieg gegen die Ungläubigen zu ziehen, deren Vernichtung nicht nur für die Welt von Notwendigkeit ist, sondern für das Gesamtgefüge alles Seins.“ Ich schließe meine Augen und möchte wahrhaftig eine Entscheidung treffen, doch im gleichen Moment reißt erneut die Zeit an meinem Körper und bringt mich an einen anderen Ort, wobei ich jedoch von der Reise nichts mitbekomme, da ich mir weiterhin Gedanken darum mache, wie ich mich wohl entschieden hätte.

Erneut hat es mich in ein Gebirge verschlagen, doch dieses Mal an dessen Fuß und mit einer Landschaft in meinem Rücken, deren Lieblichkeit mit nichts vergleichbar scheint, was ich kenne. Die völlige Stille herrscht in diesem Teil der Welt

und ich frage mich, wie bei den vorherigen Stationen auch, welchen Sinn es hat, mich an diesem menschenverlassenen Punkt der Erde abzusetzen. Doch nachdem ich bei den letzten beiden Stationen jeweils spannende und einsichtige Augenblicke verlebt habe, bin ich frohen Mutes und setze mich auf einen Stein, der inmitten des Weges bergan so etwas wie ein Grenzstein anmutet, auf welchem sitzend man beide Gegenden im Auge zu behalten vermag. Wiederum kehrt eine völlige Ruhe in mein Wesen ein und ich genieße das Leben im Mikrokosmos um mich herum, als ich Schritte auf dem schottrigen Untergrund vernehme, die aus Richtung des Weges bergan kommen, jedoch noch weit hinter der nächsten Biegung sein müssen. Im baldigen Vernehmen, dass es nur ein Mensch sein kann, der diese Schritte verursacht, bleibe ich auf dem Stein sitzen und harre demjenigen, der aus der Unwirtlichkeit der Bergwelt in die Reichhaltigkeit der sanften Ebene zurückkehrt und als ich einen alten Mann in einem weitem Gewande erblicke, dessen weißer Bart eine hohe Würde ausstrahlt, erinnere ich mich an die im Vorhinein er-

eignete Geschichte unserer beiden Figuren, wobei der Gelehrte sich in die Berge zurückgezogen hat, um sich vor den feindlich gesinnten Massen der kriegerischen Zeiten zu entziehen, während es meine Aufgabe ist, diesen strategisch nicht unwichtigen Pass zu bewachen, um notfalls das Eindringen einer größeren Armee meinem Landesherren zu melden. Doch bisher habe ich in dieser Gegend kaum einen Menschen vorbeiziehen sehen, außer diesem Gelehrten, mit dem ich beinahe jeden siebten Tag austausche; während er von mir lebensnotwendige Dinge erhält, die er sich nur sehr schwerlich in den Bergen aneignen kann, habe ich das riesige Glück, von der absoluten Weisheit dieses Mannes, der sich selbst Laozi nennt und den ich vor einiger Zeit gebeten habe, seine Weisheiten zu Papier zu bringen, um sie der gesamten anderen Welt nicht vorzuenthalten, zu profitieren, denn diese Weisheiten und Ratschläge sind es, die unsere Zeit vergessen hat und sich daher entgegen jedem menschlichen Recht in blutigen Kriegen abschlachtet. Eben aus diesem Grund fußen die Lehrsätze dieses Meisters darauf, dass man im Zweifel einer

Tat lieber tatenlos bleiben soll, denn jede eigene Handlung birgt eine unmittelbare Gegenhandlung, denn alles in der Welt gleicht sich aus; das Böse und das Gute, das Glück und das Unglück, Frieden und Krieg, Tod und Leben, Armut und Reichtum. Was der eine besitzt, will der andere haben, denn naturgemäß muss er diesem entbehren, und daher kann es letzten Endes keine andere verständige Handlungsweise geben als das Nichtstun. Vermeide eine nötige Handlung und es soll dem Menschen gelingen, sich dem Unaussprechlichen zu nähern, denn das Dao ist es, was im Ursprung den Wandel der Zeit herausbildet, einer Zeit, die selbst dem Nichts unterliegt und zu diesem auch wieder zurückkehrt. Auf diesem Weg kann der Mensch folgen, doch sein irdisches Leben wird allein zu einer Annäherung gereichen, dennoch ist es stets von eminenter Wichtigkeit, sein Leben danach auszurichten, denn wo anders als beim allumfassenden Nichts kann die absolute Glückseligkeit herrschen? In dem gleichen Augenblick, als ich die Rollen aus der Hand des Meisters der Worte empfangen will, um sie der Welt außerhalb dieses Mik-

rokosmos zu bringen, entsteht ein großer Strudel der Zeit, der mich aufnimmt und meine zupackenden Finger ins Leere greifen lässt.

„Mein Name lautet Gilgamesch“, höre ich eine Stimme ganz in der Nähe an mein Ohr drängen, „und ich habe dich, unsterblicher Uta-napishti, aufgesucht, um die Lösung des Rätsels zu erfahren, wie ein göttlicher Mensch, wie ich, zum ewigen Leben gelangen kann.“ Als ich die Augen öffne, sehe ich, wie Gilgamesch seinen Fuß aus einem herangetriebenen Boot aufs Land dieser Insel setzt, auf der der angesprochene Uta-napishti eher ablehnend als freudestrahlend wartet.

„Ich kenne deinen Namen“, entgegnet der Herr der Insel“, und ich weiß auch, dass du der König von Uruk, der wichtigsten Stadt in der weiten Umgebung bist, doch sage mir zuerst, warum du dermaßen ausgezehrt vor mir erscheinst.“

„Auf der Suche nach Unsterblichkeit und dem Besiegen vieler gefährlicher Gegner sowie dem Tod meines besten und wahrhaft einzigen Freundes Enkidu, der zum Lehm der Erde geworden ist, war es mir

nicht vergönnt, ein angemessenes, königliches Leben zu führen“, entgegnet Gilgamesch und wagt einen Schritt auf den Unsterblichen zu.

„Eigentlich müsste ich dir jetzt sagen, dass du die Unsterblichkeit nicht verdient hast, denn eben jenes Ausgezehrtsein sollte die Erkenntnis deiner Reise sein, da nur in dem Erkennen, dass du als König nicht nur für die wenigen Gutgesitteten verantwortlich bist, sondern vor allem für all jene Menschen, die von dem Bodensatz deines Reichtums leben, der Verdienst der Unsterblichkeit liegt. Du als König solltest jede Entscheidung, die du Tag für Tag triffst, stets bedenken, die weitreichende Auswirkungen haben könnte, insbesondere für jene, die bereits mit einer kleinen Portion Brei und Kleie leben müssen, während sie über den Tag mit zerschlissenen Kleidern, die von einfachen Seilen gehalten werden, die Felder bestellen, von denen du und deine Mannen speisen. Wenn du von dieser Insel fortgehst, verstehe dich darauf, wie ein König zu handeln, denn allein dies ist es, das dir für alle Zeiten die Unsterblichkeit in den Geistern der Menschen sichern wird.“

„Gibt es denn neben der geistigen auch eine körperliche Unsterblichkeit?“, will Gilgamesch von Uta-napishti wissen und deutlich ist ihm seine Unsicherheit anzusehen, da er sich nun am Ziel seiner Reise wähnt.

„Ja, es gibt einen Weg zur Unsterblichkeit“, entgegnet Uta-napishti mit gespielter Freundlichkeit, „doch dafür musst du auf den Boden der unterirdischen Wasser tauchen, um dort eine dornige Pflanze zu pflücken, die dir deine Jugend wiedergeben wird. Doch sei gewarnt: Nicht alle Kräfte, die es in den verschiedenen Wirklichkeiten gibt, werden deine Unsterblichkeit begrüßen, und mitunter werden sie dir aufzeigen, dass es besser wäre, sie nicht anzustreben.“ Trotz dieser Warnung ist Gilgamesch bereits an einen großen Stein herangetreten, um den er ein starkes Seil knetet, das er an seinem Fuß, aber auch an meinem festbindet, ehe er den Stein auf seinen starken Armen zum Wasser trägt und mich zwingt, in seinem Schlepptau zu bleiben.

„Ich werde diese Pflanze auf dem Grund dieses Bodens finden, sie ihm entreißen

und nach meiner Rückkehr einem Greis von ihr zu essen geben, um ihre Wirkung gefahrlos zu erproben“, meint Gilgamesch, und mit dem Hineinwerfen des Steines ins wellenanbrandende Wasser zieht es ihn, aber auch mich in die Tiefe der unterirdischen Wasser hinab. Wir sinken immer tiefer, bis wir schlussendlich an den Grund gelangen, auf dem diese seltene Pflanze wächst; Gilgamesch nimmt einen Dolch aus seinem Gürtel und pflückt zunächst die rosenähnliche Dornblume, ehe er das um seinen Fuß gebundene Seil zerschneidet und schnellstmöglich nach oben treibt, während ich an dem Stein gefesselt bleibe und langsam spüre, wie mir die Luft aus den Lungen weicht, sodass mich eine leichte Panik erfüllt. Wild um mich tretend, hauche ich die letzten Reserven meiner verbrauchten Luft in großen Blasen aus und mit meinen letzten Sinneswahrnehmungen greife ich nach einer dieser Blumen auf dem Meeresgrund, stopfe sie in meinen Mund und mit den letzten Luftblasen weicht auch das Leben in mir, das mir auf dieser Reise niemals so wichtig war wie in diesem Moment.

Hustend und nach Luft schnappend wache ich aus meiner grenzwertigen Erfahrungsreise wieder auf und stelle zu meinem Erstaunen fest, dass ich mich in meinem eigenen Bett befinde und der Wecker auf dem Nachttisch mir anzeigt, dass ich mindestens eineinhalb Tage geschlafen haben muss, denn es ist später Nachmittag am übernächsten Tag nach meinem ereignisreichen Ausflug in die Stadt. Nur mit Mühe gelingt es mir aufzustehen, denn meine Muskeln haben sich derart ans Liegen gewöhnt, dass sie gegen jedwede Bewegung mit Schmerzen rebellieren, doch ich zwingen mich hinüber ins Badezimmer, wo ich zunächst die Toilette besuche, ehe ich in den Spiegel sehe und mich erschrecke, denn es ist keineswegs das Bild von mir, das ich erwartet habe, sondern zwar meines, jedoch ein jugendliches, jenes, das momentan meinen Klon zielt. „Ist dies die Realität und bin ich der Klon meines eigenen Ichs?“, frage ich mich und muss mich setzen, denn meine Kraft in den Beinen reicht für diesen Nackenschlag noch nicht aus. Erst nach und nach gelingt es mir, die Bruchstücke meiner Gedanken zusammenzufügen; ich gehe be-

dächtig und immer auf der Suche nach einem sicheren Halt zurück ins Bett, lege mich hin und warte auf eine entscheidende Veränderung, die mir helfen soll, Ordnung in das vollbrachte Chaos zu bringen. Doch diese kommt nicht, wie erwartet, aus mir selbst heraus, sondern in einer Form, wie ich sie niemals erwartet habe, denn eine gute Stunde später tritt meine ebenfalls um zwanzig Jahre verjüngte Frau herein, die sich überschwänglich freut, dass ich nach meinem langen Schlaf endlich erwacht bin. Ohne auf ihre Liebkosungen einzugehen, springe ich aus dem Bett und suche in meinem Arbeitstisch nach der Adresse und Telefonnummer, die mir mein Klon bei seinem ersten Besuch hinterlassen hat, doch die mit Schriften meiner literarischen Ideen übersäte Schublade birgt keinen Zettel mit seiner Hinterlassenschaft. Wie wild durchsuche ich den ganzen Arbeitsbereich und meine Frau hält einen Sicherheitsabstand zu mir, doch ich finde keine Notiz; was mir jedoch sogleich ins Auge fällt, sind die Veränderungen an meinem Arbeitsplatz, an dem vor meiner Reise mehrere Stapel mit beschriebenem Papier und Briefen gelegen

haben. Außerdem fehlt mein Drucker und zudem kann ich nirgendwo meinen Computer finden. „Wohin hast du meine Schreibutensilien geräumt?“, frage ich meine Frau erregt und merke, wie die gefühlte Distanz zwischen uns sich weiter vergrößert, „vor meinem Schlaf sah mein Arbeitstisch völlig anders aus.“

„Ich habe nichts angerührt“, schwört meine Frau, „außer, dass ich diesen einen Brief vom Verlag, den du soeben unter einen anderen Stapel Papier begraben hast, auf deinen Schreibtisch gelegt habe.“

„Welchen Brief meinst du?“, frage ich sie, und als sie mir den Stapel anzeigt, welchen sie meint, und ich den gesuchten Brief darunter entdecke, erschlägt es mich beinahe; ich sinke auf meinen Drehstuhl und blicke aus veränderten Augen in diesem Zimmer umher, das ich nicht als mein neues, sondern als mein altes erkenne. Es ist mein Schlafzimmer vor zwanzig Jahren, als meine Frau noch meine Freundin war und ich mir noch Geld mit Zellenspenden dazuverdiente. „Die Zeit muss sich um zwanzig Jahre zurückgedreht haben“, denke ich, „denn auch der Brief, den ich in den Hän-

den halte, ist jener Brief, in dem mir mein Verlag mitteilt, dass er bereit ist, meinen Erstling auf den Markt zu bringen.“ Langsam fahre ich mit meinem Blick über die Absenderadresse hinüber zum Poststempel, und mit dem Erkennen des darin abgedruckten Jahres ist auch für mich jetzt klar, dass dies eine frühere Realität ist als jene, die ich vor meiner Reise verlassen habe. Meine gesamte innere Gefühlswelt bricht in diesem Moment in sich zusammen und mir wird dermaßen schwindelig, dass ich zum Bett zurücktorkele und mich neben meine Freundin niederwerfe, die mir liebkosend, ohne ein Wort zu sagen, den Rücken streichelt, solange, bis es mir endgültig gelingt, meine wirren Gedanken zu sortieren, um zu einer abschließenden Entscheidung zu gelangen. Langsam drehe ich mich um, blicke in ihr erwartungsgespanntes Gesicht und beginne, ihr selbstsicher und entschieden meine Entscheidung bekannt zu geben: „Mit dem heutigen Tage enden meine literarischen Bemühungen, denn ich habe in der letzten Zeit und insbesondere in den letzten Tagen feststellen müssen, welchen Weg man einschlagen muss und welche Ge-

fahren dieser in sich birgt, sodass ich aus festen und freien Stücken mich zu diesem radikalen Schnitt entschieden habe! Vielmehr werde ich mich bereits morgen um ein anderes Studiengebiet, vorsorglich in einem naturwissenschaftlichen Bereich, kümmern, in dem ich einen engeren Rahmen für meine geistige Betätigung gesteckt bekomme. Die Humanbiologie interessiert mich außerordentlich, und vor allem interessiert mich darin die Möglichkeit, Menschen aus Zellen anderer Menschen zu reproduzieren, was vielleicht irgendwann einmal möglich sein wird. Doch jetzt und heute fühle ich mich einfach nur noch müde, und obwohl ich in der letzten Zeit viel geschlafen habe, werde ich diesen Schlaf noch benötigen, um mich von den sorgenden Qualen meines Geistes endgültig zu befreien.“ Empfindsam erhalte ich einen intensiven Kuss meiner Freundin, die mir zudem einen erholsamen Schlaf wünscht, um dann aus dem Schlafzimmer zu gehen und mich meiner Entscheidung und ihren geistigen Nachwehen zu überlassen. Ich schliesse die Augen und träume von all diesen Dingen erneut, doch dieses Mal als Wissen-

der und nicht mehr als Staunender, sodass ich mich besser kennenlerne, als es mir jemals in der wahren Realität hätte gelingen können.

Am nächsten Morgen erwache ich aus diesem erkenntnisreichen Schlaf, schäle mich tatendurstig aus dem Bett und fühle das erregte Aufwachen meines Körpers, verzichte auf ein Frühstück, sondern gehe direkt an meinen Arbeitsplatz, um die Fetzen dieses lebhaften Traums als letztendlichen Abschluss der schriftstellerischen Tätigkeit niederzuschreiben, da mir bewusst geworden ist, dass es kein Ende geben wird, wenn ich mit allem Schreiben sinnvoll und vollständig abschließe. Mühelos gelingt es mir, den Kontakt mit den Erinnerungen meiner Phantasie nicht abbrechen zu lassen, und ich erreiche es, diesen Text vollständig zusammenzutragen, ihn – und damit auch meine schriftstellerischen Bemühungen – zu beenden und ab diesem Zeitpunkt für immer zu schweigen.



TRANSZENDENZ

Erzählung

Felix Krause

Erster Teil

I

Neumond. Stockfinstere Nacht. Das einzige Licht in dieser gottverlassenen Gegend kam von einer riesigen asphaltierten Ebene, die von meterhohem Stacheldraht eingezäunt war. Riesige Stadionscheinwerfer beleuchteten das Innere der gigantischen Fläche, auf der ein ebenso gigantisch wirkendes Gebäude aus Wellblech und Beton stand. Eine gespenstische Ruhe ging von dem Gebäude aus. Es war eine alte Tierfabrik, die offiziell schon vor Jahren stillgelegt

wurde. Lotta und Paul liefen geduckt durch die Maisfelder, die die Fabrik in alle Richtungen kilometerweit umgaben. Bis auf eine kleine Zufahrtsstrasse war sie komplett von der Aussenwelt abgeschnitten. Alle fünf Minuten blieben die beiden stehen, um sich mit dem altmodischen Kompass zu orientieren. Sie hatten ihre technischen Geräte abgegeben, sie durften auf dieser Mission nicht entdeckt werden.

Lottas Telefon baumelte gerade um den Hals des Hundes ihrer besten Freundin, um unauffällige Bewegungsmuster zu generieren. Paul, der seine Nächte öfter zu Hause verbrachte als seine Begleiterin hatte es hingegen einfach neben seinem Bett liegen lassen. Wieder mussten die beiden endlose Reihen Futtermais durchbrechen, um ihren Kurs zu korrigieren. Es schien fast, als wäre der Mais so angebaut, dass man sich darin verlaufen musste. Aber damit hatten sie gerechnet, das hatte ihre Recherche schon befürchten lassen. Nach fast einer Stunde in den Maisfeldern sahen sie den Lichtkegel, der die Fabrik in der sonst stockfinsternen Nacht verriet. Sie zogen sich ihre Sturmhauben tiefer ins Gesicht und schlichen auf

das gigantische Gebäude zu. Jetzt durften sie keine Geräusche mehr machen, jeder raschelnde Halm konnte das Ende bedeuten. Als sie an den Rand des letzten Feldes kamen, dass sie auf ihren Weg durchkreuzen mussten, hielten sie erneut inne und legten sich flach auf den Boden. Lange beobachteten sie die Tierfabrik. Kein Laut kam aus dem hell erleuchteten Gebäudekomplex. Auch sonst war kein Laut in dieser gottverlassenen Gegend zu hören. Keine Grille zirpte, keine Maus piepte, kein Vogel, der in der Ferne rief. Nur die gespenstische Stille, die sie einvernahm. Vor Lotta und Paul befanden sich circa 40 Meter braches Land, dann kam der Zaun, dann 20 Meter über den Asphalt, und dort befand sich die Tür in das Innere der Fabrik. Wenn sie die Architektur des Gebäudes richtig gedeutet hatten, würden sie direkt an der Schlachtbank landen.

Und von dort nach rechts würden sie die Stallungen finden, in denen die armen Tiere ihr jämmerliches Dasein fristeten und auf den Tod warteten. Sie wollten die Tiere aus ihrer Gefangenschaft befreien, sie vor den Tod bewahren und damit ein Zeichen set-

zen. Die Zeiten des Massentierhaltung und der Tierfabriken waren endgültig vorüber. Lotta und Paul wussten, dass sie mit ihrer Aktion die Mehrheit der Bevölkerung hinter sich hatten. Aber leider gab es immer noch ein paar Irre, die sich standhaft weigerten, die alten Zeiten zu verabschieden. Und die Politik nahm immer noch Rücksicht auf sie. Das konnten die Aktivisten nicht hinnehmen. Der Plan war einfach. Paul trug einen Seitenschneider bei sich, um durch den Zaun zu gelangen. Einmal drinnen, konnten sie mit dem Magnetinverter den Lotta im Rucksack hatte die Türschlösser und alle Verriegelungen der Stallungen öffnen. Und dann würden sie den Tieren den Weg aus der Fabrik anführen.

2

Lotta und Paul hockten immer noch im Feld und beobachteten die Tierfabrik. Sie hatten alle Zeit der Welt und durften sich nicht dazu verlocken lassen, sich selbst in Stress zu versetzen. Und so blieben sie in der Deckung, ruhten sich abwechselnd aus und warteten darauf, dass etwas passierte. Doch nichts geschah. Kein Wachdienst ging

im Gelände auf und ab. Keine Kamera schwenkte hin oder her. Keine Türe öffnete sich, kein Geräusch drang aus dem Gebäude, kein Licht schien auch nur zu flackern. Je länger sie das Gebäude betrachteten, desto surrealer wirkte es. Nach knapp 2 Stunden auf Beobachtungsposten entschlossen sich die beiden Aktivisten genug zu gesehen zu haben. Wie verabredet schalteten sie ihre Helmkameras ein, um die Aktion aufzuzeichnen, und machten sich bereit. Es war nun Zeit zum Handeln! Mit dem Seitenschneider und dem Magnetinverter in der Hand liefen sie auf den Zaun zu. Einige gekonnte Kniffe, und ein paar Minuten später klaffte ein drei Meter breites und zwei Meter hohes Loch im Zaun. Gross genug für die gefangenen Tiere. Und noch immer kein Anzeichen von Gegenwehr. Schnell liefen sie zur Türe, drückten die Klinke. Wie erwartet war sie geschlossen. Lotta legte den Inverter an, und mit einem Knall sprang der Bolzen der Türe zurück. Die Türe war offen. Schnell drängten sich die Aktivisten hindurch und suchten in der Halle Deckung. Dies war der gefährlichste Augenblick, es ließ sich nicht vermeiden, dass das Öffnen

der Türe unbemerkt blieb. Noch ehe der Sicherheitsdienst kam, mussten sie in die Stallungen rennen, die Tiere befreien und mit ihnen aus dem Gebäude laufen. Wenn der Alarm dann anging, würde das Schlachtvieh panisch werden und wegrennen.

Durch das Loch im Zaun. Lotta und Paul kauerten in ihren Verstecken. Doch wieder geschah nichts. Immer noch war aus der geisterhaften Fabrik kein Laut zu vernehmen. Auf ein Zeichen Pauls schlichen die beiden in die Richtung, in der sie die Stallungen vermuteten. In der Mitte des Raumes stand wie erwartet das Bolzenschussgerät, mit dem die Tiere getötet wurden. Es sah unbenutzt aus, die beiden hatten sich mehr Blut daran vorgestellt. Und es gab keine Anzeichen einer weiteren Verarbeitungsstrasse. Stattdessen fanden sie am anderen Ende der Halle ein anderes Gerät, das, bis auf die Dimensionen, so gar nicht in diese Fabrik passen wollte. Es war kein Zweifel daran, dass ein junges Kalb ohne Probleme Platz in der Maschine fand, aber die Spulen und Transistoren, die Dioden besetzten Lederriemen schienen wie aus einer

anderen Welt. Was war das? Lotta gab Paul durch einen Blick zu verstehen, dass sie näher dorthin musste. Wieso stand hier eine Höllenmaschine aus einem schlechten Frankenstein Film? Was geschah hier, wie quälten diese entsetzlichen Menschen die Tiere hier? Lotta zog die kleine Kamera, die sie für den Fall eingepackt hatten, dass die Helmkameras versagten, aus dem Rucksack hervor und begann zu fotografieren. Paul hielt ihr so lange den Rücken frei und beobachtete alle Türen. Angespannt wartete er auf eine Bewegung, bald würden sie entdeckt werden.

Doch wieder geschah nichts. Sie konnten ihren Plan fortsetzen. Die Stallungen waren voller Tiere. Rinder, Schweine, Schafen, Hühner – Es waren viel mehr als die Aktivisten erwartet hatten. Und sie waren viel ruhiger. Schnell machten sie sich daran die Tore zu öffnen. Mit jedem lauten Knall erwarteten sie, dass die Sicherheitsleute auftauchten. Oder zumindest, dass irgendetwas geschah. Aber es blieb ruhig. Absolut ruhig. Unheimlich ruhig. Irgendein Geräusch mussten die Tiere doch machen! „Was ist mit diesen Tieren los?“ platzte es

schließlich aus Lotta heraus, als sie den letzten Stall mit lautem Knall öffnete und nichts passierte. Paul starrte sie entsetzt an. Sie hätte nicht reden sollen. Panisch hielt er sich den Finger vor dem Mund, um ihr zu deuten, ruhig zu sein. „Jetzt komm mir nicht so! Du merkst doch auch, dass hier etwas nicht stimmt! Was sollen wir tun? Die bewegen sich kein Stück, und starren nur apathisch gerade aus!“ Tausend Gedanken rasten durch Pauls Kopf. Was tun? Was jetzt? Da erblickte er einen Alarmknopf am auswärtigen Tor der Halle. Er zeigte darauf, Lotta nickte. Er lief hin, schlug die Scheibe ein und drückte. Plötzlich zerrissen ohrenbetäubende Sirenen die Stille der Nacht. Rot blitzten die Alarmlichter durch den Gebäudekomplex, Sprenganlagen überfluteten die grauen Gänge und Fabrikhallen. Die leblosen Tiere bewegten sich trotzdem kein Stück. „Lauf!“ schrie Paul seiner Kollegin zu. Sie mussten das Vieh zurücklassen. So schnell sie ihre Füße tragen konnten, liefen sie aus der Halle, schlüpfen durch das Loch im Zaun und verschwanden im Mais. Sie hörten erst

nach einer Stunde auf, durch die Felder zu laufen.

3

3a

Ohne Komplikationen kamen die beiden Aktivisten in ihre Wohnungen zurück. Sie hatten ein Auto auf einem nahe gelegenen Autobahnrastplatz geparkt, den sie nach weiteren zwei Stunden Fussmarsch erreichten. Von dort fuhren sie nochmals so lange bis sie zurück in ihrer Stadt waren. Paul setzte Lotta zuhause ab, und fuhr weiter. Er war aufgedreht, aber das war normal nach einer solchen Aktion. Doch die apathischen Tiere und die seltsamen Geräte gaben dem Gefühl etwas Fremdes, etwas Bedrohliches. Er wollte sich unbedingt die Fotos der Maschine, die Lotta geschossen hatte, anschauen. Aber damit musste er bis morgen warten. Sie würden sich ohnehin bald wieder sehen. Paul parkte seinen Wagen in einer kleinen Seitenstrasse in der Nähe seines Wohnblocks und ging die letzten Meter zu Fuß. Der Morgen dämmerte schon, und die ersten Nachbarn machten sich auf den Weg

zur Arbeit. Er grüßte ein paar bekannte Gesichter, schloss die Türe zu seiner Wohnung auf, legte seinen Rucksack in die Ecke und schmiss sich selbst ins Bett. Er schlief sofort ein. Lotta quälte etwa zur selben Zeit ein ähnlich fremdes, bedrohliches Gefühl. Sie schälte sich aus ihren Kleidern und sprang unter die Dusche. Als sie 20 Minuten später aus dem Fenster blickte und der Morgen dämmerte, fühlte sie sich hingegen zu wach, um zu schlafen. Sie holte ihre Kamera hervor, schaltete den PC ein und betrachtete dort die Videonahmen und Bilder. Die apathischen Tiere, die nicht beim Lärm der Alarmsirene aufschauten, gruselten sie immer noch. Sie betrachtete die Bilder der seltsamen Maschine. Es gab keine Aufschrift, keinen Markennamen. Es musste sein, dass die Betreiber der Tierfabrik selbst entwickelten. Aber sie konnte sich nichts darunter ausmalen. Sie saß noch eine Weile vor den Bildern, bis sie sich entschloss ein paar Videos am PC zu streamen als die Müdigkeit sie überkam. Kurze Zeit später schlief sie vorm PC ein.

3b

Lotta träumte, sie wäre in einer engen, dunklen Röhre gefangen. Sie konnte keine Wände sehen, doch sie spürte, dass sie sich nicht bewegen konnte. Sie lag auf dem Bauch, und der Untergrund gab fließend nach. Ihr Kopf versank im weichen Boden, sie konnte nicht mehr atmen. Sie versuchte sich zu drehen, doch sie konnte sich nicht bewegen. Sie versuchte ihr Hände zu benutzen, doch sie waren wie gelähmt. Lotta wurde panisch. Augen auf, sagte sie sie sich immer wieder. Augen auf! Lotta kannte diese Art von Träumen. Ihre Lider waren schwer, so schwer. Immer wieder zwang sie sich die Augen zu öffnen, gegen das panische Gefühl des Erstickens anzukommen, den Bann zu lösen, sich zu drehen. Und schließlich gelang es ihr, die Lider ein kleines Stück zu öffnen. Mit einem Ruck warf sie sich auf den Rücken, und zwang sich zu atmen, doch es wollte ihr nicht gelingen.

Der Schmerz in ihrem Rücken sagte ihr, dass sie wieder wach war. Sie versuchte ihr Arme zu bewegen, doch sie waren immer noch wie gelähmt. „Sie an, wer da wieder aufwacht“, hörte sie da eine Stimme.

Träumte sie immer noch? Sie drehte ihren Kopf zur Seite und panisch sah sie aus den Augenwinkeln zwei Männer in schwarzen Anzügen. Aufwachen! Doch ihre Arme waren immer noch taub. Sie blickte hinab, und erst da merkte sie, dass sie gefesselt war. Dass sie ihre Arme nicht bewegen konnte, dass ihre Beine ihr nicht gehorchten, lag daran, dass sie mit Panzertape umwickelt waren. Sie einen Knebel über dem Mund der ihr das Atmen so schwer machte. Panik kam in ihr auf. Richtige Panik. Das durfte nicht passieren. „Entschuldige die Umstände, aber wir dachten es wäre besser, dich langsam auf deine neue Situation vorzubereiten“, grinste der Kleinere der Unbekannten sie an. Lotta versuchte weg zu kriechen. Beide Männer trugen schwarze Hosen, schwarze Sakkos und ein weißes Hemd. Sie trugen freundlich aussehende, schwarz-rot gestreifte Krawatten, und dicke Gürtel um ihre Hüften, die mit unerkennbaren Utensilien vollgestopft waren. Der Kleinere der beiden trug rote Haare und einen ebenso roten Vollbart, während der größere glattrasiert war, Typ Business Mensch. „Bitte schrei nicht, wenn wir gleich deine Fesseln

losen. Das ist wirklich normal nicht unser Stil, aber wir mussten auf Nummer Sicher gehen, okay?“ fügte der Kleinere hinzu. Lottas Augen blitzten in Panik und Unverständnis. „Okay?“ wiederholte nun auch der Schwarzhaarige. Als Lotta langsam nickte, setzten die beiden Männer sie auf und nahmen ihr die Fesseln ab. Lotta blieb wie erstarrt sitzen. Nicht im Traum hätte sie es gewagt zu schreiben. Als die beiden Männer anfangen mit ihr zu reden, nickte sie nur wie in Trance, stimmte allem zu und ließ es über sich ergehen.

4

4a

Die Männer erklärten ihr, dass sie wegen des Einbruchs in der Fabrik hier waren. Und sie verlangten von Lotta, dass sie zusammen ihren Partner abholen sollten, um mit ihm dann zu ihrem Auftraggeber aufzubrechen. Lotta hatte keine Einwände, zu tief saß der Schock. Als ihre zierliche Gestalt umringt von den beiden einschüchternden Männern, die keinen Hehl daraus machten, sie in ihrer Gewalt zu haben, vor Pauls Türe

stand, war auch er eingeschüchtert. Kurz überlegte er wie seine Chancen standen einfach wegzurennen, aber es war unverantwortlich. Keine Ahnung, was die beiden dann mit Lotta anstellten. Stillschweigend schloss er sich an und stieg freiwillig in ein grosses, schwarzes Auto, mit dem sie aus der Stadt fuhren. Die beiden Aktivisten sprachen kein Wort. Sie fuhren und fuhren, die Autobahn entlang, auf der sie in der Nacht noch flüchteten. Sie fuhren also zurück in die Tierfabrik. Die beiden Männer scherzten und lachten, und versuchten Lotta und Paul in Gespräche zu verwickeln, aber denen war nicht nach Gerede zu Mute. In der Fabrik angekommen, stiegen sie aus dem Auto, und folgten den beiden Männern auf ein Zeichen in die Fabrik. Vorbei an dem apathischen Schlachtvieh, in den grossen Raum den sie vor ein paar Stunden als erstes betreten hatten.

„Ihr wartet hier!“ rief einer der Männer, und sie liessen die beiden allein. Lotta suchte Pauls Blick. „Ent- Ent...“ fing sie an zu Stottern. Paul machte eine beruhigende Geste. „Du kannst nicht dafür,“ erwiderte Paul, während sein Blick suchend durch die

Halle glitt. Er zögerte. „... naja, zumindest sind die beiden keine Polizei!“, versuchte er zu scherzen. Lotta blickte ihn mit leeren Augen an. „Ja...“ meinte sie traurig. „Hör mal, was auch immer passiert, sie werden uns schon nicht umbringen! Es ist wirklich gut, dass keine Polizei hier ist“, flößte er Lotta ein, während er ihr in die Augen blickte und fügte flüsternd hinzu: „Solange die nicht hier sind, können wir beide uns überall rausreden.“ Er lächelte sie an. „Okay?“ „Okay!“ antwortete Lotta.

4b

Lotta und Paul wurden nicht lange allein gelassen. Es dauerte keine fünf Minuten, bis die beiden schwarz gekleideten Männer wiederkamen. Als sie durch die Türe traten, führten sie einen alten, kleinen Mann in ihrer Mitte. Das musste dieser Auftraggeber sein, schoss es Lotta durch den Kopf. Paul drehte sich nervös um. Die anderen Türen waren verschlossen. Der Alte lächelte freundlich. Er war langsam. Selbst gestützt durch die beiden Männer, brauchte er unverhältnismäßig lange, die Halle zu durchqueren. Vielleicht lag es auch an Pauls Ner-

vosität. Paul ergriff die Initiative, er ging auf die Männer zu. Der Rotbärtige Mann streckte sofort die Hand. „Stopp!“ schallte es durch die Halle. Lotta hatte sich nicht bewegt. Paul blieb stehen. Auch der Alte hob seine Hand. Er legte sie auf den Arm des Anzugträgers, worauf diese sank.

Mit klarer Stimme meinte der Auftraggeber: „Lass ihn doch. So ein zuvorkommender junger Mann. Ich bin froh, wenn ich nicht diesen ganzen Weg gehen muss. Kommt näher!“ und mit Blick auf Lotta wiederholte er seine Aufforderung, „Kommt näher!“ Die Situation hatte wieder dieses Surreale, das sie schon letzte Nacht bemerkten. Tatsächlich kam es Paul so absonderlich vor, dass er augenblicklich jede Angst verlor. „Soll ich ihnen einen Stuhl bringen?“ fragte er den alten Mann. Die Worte kamen aus seinem Mund, bevor er darüber nachgedacht hatte. „Jetzt seht euch mal diesen jungen Herren an,“ sagte der Alte zu seinen beiden Begleitern, „Jetzt wisst ihr hoffentlich, warum ich genau sie wollte!“ An Paul gerichtet fügte er an: „Nein, nein, das machen Rainer und Stefan hier.“ Er blickte den größeren seiner Gehilfen an

und bat: „Komm, Rainer, hol uns doch 3 Stühle. Stefan hilft dir.“

4c

Hätte sich Paul gedacht, die Situation könnte unmöglich surrealer wirken, hätte er sich damit geirrt. Mit einer großmütigen Geste lud der Alte die beiden Aktivisten ein, Platz zu nehmen, nachdem die Stühle in der Halle aufgestellt waren. „Ihr fragt euch sicher, warum ihr hier seid,“ begann der Mann zu erzählen, „Nun, ich will es euch erklären. Mein Name ist Dr. Appenhauser, und ich bin der Besitzer dieser kleinen Farm hier. Und ihr beide, ihr seid gestern hier eingebrochen, und wolltet die Tiere befreien, die sich hier befinden. Nun, ich muss euch erklären, die Tiere hier in der Fabrik sind bereits befreit. Sie sind freier, als sie es durch euch je hätten werden können, sie sind freier, als jeder Mensch es je sein wird. Auch ich bin Tierschützer, müsst ihr wissen! Auch ich habe mein ganzes Leben lang dafür gekämpft, das Leiden dieser armen Geschöpfe zu verhindern, und was ihr hier in dieser Fabrik seht, ist mein Lebenswerk! Die Maschine, die ihr gestern Nacht, ja, ich

habe das Videomaterial gesehen, so ausgiebig beobachtet habt, sie ist mein Lebenswerk. Mein Transfertilisierer. Und ich habe euch eingeladen, um euch zu erklären, wie so er die größte Erfindung ist, die die Menschheit je gesehen hat.“

5

Lotta und Paul hörten aufmerksam zu, während der Doktor sprach. „Mein Transfertilisierer also...“, redete er weiter, und man merkte wie er die Rede genoss, denn in seinen Augen glänzte tiefste Überzeugung für die Sache, „Also, wo soll ich anfangen. Trans, das heisst ja darüber hinaus, über etwas hinweg gehen zu können, man könnte sagen, ins Jenseits zu blicken, nicht wahr? Und Fertilisierung, nun ja, entschuldigt den Ausdruck, es steht für die Befruchtung! Und zusammen ergibt das? Die Jenseits-Befruchtung, die Möglichkeit, in ein anderes Leben zu gehen. Ich mache die Tiere fertil für den Übergang! Also nicht ich, sondern die Maschine. Versteht ihr?“

Als die beiden Aktivisten nichts sagten, ergriff er weiter das Wort. „Ich muss weiter ausholen. Ich habe euch gesagt, ich bin

auch Tierrechtsaktivist, und das bin ich. Ich habe Physik und Tiermedizin studiert, weil ich Tiere liebe, doch am Ende fand ich eine Anstellung im Schlachtbetrieb. Und Optimist der ich war, dachte ich mir, ich könnte von Innen heraus den Tieren so gut wie möglich helfen, und blieb dabei. Oh, ihr glaubt nicht, wieviel Leid ich gesehen habe, aber auch wieviel Leid ich verhindern konnte! Doch alles war nur ein Tropfen auf den heißen Stein. Ich war vor 15 Jahren mit dafür verantwortlich, dass Tierfabriken diffamiert wurden! Ich habe dafür gekämpft, sie hier im Land zu verbieten! Doch auch das half nichts, jetzt kommen die armen Tiere aus Fabriken in Afrika, wo sie nur noch mehr leiden. Also habe ich lange überlegt, was ich machen konnte. Und habe schließlich meine Maschine gebaut! Ihr habt die Tiere drüben in der Halle gesehen? Sie wurden transfertilisiert. Wenn die Menschen Fleisch wollen, sollen sie ihr Fleisch bekommen, habe ich mir gedacht!“ Dr. Appenhausers Stimme zitterte vor Aufregung, so mitgerissen war er von seiner eigenen Erzählung.

„Doch ihre Seele bekommt ihr nicht!“ fügte er nach einer dramatischen Pause an. „Die Tiere dort drüben, man könnte sagen, sie sind entseelte Fleischstücke!“ erklärte er in die entstandene Stille hinein. „Aber das ist ja grässlich,“ entfuhr es Lotta. Paul biss sich vor Schreck auf die Zunge, als er ihre Worte hörte. Doch Dr. Appenhauser blieb ruhig. „Keineswegs, keineswegs!“ fuhr er fort. „Das ist gerade das Schöne an meiner Erfindung. Die Entseelung dürft ihr euch nicht wie einen apathischen Drogenrausch vorstellen, die Tiere sind keine Zombies. Sie sind, sozusagen... im Himmel! Und nur ihr Fleisch ist auf der Erde zurückgeblieben, und wächst noch weiter. Um ihnen ein Leben in Leiden zu ersparen, habe ich die Tiere in jungen Jahren transfertilisiert, bevor sie jemals einen Stall gesehen hatten. Ich habe sie persönlich grossgezogen. Sie hatten ein schönes Leben, offenes Weideland, frisches Gras, genügend Auslauf... und dann ging ihre Seele an einen anderen Ort und ihr Fleisch wuchs weiter, um irgendwann gegessen zu werden. Versteht ihr es jetzt?“ Appenhauser ging noch tiefer ins Detail. Paul war von Anfang an klar, dass er

einfach zu allem Ja und Amen sagen musste, zu gefährlich war die Situation, aber Lotta wollte diskutieren. Obwohl Paul bei allen Fragen sofort nickte – Am Ende war sie es, die von Appenhauser tatsächlich überzeugt wurde.

6

Appenhauser redet noch eine Weile weiter. Es war ihm wichtig, dass die beiden ihn verstanden. Schließlich entschuldigte er sich für die etwas rabiate Einladung, und bestand darauf, dass sie Freunde blieben. Er lud die beiden fürs nächste Wochenende in seine private Wohnung ein. Lotta und Paul ließen sich nicht anmerken, dass sie gar keine Wahl hatten, als zuzustimmen. Und nachdem sie versprochen hatten ihn in 5 Tagen zu besuchen, wurden sie entlassen. Der kleinere der beiden Bewacher fuhr sie nach Hause, während der andere sich um den Doktor kümmerte. „Ich steig auch hier aus,“ entschied Lotta, als sie vor Pauls Türe hielten. Der Bodyguard, oder was auch immer er war, blickte in den Rückspiegel „Wirklich? Aber es bereitet mir keine Umstände...“ – „Wirklich,“ lächelte Lotta in

den Spiegel, „Wir haben viel zu bereden!“
Das zumindest war wahr.

7

„Würdest du es also wirklich machen wollen?“ platzte es aus Paul heraus, als sie kurze Zeit später am Küchentisch saßen und sich berieten. „Wieso nicht? Wir haben nichts zu verlieren, verdienen etwas Geld und, Paul, auch wenn du noch nicht davon überzeugt bist, es ist wirklich für eine gute Sache!“ Und die Sache war folgende: Appenhauser brauchte ein Gesicht für seine Erfindung, meinte er, um sie vermarkten zu können. Und ein alter Mann aus der Fleischindustrie sei nicht das Bild, dass er mit der Transfertilisierung vermitteln wollte. Aber zwei junge Umweltaktivisten, die zusammen mit ihm die Forschung und Vermarktung betreiben, das würde den Markt richtig einstimmen. Und er offerierte grosszügig, er versprach Geld, viel Geld, Firmenanteile, und nach seinem Tod konnten sie das Geschäft übernehmen. Sie durften mitentscheiden, wer die Geräte einsetzte und zu welchem Zweck. Er hatte nur einen Wunsch: Dr. Appenhauser wollte selbst

transfertilisiert werden. Er erzählte Lotta und Paul von seinem Leben, seinen Lieben, die kinderlos geblieben waren. Er erzählte das er immer selbst entscheiden wollte, wann er starb. Und dass er nie an das himmlische Paradies, aber immer an die Unsterblichkeit der Seele geglaubt hatte. Wenn man sie richtig präparierte. Appenhauser wollte der erste Mensch in seinem selbst erschaffenen Paradies sein. Und die beiden Aktivisten, sollten sicherstellen, dass nichts seinen Plänen in die Quere kam. Sie redeten noch lange. Schließlich einigten sie sich. Sie stimmten zu.

Zweiter Teil

8

„Papi, Papi, warum isst Mami keine Tiere? Ist die grün?“ „Sowas sagt man doch nicht! Als sie jung war, gab es einfach die Transfertilisation noch nicht!“ (Werbespot, Firma Gutshof-Gutwurst)

„No heifer whines in the silent night. No soul left behind big brown eyes. Flesh on four legs must be transed! Oh, flesh on four legs must be transed! It's a death without

feelings and death without feelings ain't murder! All the meat that you fancifully fry, so succulent, tasty and kind. Its flesh without feelings and eating flesh without feelings ain't murder!" (Britischer Pop-Schlager)

[...] gewöhnten sich die Menschen anfangs nur allmählich daran, ist nun [...] der Siegeszug des transfertilisierten Fleisches, im Volksmund auch „Soulless-Fleisch“ genannt, kaum mehr aufzuhalten. Nach Amerika und China hat nun auch die Bundesregierung [...] beschlossen, eine Transfertilisationspflicht für importiertes Fleisch einzuführen. Damit könnte die Anzahl der [...] entseelten Tiere [...] in Schlachtungen erstmals über 80 Milliarden gehen, und damit [...] einen Anteil von über 50% des jährlich getöteten Schlachtviehs [...] ausmachen. [...] Aus dem deutschen Aktienindex ist die Firma Appenhauser kaum mehr wegzudenken. [...] Maschinen werden nur in Deutschland produziert, dadurch [...] enormer Rückhalt in der Bevölkerung. (dpa)

„Soulless food is the new soul food! The world loves it!“ (Rosa A. Donalds, New York Times)

Wir verurteilen die Transfertilisation aufs Kritischste, und sprechen uns hiermit deutlich gegen die Behandlung aus. Ferner verbieten wir, Begriffe wie Paradies oder Himmel im Zusammenhang mit der Transfertilisation zu verwenden. Die Erlösung und die damit verbundene Himmelfahrt, kann, wie uns das Evangelium nach Markus mitteilt, nur durch ein Leben voll harter Arbeit und der damit geleisteten Abbitte für die Erbsünde, nicht jedoch auf mechanischem Wege erreicht werden. Jesus ist nicht dafür gestorben! (Pressemitteilung des Katholisch-Bischöflichem Kardinalsbüro, Vatikan)

Wir alle beten in Stille für den Mann, der soviele Seelen gerettet hat. Er ruhe in Frieden. (Aus dem Nachruf für Dr. Appenhausser)

9

Die Trauerfeier sollte in der alten Fabrik stattfinden. Paul wischte sich die Tränen aus dem Gesicht. Der alte Mann hatte den Schalter selbst umlegen wollen, und das war gut so. Weder er noch sonst irgendjemand der Anwesenden hätte es über das

Herz gebracht. Als die Maschine blitzte und blinkte und Funken über den Körper des Doktors sprühten, brach Lotta heulend zusammen. Appenhauser war in den letzten fünf Jahren ein guter Freund geworden, und mehr als das. Er war in vielerlei Hinsicht wie ein Vater für die beiden Ex-Aktivisten. Sie hatten so viel erlebt, so viele gute Zeiten. Und es hatte keinen Grund für Appenhauser gegeben, sein Leben zu beenden. „Es war meine Bedingung, dass ihr keine Fragen stellt,“ hatte er mahnend erklärt. Natürlich wussten das die beiden. Aber sie wollten ihn trotzdem die Sache ausreden. Nicht jetzt schon. Alles, nur nicht jetzt schon, hatten sie ihn gebeten. Aber alles Reden nützte nichts. Dr. Appenhauser hatte seine Entscheidung getroffen. Langsam wurden die grünen Funken, die den Körper des alten Mannes durchfuhren, weniger. Der charakteristische Heulton des Transfertilisierer flachte langsam wieder ab, und bald herrschte andächtige Stille. Die Prozedur hatte keine zwei Sekunden gedauert. Lotta blickte auf, sie hielt ihren Sohn fest in ihren Armen, ihr Mann legte liebevoll seine Hand auf ihre Schulter. Paul

wischte sich die Tränen aus dem Gesicht. Langsam schritt er auf Appenhauser zu. „Herr Doktor?“ Er blickte den entseelten Körper an. Der alte Mann reagierte nicht. Also hatte die Prozedur funktioniert. Der erste Test am Menschen, Appenhausers einziger Wunsch, er war erfüllt. Paul ergriff die Hand des alten Mannes. „Komm Lotta, wir machen es wie wir es besprochen haben.“ Die ehemalige Aktivistin und jetzige Managerin eines Weltkonzern kniete immer noch mit Tränen in den Augen am Boden der Fabrikhalle. Langsam blickte sie auf. Sie sah in die Gesichter der Anwesenden, sie suchte ihren Sohn, sie blickte in die Augen ihres Mannes, und betrachtete die Angestellten, die sich heute eingefunden hatten, um dem Firmenchef die Leute Ehre zu erweisen. Alle waren sie ihre Freunde. Langsam stand sie auf. Sie nickte Paul zu. Sie ergriff die andere Hand des alten Mannes. Sie wollten es gemeinsam tun. Fast feierlich schritten die beiden mit dem seelenlosen Körper des Doktors durch die versammelte Trauergemeinschaft. Alle wussten was noch zu machen war. Keiner beneidete die beiden Chefs. Sie schritten durch die Halle, hin

zum Aufzug. Sie stiegen in den Aufzug, die Türen schlossen sich. Sie waren allein, als der Aufzug auf das Dach der Firma fuhr, wo sie so viele Male zusammen zu Mittag gegrillt hatten. Sie waren allein, als sich die Türen öffneten, und allein auf der schlichten Terrasse. „Den Ausblick hat er immer so geliebt,“ schluchzte Lotta mit Tränen in den Augen. „Es ist richtig so,“ erwiderte Paul schlicht. Gemeinsam führten sie den alten Mann zum Rand des Daches. Dort angekommen blickten sie noch einmal über die weite Landschaft. „Es wird nie wieder dasselbe sein,“ meinte Lotta traurig. „Das ist es nie,“ erwiderte Paul. Sie ließen die Hände ihres Freundes los, und schritten zurück, während dieser am Abgrund stehen blieb. „Geh!“, riefen sie gemeinsam, „Geh! Bitte geh!“ Doch der seelenlose Körper blickt nur starr zurück. „Gemeinsam?“, frage Paul, doch Lotta schüttelte nur den Kopf. So ging Paul an den Rand der Fabrik und er legte die Hand auf die Brust des alten Mannes und stieß den Körper seines Freundes über die Kante des Daches. Und ohne einen Laut von sich zu geben, fiel der entseelte Leib in den Abgrund, wo er zerbarst.

10

10a

Freilich hatte Appenhauser davon nichts mehr mitbekommen. In dem Moment, in dem er den Schalter umlegte, und er die grünen Blitze über seinen Körper zischen sah, öffnete sich ihm eine neue Welt, und die alte, die verschwand. Gerade spürte er noch den Widerstand des Schalters in seinem Finger, sein hartes Plastik an der Kuppe. Er spürte die Kälte des Geländers, an dem er sich festhielt, in seine Handflächen fließen. Er spürte den festen Boden, auf dem er stand durch die Sohlen seiner Turnschuhe. Er spürte, und er sah, er sah die Fliesen, auf denen er stand, er blickte auf und sah seine Mitarbeiter, er sah seine Freunde, er sah seine Liebsten. Er spürte die Wärme, die von ihren Herzen ausging. Und dann, dann war da nichts mehr. Dann war da die Unendlichkeit des Universums, und er, als kleines Teilchen, das gerade noch in einen unendlich kleinen Körper eingesperrt, irgendwo, in einem unendlich entfernten Fleck, eingesperrt war. Ein kleines Teilchen in der Unendlichkeit des Uni-

versums, das gerade noch eine Fabrikhalle erblickt hatte, und nun endlich alles sehen konnte. Er musste sich erst daran gewöhnen, er fühlte sich wie ein Blinder, der plötzlich sehen konnte. Eine Seele, befreit von den Grenzen, die der Körper ihr aufzwang, ein neugeborener Geist, der zum ersten Mal frei war. Ein Sandkorn, das zu Licht geworden war. Und langsam fing er an zu leuchten. Am Anfang fühle er sich kalt und grau, verloren. Dann verstand er die Unendlichkeit des Universums. Und dann merkte er erst, dass er war. Dass er immer noch ist. Und für immer sein wird. Dass er existierte, das er zum ersten Mal wirklich existierte, und tun und lassen konnte, was er wollte. Er packte die Unendlichkeit, setzte sich kurz darauf, erfüllte sie mit seinem Strahlen, sah sich um und suchte nach dem, was danach kommen würde. Und je weiter er suchte, desto mehr erfüllte ihn sein inneres Licht, desto mehr erstrahlte er. Sein Strahlen erfüllte ihn mit absoluter Zufriedenheit und mit tiefstem innerem Glück. Und als er merkte, dass er tatsächlich den Himmel gefunden hatte, das Paradies, die totale Freiheit und das absolute

Glück, dann erkannte er sie, die anderen. Hunderte, Tausende, vielleicht noch mehr, die waren wie er, mit denen er das Paradies teilen konnte. Er hatte seinen Körper, die Welt und die Leere des Weltraums hinter sich gelassen, um hierher zu kommen, alles Nichtigkeiten im Vergleich zu der Perfektion dieses Daseins. Er hatte es geschafft.

10b

„Willkommen im Himmel,“ hörte er da eine Stimme. Und bevor er sich wundern konnte, woher, und wer, diese Stimme war, wusste er es schon, und er war glücklich, denn sie konnte friedlicher und freundlicher kaum sein, sie war von absolutem Glück erfüllt, so wie er es auch war. Er war im Paradies, zu dem er den Zugang gefunden hatte, er sprach mit der Seele eines Wesens, das vor der Transfertilisation ein Huhn gewesen war. „Bist du glücklich?“ fragte er. „Ja,“ antwortete die andere Seele, „Absolut.“ Und Appenhauser spürte zu dem Glück, das ihn erfüllte, Stolz. Stolz auf sein Lebenswerk.

10c

„Komm mit,“ sprach das Wesen. „Wohin?“ fragte die Seele des alten Mannes. „Überallhin,“ antwortete es. Und Appenhauser wusste, wohin, und er wusste, warum. Also kam er mit, zu allen Seelen, die bereits im Paradies waren, und er spürte jedes einzelne, und jedes einzelne war von absolutem Glück erfüllt. Es waren nicht hunderte, es waren nicht abertausende, es waren mehr als hundert Milliarden Seelen, die er spürte. Doch keine Menschenseele war im Paradies, ausser der seinen. Alle waren sie Seelen von transfertilisierten Schlachtvieh. Und alle waren absolut glücklich. Er spürte all die Tiere, die in den letzten fünf Jahren dank seiner Erfindung gerettet wurde. Und er sendete ihnen Wärme. Das war es, das er zu tun hatte. Es war sein Einweihungsritual, der Moment der Aufnahme, das Ziel seiner Reise. Und während er seine Strahlen an das Paradies sandte, sandten die Bewohner etwas zurück. Er sah und erkannte jedes einzelne Leben. Der alte Eber, der erst kurz vor seinem Tod transfertilisiert wurde. Er lebte ein jämmerliches Leben, aber er war glücklich im Paradies, er

lebte sein Leben gerade neu. Das junge Küken, das nie leben konnte, weil es nach der Geburt geschreddert wurde, es war glücklich und hatte im Paradies ein normales Hühnerleben geführt. Und so viele mehr.

Wie ein Wirbel stürzten die Erfahrungen all der Wesen auf ihn ein. Und als er mit allen Freundschaften geschlossen hatte, jede Seele kannte und alle liebte, sprach er: „Wisst ihr, wer ich bin? Ich bin derjenige, der euch hierhergeführt hat.“ – „Du bist ein Mensch,“ kam es da zurück. „Ich bin derjenige, der euch von eurem Leid und einem Leben in Gefangenschaft bewahrt hat, und euch das absolute Glück schenkte,“ antwortete Appenhauser. „Du bist ein Mensch,“ antwortet die Menge.

Appenhauser war verwirrt. „Was soll das heißen? Nur ein Mensch? Ohne mich wärt ihr doch gar nicht hier! Wollt ihr mir etwa sagen, dass ich hier nicht erwünscht bin?“ sandte er an die Wesen, und die Menge fragte: „Willst du mit uns bleiben?“ – „Was ist denn das für eine Frage! Ich habe das hier aufgebaut! Natürlich bleibe ich hier!“ – Es war Trotz in Appenhausers Worten, als er telepathisch mit der Menge

kommunizierte: „Ich habe euch das Paradies geschenkt, die ewige Freiheit!“

„Du hast uns den Weg in die ewige Freiheit gewiesen, dafür sind wir dir für immer dankbar. Hier sind wir alle befreit von allen körperlichen Schranken, unendliche Wesen von unendlicher Weisheit. Wir können es nicht zulassen, dass du hier verweilst. In diesem Paradies ist kein Platz für die Menschheit. Du bist ein Wesen von unendlich Macht und Weisheit. Blicke in dich, in deiner Allwissenheit, und verstehe!“. Und Appenhauser blickte in sich, und er wusste, dass sie Recht hatten. Er spürte in seinen grenzenlosen Körper, er spürte seine Menschlichkeit. Und da merkte, wie er sich langsam veränderte, wie er den Halt zu dieser neuen Welt verlor, dem von ihm geschaffenen Paradies. „Was macht ihr mit mir?“ rief Appenhauser wütend in die Menge, „Ich bin doch euer Erlöser! Zeigt mal ein bisschen Respekt! Den werde ich euch schon noch beibr...“

10d

Da wurde es plötzlich schwarz und kalt um die Seele des alten Mannes. Und sein

Licht, das gerade noch heller gestrahlt hatte als das Universum, hörte auf zu leuchten. Um ihn herum wurde es dunkler und dunkler, und dunkler und dunkler... bis er nur noch ein kleiner Punkt in der kalten, leeren Unendlichkeit war...



Isaac Newton (1643–1727)

DIE LEISE STIMME

Einstein 139

Artikel

Gerd Maximovič

Verwendete Literatur:

– Newton, Isaac: Mathematische Grundlagen der Naturphilosophie. Felix Meiner Verlag, Hamburg 1988.

– Schelling, Friedrich Wilhelm Joseph: System der Weltalter. Vittorio Klostermann, Frankfurt am Main 1998. Zitiert als „Weltalter“.

– Schelling, Friedrich Wilhelm Joseph: Philosophische Untersuchungen über das Wesen der Freiheit und die damit zusammenhängenden Gegenstände. Felix Meiner, Hamburg 1997. Zitiert als „Freiheit“.

– Yukteswar, Swami Sri: Die Heilige Wissenschaft. Self-Realization Fellowship, USA, 2011.

Wir sind, was den Gesamtzusammenhang betrifft, eigentlich bei der vordergründig-wissenschaftlichen Betrachtungsweise des Lichtes, der Raumkrümmung, der Zeit sowie anderer, von Einstein aufgeworfener oder gestreifter Fragen stehen geblieben.

Indes aber, man sieht ein, daß man mit diesem Katalog „hoch“ greift, es ist also unvermeidlich, daß wir demnach, über die vordergründige Wissenschaft hinaus, höher zielen müssen. Denn wenn man schon hintergründig denkt, so wird man die höchste Instanz, Gott, demnach nicht außer Acht lassen dürfen.

Also, Gott gibt es. Fassen wir die Auffassungen hinsichtlich Gottes, insbesondere auch auf Erfahrungsmaterial gestützt, hier noch einmal kurz zusammen.

1. Gott = „er“, männlich betrachtet, das kann nicht sein, da ja das Leben von der Frau kommt. Gott als weiblich zu betrachten, wäre aber ebenso falsch, weil ja auch der Mann zum Leben beiträgt. Gott säch-

lich, als „es“ zu betrachten, wäre also am ehesten korrekt. Wenn wir bei der männlichen Form bleiben, so hat das schlichtweg sprachliche Gründe der Vereinfachung.

2. Was ist Gott? Man könnte „ihn“ als eine Art überall wirkender, alles durchdringender Strahlung betrachten. Indes, Gott insofern physikalisch sowie körperlich aufzufassen, wäre falsch. Das Licht beispielsweise – bei aller Schnelligkeit – weist Laufzeiten auf, Gott nicht. Gott könnte somit eher als eine Art alles prägendes Hintergrund-Muster betrachtet werden.

3. Gott ist zeitlos. Zeit bezieht sich auf die innere oder äußere Bewegung. Zeitlos heißt demnach, er ist zwangsläufig unabhängig von aller Bewegung (unter anderem, weil er ja immer schon „da ist“). Die Zeitlosigkeit Gottes erhellt auch aus der Tatsache, daß er (in uns) zukünftige Katastrophen (wie etwa Schiffsuntergänge) voraussehen kann. So daß wir unterbewußt gewarnt werden können (siehe das berühmte Beispiel der TITANIC, insbesondere bezüglich Überlebender, welche das Schiff kurzfristig gar nicht mehr erst bestiegen).

4. Gott ist raumlos. Raumlos bedeutet, er ist überall gleichzeitig (so ist er beispielsweise nicht an die Lichtgeschwindigkeit gebunden).

5. Wo ist Gott? Gott ist immer und überall. Also ist er auch in uns.

6. Wie erscheint Gott in uns? In jeder und in jedem erscheint Gott auf die subjektiv passende Weise. Also in jeder und jedem anders. Indes, man beachte, das „Pochen“ (Gottes), siehe gleich nachfolgend, selbiges haben schon mehrere „vernommen“.

Oder gehen wir noch einen Schritt weiter. Denn wenn wir oben sagten, daß wir über Laute und Schwingungen möglicherweise eine Verbindung zu Gott aufbauen können, wäre es dann denkbar, daß Gott (der ja das „Wort“ vertritt) sich – umgekehrt – mittels Laut, Ton, Schwingung – in uns meldet?

Schauen wir zu diesem ganz wesentlichen Zweck hinein in das Buch:

„Die Heilige Wissenschaft‘ von Swami Sri Yukteswar, Self-Realization Fellowship, USA, 2011.“

Darin lesen wir folgendes bemerkenswertes Zitat:

„Pranava Sabda, das Wort Gottes. Und wenn er all seine Sinnesorgane auf deren gemeinsames Zentrum, das Sensorium oder Sushumnadwara (das Tor zur inneren Welt) richtet, gewahrt er seinen gottgesandten Lichtkörper Radha (Johannes den Täufer) und vernimmt den eigentümlich ‚pochenden Laut‘ (Pranava Sabda), das Wort Gottes.“ (Yuktaswar, S. 107)

Also, damit wir uns richtig verstehen: Gott (der stets das „letzte Wort“ hat) „pocht“ in uns, wenn wir uns wirklich auf das Zentrum (auf unseren inneren Mittelpunkt) ausrichten. Mit der Folge:

„Aufgrund dieser Wahrnehmung glaubt der Mensch ganz von selbst an die Existenz des wahren geistigen Lichtes und zieht deshalb sein Selbst von der äußeren Welt zurück... Dieser Eintritt in die innere Welt ist die zweite Geburt des Menschen. In diesem Zustand wird er

zum Devata oder göttlichen Wesen.“
(Yukteswar, S. 108)

Dann, allerspätstens also, weiß man, daß es Gott gibt. Pocht „er“ doch unverkennbar in uns drinnen.

7. Gott (in uns) hört auf uns, er ist neutral, er erfüllt mithin unsere Wünsche, die guten wie die bösen, also auch unser negativ ausgerichtetes Denken. Dies entspricht unserer Freiheit, indem wir uns auch krank reden oder denken können. Indes, kosmische Entwicklung ist nur über diese Art von Freiheit möglich (mithin unvermeidlich negative Aspekte einschließend; man ist gesamtgesellschaftlich ja auch am „Probieren“).

Man bedenke: Gott gehorcht uns. Das ist unvorstellbar, aber wahr. Man betrachte nur die Gesundheit und unsere Gesundheitssprüche, welche sich mindestens bis zu 70 % – mit Gottes (unterbewußter) Hilfe in uns – erfüllen. Man bedenke aber dergleichen, „er“ (es) läßt sich immer seine Zeit mit der Erfüllung unserer Wünsche. Dies muß man stets in Rechnung stellen.

8. Die „leise Stimme“ Gottes in uns. Man bitte ihn gesundheitshalber, und man wird seine Stimme irgendwann hören. Er spricht leise, wie alles Überlegene sich äußerst zurückhält, so daß man es kaum vernehme. Man spitze die Ohren und lausche, sofern inmitten des uns umbrandenden Brüllens möglich.

9. Nochmals: Gott ist neutral. Dies ist erforderlich, damit wir (die Menschheit) uns mit der Natur entwickeln können. Die Neutralität Gottes ist die Garantie unserer (notwendigen) Freiheit.

10. Gott ist gut. Nun sehen wir aber, Gott ist stets hilfreich und gut. Was im gleichbedeutenden Wort zum Ausdruck kommt und anzeigt, wie unsere fernen Vorfahren dies bereits erkannten und richtig darüber dachten. Nämlich: Gott = gut, das ist ein einziges Wort. Im Englischen wird es noch eine Spur deutlicher: God = good. Das ist nur ein Wort! Gott erfüllt also alle unsere Wünsche (sofern den Umständen nach möglich). Zugunsten unserer Gesundheit, wenn wir positiv denken. Doch auch wenn wir negativ denken (wir reden etwa unüberlegt ständig von unserer möglichen

Krankheit, werden sich unsere entsprechenden Krankheits-Wünsche irgendwann erfüllen. Und wir werden unwissentlich, indes selbstverschuldet krank sein. Mit der lässigen Bemerkung: „Ich habe es ja gleich gewußt!“ Sollte man da nicht positiv denken, um dann sinnvollerweise abzuschließen: „Ich habe ja gleich gewußt, daß ich die allermeisten Krankheiten vermeide!“

Also, Gott ist neutral. Gut aber ist er, wenn wir positiv denken!

11. Wenn Gott denn doch gut ist (bei positivem Denken), wie erklärt sich dann das viele Übel und Böse in der Welt? Es erklärt sich, mit Schelling, dialektisch, also aus oder in der widersprüchlichen Entwicklung, zugleich aber auch aus dem angestammten Blickwinkel.

„Wäre im Körper nicht eine Wurzel der Kälte, so könnte die Wärme nicht fühlbar sein. Eine attrahierende [anziehende] und eine repellierende [abstoßende] Kraft für sich zu denken, ist unmöglich, denn worauf soll das Repellierende Wirken, wenn ihm nicht das Attrahierende einen Gegenstand macht, oder

worauf das Anziehende, wenn es nicht in sich selbst zugleich ein Zurückstoßendes hat? Daher dialektisch ganz richtig gesagt wird: Gut und Böses sei'n dasselbe, nur von verschiedenen Seiten geseh'n, oder, das Böse sei an sich, d. h. in der Wurzel seiner Identität betrachtet, das Gute, wie das Gute dagegen, in seiner Entzweiung oder Nicht-Identität betrachtet, das Böse.“ (Schelling: Freiheit, S. 72)

Das heißt also, Gutes oder Böses „an sich“ gibt es nicht, sondern es gibt nur den je einzelnen Standpunkt – und die erforderliche Entwicklung. Was aber Gott und die Frage nach dem Guten betrifft, so muß man dies in der Entwicklung sehen. Gott ist also neutral (gut und böse), weil nur so die erforderliche Entfaltung stattfinden kann. Persönlich bedeutet dies indes, Gott ist gut, wie jede und jeder weiß und erkennen kann, sofern man sich insofern an sein persönliches Unterbewußtsein wendet (welches alle Wünsche erfüllt, sofern den Umständen nach möglich).

12. Wozu die ganze Entwicklung in einem gigantischen Universum, wovon wir allerdings ein Teil sind? Gott, die Grundlage und der Zusammenhalt von allem, ist einfach, unentwickelt. Über die Entfaltung des Kosmos und die Entwicklung der Menschheit (wie aller Wesen, Aliens eingeschlossen) sieht Gott, was er ist oder was aus ihm werden könnte. Kosmos und Mensch können also auch als Selbstversuch oder Selbsterprobung Gottes betrachtet werden.

Wohin verläuft besagte Entwicklung, das ist also zugleich auch unsere Entwicklung? Zu Gott hin nämlich und natürlich. Werden wir auf Augenhöhe mit Gott gelangen? Er ist ja schon in unserer Brust, gottselig. Alles ist möglich. Wird unser Streben je enden? Es endet nur, wenn wir unser Ziel erreicht haben werden. Werden wir Gott also je erreichen können?

Wir sollten ihn übrigens, nebenbei bemerkt, nicht enttäuschen. Erhalt und Selbsterhalt schwebt uns zunächst als unser Ziel vor Augen. Im großen Maßstab heißt das, das Universum für unsere Zwecke zu erhalten.

13. Gott gibt es. Ohne Gott könnten wir nicht einmal denken (Schelling). Er ist unterbewußt in uns drinnen und liefert uns ständig Worte und Erinnerungen, nach welchen wir, sprechend, suchen. Dabei ist „er“ („es“) unser bester Freund, Helfer und Begleiter. Er greift, unterbewußt spähend, weit über uns hinaus und warnt uns etwa vor drohender Gefahr. Einen besseren Freund hat es nie gegeben. Wir sollten besser auf ihn hören.

14. Wir wissen, alle großen Dinge sind einfach. Je größer eine Sache ist, umso einfacher (und verständlicher) ist sie. Gott ist das größte Denkbare, also ist er am einfachsten. Stellt sich hier übermütig die Frage, wer oder was Gott denn nun ist, wo er doch so einfach ist? Kann man diese Frage nach Gottes Einfachheit und Schlichtheit denn nicht jetzt schon ohne weiteres beantworten? Auf einzelne Aspekte gibt es gewiß eine Antwort, andere hingegen lassen sich schwer bestimmen, sie unterliegen der Entwicklung.

15. Immerhin, in obigen Punkten sind einige Hinweise auf Gottes zwingend notwendige Rolle und Seinsweise angegeben.

Von der Vorstellung, daß die Welt nicht von Nichts, sondern zwangsläufig von Gott herkommt, einmal ganz abgesehen. Man bedenke schlicht und einfach: jede und jeder weiß, daß nichts von Nichts kommt. Die Welt oder das Sein aber gibt es. Selbiges Seiendes muß immer sein und gewesen sein, und es wird immer sein (denn auch niemand und nichts wird es je wegnehmen oder entfernen können).

In dieser Vorstellung ist auch eine unser normales Denkvermögen übersteigende Zeitlosigkeit enthalten. Denn wenn es stets ein Sein gibt, dann gibt es keinen Anfang und kein Ende. Und wir gelangen damit genau zu dem Punkt, von welchem wir unseren Ausgang genommen haben, zu Gott nämlich, der unzweifelhaft nicht nur vorhanden sein muß, sondern der tatsächlich auch wirklich vorhanden ist. Und sei es, daß wir dies auch nur gesundheitshalber (in uns selber) nachprüfen würden.

16. Ja, Gott ist unendlich großzügig, er arbeitet selbst mit denjenigen, welche dies bezweifeln. Das ist wie mit den inneren Organen. Leber, Milz, Nieren und so weiter: jemand zweifle an denselben? Kein Prob-

lem, trotz des Zweifels arbeiten sie unverdrossen weiter. Indes aber, gerade beim Zweifler werden sie sich irgendwann noch am ehesten „melden“ (und dann wird es unangenehm, sie zur Kenntnis nehmen zu müssen).

Wohlgemerkt, er (Gott) erfüllt alle Wünsche, falls den Umständen nach möglich, selbst die negativen. Weil Gott neutral ist. Vor negativen (und falschen) Vorstellungen sollten wir uns – schon im eigenen, persönlichen Interesse – aber unbedingt alle hüten.

17. Kein Anfang und kein Ende. Wenn man einen „Anfang“ denkt, dann denkt man, daß etwas Seiendes (erstmal) geschaffen wurde. Woraus aber stammt es, wenn es vorher nicht war? Aus dem Nichts, müßte man folgern. Das aber ist Unsinn, da bekanntlich nichts von Nichts kommt. Von Gott aber kommt alles. Also gab es keinen Anfang, denn (außerhalb aller äußerlichen Zeitvorstellung) gab und gibt es Gott immer. Und zwar in den unterschiedlichsten Formen, in welchen „er“ sich äußert. Und ebensowenig gibt es ein „Ende“. Denn Ende würde ja bedeuten, daß man oder jemand

oder etwas alles hinwegnimmt. Das Sein aber ist. Wie oder wohin soll es verschwinden? Soll es sich selber auflösen? Etwa in Strahlung? Selbst wenn das so wäre (das materielle Sein würde zu Strahlung), dann wäre das Sein ja in dieser oder in irgend einer Form ja nach wie vor vorhanden. Das Sein (egal, in welcher Form) ist, also ist es immer. So wie Gott ist, er ist, also ist er immer.

Ob Gott sich selbst hinwegnehmen wollte oder sollte oder könnte? Warum sollte er sich auflösen, vernichten? Das Sein ist doch großartig gegeben; demgegenüber steht das leere Nichts und die Vernichtung. Das Sein ist großartig (bei allen mit ihm verbundenen Schwierigkeiten). Gott ist grundlegend darin. Ob Kleingeister ihn wohl wegnehmen könnten oder ob sie ihm empfehlen könnten, sich selbst hinwegzunehmen? Wie aber machte man das, das Sein, das ist, um sein Selbstverschwinden zu bitten? Dies wäre ein in jeder Hinsicht unmöglicher Vorschlag, weil ja das Sein ist, und niemand es hinwegnimmt. Auch Gott, den Ratschlag der Kleingeister hörend, entfernt

sich nicht selber. Gott ist, das wäre dies ein Widerspruch in sich selber.

18. „heilig“ = ganz, im Englischen: „whole“ = ganz. Also, Gott (der Gute) ist ganz. Ihm fehlt nichts. Er ist vollständig (integer). Er ist aber neugierig auf die durch ihn angestoßene (universelle) Entwicklung, in welcher wir (die Menschheit) ein wesentlicher Teil sind (und uns bemühen sollten, dies zu bleiben).

19. Es gibt Gott, demnach gibt es auch eine jenseitige Welt, welche sich unabdingbar mit der diesseitigen verbindet. Denn Gott ist uns ja näher, als wir dachten. Indes, wie ist diese jenseitige Welt einzuschätzen? Nehmen wir hierzu Hegel, der einleuchtend feststellt: Im Himmel geht es nicht wie zu Hause zu. Ergänzend könnte man auch feststellen: in unserem Inneren geht es auch, aber nicht nur wie in der nüchternen Außenwelt zu.

20. Wie, nochmals, ist Gott beschaffen? Es wäre zu eng, ihn physikalisch zu betrachten. Etwa als Licht, welches trotz seiner enormen Geschwindigkeit gleichwohl begrenzt ist. Hingegen von Gott sagt man zurecht, er ist überall und immer (Newton).

Kann man Gott demnach als wollende Energiekraft betrachten, wie etwa C. G. Jung es versuchte? Demnach kann man sagen, alles ist psychisch. Auch die Energie ist psychisch. Folglich ist Gott die größte wollende psychische Energie.

Selbst wenn das nicht die einzige Erklärung Gottes sein sollte, so ist doch etwas dran. Denn wir selbst vermögen Gott über unsere Psyche (Wünsche, Gebete, Sprüche) gesundheitshalber anzurufen, und er antwortet gesundheitshalber, indem er zu Gunsten unserer Gesundheit positiv reagiert. Die Psyche ist also unsere Brücke zu Gott, sie verbindet uns mit ihm. Also muß die Psyche auch in oder bei ihm sein, weil er uns sonst ja nicht verstünde.

21. Der Gott des guten Rates. Man denkt nach, und unmerklich wird Vernünftiges eingeflößt (als ob ein guter Freund in uns wirken würde).

22. Isaac Newton und auch Origines und viele andere mehr sagen, Gott ist immer und überall.

„... Allgegenwart Gottes. Daß die Existenz des höchsten Gottes eine unaus-

weichliche Tatsache ist, ist allgemein anerkannt, und mit der gleichen Unausweichlichkeit ist er immer und überall.“ (Newton, S. 228)

23. Friedrich Wilhelm Joseph Schelling vertritt die Auffassung, Gott ist überall und in allem, Gott ist uns demnach näher, als wir denken, Gott ist auch in uns (Schelling über die Beziehung Lehrer-Schüler):

„Ich weihe mich meinem Berufe für Sie zu leben und zu arbeiten, so lange noch ein Hauch in mir ist und so lange es Gott gefällt, ohne deßen Willen kein Haar vom Haupte fällt, geschweige denn ein Gedanke in der Vernunft aufsteigt.“ (Schelling: Weltalter, S. 6)

24. Wiederum Schelling: das Universum stürzte ins Nichts ohne Gott.

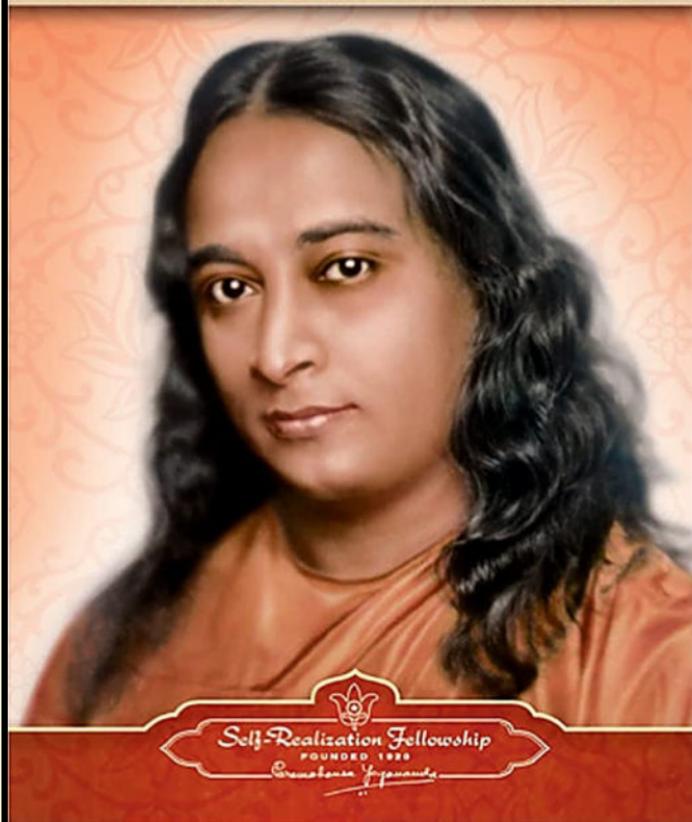
„Alle Creatur ist nur durch Theilnahme an ihrem Schöpfer, was in ihr ist, ist nur Gott – abkehrte sich Gott nur einen Augenblick, so stürzte das gesamte Universum in das Nichts zurück.“ (Schelling: Weltalter, S. 23, Fußnote)

Ohne Gott kann ich nicht denken. Mehr noch, von „oben“ oder von dort fließen die Gedanken in mich ein. Entsprechend Schelling gegen Descartes, der bekanntlich sagte: 'Ich denke, also bin ich':

„Das Denken ist nicht mein Denken, das Sein ist nicht mein Sein, sondern alles ist Gottes.“ (Schelling: Weltalter, S. 23)

Autobiography of a Yogi

PARAMAHANSA YOGANANDA



Self-Realization Fellowship

FOUNDED 1926

Paramahansa Yogananda

INDISCHE WISSENSCHAFT

Artikel

Gerd Maximovič

Folgende Zitate aus:

„Paramahansa Yogananda: Autobiographie eines Yogi. Self-Realization Fellowship Publishers, Nachdruck 2005.“

Die Erstveröffentlichung dieses Buches erfolgte 1946. Der Autor wurde geboren am 5. Januar 1893 in Gorakhpur, Indien. Gestorben ist er am 7. März 1952 in Los Angeles.

Der Text bezieht sich wesentlich auf Jagadish Chandra Bose, „bedeutender indischer Physiker und Botaniker, Erfinder des Crescographen“ (S. 96).

In Wikipedia (deutsch bzw. englisch) lesen wir darüber hinaus über Jagadish Chandra Bose: geboren 1858 in Bengalen (Bangladesch), gestorben 1937. Indischer Naturwissenschaftler.

„Er beschäftigte sich mit Physik und Botanik und war einer der Pioniere des Radio. Neben der Schallübertragung interessierte er sich für die Auswirkungen elektromagnetischer Wellen auf Lebewesen, insbesondere auf Pflanzen, und führte hierzu eine Vielzahl von Experimenten durch.“

„Er demonstrierte die Fernwirkung der elektromagnetischen Wellen 1894, indem er eine Glocke aus der Ferne läuten ließ und ferngesteuert eine Sprengladung zündete.“

Was die Wellenerforschung und den Wellendetektor betrifft, so gilt:

„J.C. Bose war seiner Zeit 60 Jahre voraus.“

„Er veröffentlichte Publikationen über die Einwirkung der elektromagnetsi-

chen Strahlen auf Pflanzen und deren Wachstum. Er entwickelte Instrumente, um den Einfluß der Strahlen auf die Pflanzen zu messen, insbesondere einen Apparat, den er 'Crescograph' nannte...“

„Bose wurde für seine Arbeiten mehrfach von der britischen Regierung ausgezeichnet“, 1917 zum Ritter geschlagen und erhielt den Titel „Sir“. „1920 wurde Bose zudem als Mitglied in die Royal Society gewählt.“

Nicht zu vergessen, Boses Tätigkeit – ausgerechnet, möchte man meinen! aber das ist ja eigentlich nur „zünftig“ – auf dem Gebiet der Science Fiction. Der englischen Wikipedia entnehmen wir, daß Bose 1896 eine Kurzgeschichte mit dem Titel „Nirudsherkahim“ (The Story of the Missing One, zu Deutsch: „Die Erzählung des Vermißten“) schrieb. Diese Story wurde später erweitert und 1921 unter dem neuen Titel „Palatak Tuphan“ (Runaway Cyclone, zu deutsch: „Der entfesselte Wirbelsturm“) der Sammlung „Abyakta“ beigefügt. Dies war eine der ersten bengalischen SF-Arbeiten.

Sie wurde ins Englische übertragen. Bose wird als der Vater der bengalischen SF betrachtet.

In folgendem Textausausschnitt lobt der Autor die indische Wissenschaft in höchsten Zügen. Dabei tauchen interessante Fragen auf. Wir sehen, Pflanzen reagieren auf Berührung; man kann Pflanzen chloroformieren; ein chloroformierter Baum, wird dargetan, stirbt nicht. Saft in Bäumen, erfahren wir, verhält sich wie Blut in Tieren; selbst eine Art Herz könnte man insofern in den Bäumen vermuten. Endlich wird Metall chloroformiert, und wir erfahren, daß Metall, sofern unter Ätzmittel gesetzt, stirbt. Und: Mensch und Tier sind der Pflanze ähnlich, was im Forschungs- und Gesundheitsprozeß erhebliche menschliche und tierische Opfer verhindert.

„Obgleich die Wissenschaft weder dem Morgen- noch dem Abendland gehört, sondern in ihrer Universalität als international gelten muß, ist Indien besonders dafür geeignet, große Beiträge zu leisten. Die glühende indische Einbildungskraft, die aus einer Anzahl sich

scheinbar widersprechender Tatsachen eine neue Ordnung herzustellen vermag, wird durch systematische Konzentrationsübungen im Zaum gehalten, und diese innere Disziplin ermöglicht es dem Geist, mit unendlicher Geduld nach der Wahrheit zu forschen.'

Tränen traten in meine Augen, als der Wissenschaftler diese Schlußworte sprach. Ist ‚Geduld‘ nicht wahrhaftig ein Synonym für Indien und beschämt sowohl die Zeit als auch die Historiker?

Kurz nach der Eröffnung besuchte ich das Forschungsinstitut wieder, und getreu seinem Versprechen führte mich der große Botaniker in sein ruhiges Laboratorium.

‚Ich will jetzt den Crescographen an diesem Farn befestigen. Die Vergrößerung ist ungeheuer. Könnte man das Kriechen einer Schnecke im gleichen Maße beschleunigen, so würde sich das Tier mit der Geschwindigkeit eines Eilzuges vorwärtsbewegen.‘

Ich richtete den Blick gespannt auf die Leinwand, die das vergrößerte schattenhafte Bild des Farns wiedergab. Die

winzigsten Lebensvorgänge wurden nun deutlich sichtbar – und die Pflanze begann äußerst langsam vor meinen erstaunten Augen zu wachsen. Da berührte der Wissenschaftler die Spitze des Farns mit einem kleinen Metallstab, und die sich vor meinen Augen entfaltende Pantomime kam zu einem plötzlichen Stillstand, nahm ihren beredten Rhythmus aber sogleich wieder auf, als der Stab entfernt wurde.

„Du siehst, wie der geringste äußere Eingriff sich nachteilig auf die empfindsamen Gewebe auswirkt“, bemerkte Bose. „Paß auf! Ich werde die Pflanze jetzt chloroformieren und ihr dann ein Gegenmittel geben.“

Die Wirkung des Chloroforms brachte jedes Wachstum zum Stillstand, während das Gegenmittel wiederbelebend wirkte. Diese Entwicklungsvorgänge auf der Leinwand fesselten mich mehr als der spannendste Film. Mein Gefährte (der hier die Rolle des Böswichts spielte) durchstach den Farn mit einem spitzen Instrument; sogleich drückte sich durch krampfartiges Flattern eine Schmerz-

empfindung aus. Als er daraufhin mit einer Rasierklinge einen Teil des Stengels durchschnitt, bewegte sich der Schatten heftig, um dann beim endgültigen Eintritt des Todes stillzustehen.

‚Ich habe einen Baum erfolgreich umpflanzen können, indem ich ihn zuvor chloroformierte. Gewöhnlich sterben diese Könige des Waldes bald nach ihrer Umpflanzung ab.‘ Ein glückliches Lächeln huschte über Boses Gesicht, als er mir von diesem Lebensrettungsmanöver berichtete. ‚Durch die mit meinen empfindlichen Apparaten erzielten graphischen Darstellungen ist bewiesen worden, daß die Bäume ein Kreislaufsystem haben, die Bewegung ihres Saftes entspricht dem Blutdruck in den Tierkörpern. Das Aufsteigen des Saftes läßt sich nämlich nicht durch eine der üblichen mechanischen Ursachen wie etwa Kapillarität erklären. Mit Hilfe des Crescographen ist nun bewiesen worden, daß es sich bei dieser Erscheinung um die Tätigkeit lebender röhrenförmiger Zellen handelt, die den Baum in Längsrichtung durchziehen und die Funktion

eines Herzens ausüben, indem sie peristaltische Wellen aussenden. Je schärfer unser Wahrnehmungsvermögen wird, um so deutlicher erkennen wir, daß es nur einen universellen Plan gibt, der allen Lebensformen zugrunde liegt.'

Dann wies der große Wissenschaftler auf ein anderes Bose-Instrument.

‚Ich will jetzt verschiedene Versuche mit einem verzinnnten Eisenblech ausführen. Die Lebenskraft in den Metallen reagiert auf schädliche Reizmittel ganz anders als auf heilsame, was durch entsprechende Tintenmarkierungen aufgezeichnet wird.‘

Gespannt verfolgte ich die graphischen Darstellungen, die in charakteristischen Wellenlinien den inneren Bau der Atome wiedergaben. Als der Professor Chloroform auf das Eisenblech tat, hörten die vibrierenden Aufzeichnungen auf; doch als das Metall allmählich seinen Normalzustand wiedererlangte, setzten sie erneut ein. Dann wandte der Professor ein Ätzmittel an. Während das Leben in dem Blech zitternd verlöschte,

schrieb die Nadel dramatisch das Todeszeichen in der Kurve.

„Mit Hilfe der Bose-Instrumente“, fuhr der Wissenschaftler fort, „ist bewiesen worden, daß Metalle, wie z. B. der Stahl, den man zur Herstellung von Scheren und Maschinen verwendet, nach langer Beanspruchung Ermüdungserscheinungen zeigen, jedoch nach einer gewissen Ruhepause wieder leistungsfähig sind. Auch elektrischer Strom oder hoher Druck kann die Lebensschwingungen in den Metallen ernstlich gefährden oder sogar vernichten.“

Ich schaute nur die zahlreichen im Raum stehenden Erfindungen an – bedröhten Zeugen eines unermüdlichen Forschergeistes.

„Sir, es ist schade, daß Eure wunderbaren Erfindungen nicht vermehrt in der Landwirtschaft ausgewertet werden. Könnte man nicht mit einigen Apparaten Laborversuche machen, um festzustellen, was für eine Wirkung die verschiedenen Düngemittel auf das Wachstum der Pflanzen haben?“

‚Du hast ganz recht. Künftige Generationen werden größeren Nutzen aus den Bose-Instrumenten ziehen. Der Wissenschaftler selbst erntet nur selten Lob für seine Bemühungen. Ihm genügt die Freude, schöpferisch dienen zu können.’

Als ich mich mit lebhaften Dankesworten von dem unermüdlich tätigen Weisen verabschiedete, dachte ich bei mir: ‚Ob sich die Fruchtbarkeit dieses genialen Geistes wohl jemals erschöpft?’

Die nachfolgenden Jahre brachten keinen Rückgang seiner Leistungen. Bose erfand ein neues, kompliziertes Instrument – den ‚klingenden Kardiographen’, mit dem er ausgedehnte Versuche an zahlreichen indischen Pflanzen anstellte und auf diese Weise eine Reihe nützlicher Heilmittel entdeckte. Der Kardiograph ist mit einer solchen Exaktheit konstruiert worden, daß er Zeiteinheiten von einer hundertstel Sekunde anzeigt. Seine Tonaufnahmen geben unwahrscheinlich winzige Schwingungen in den pflanzlichen, tierischen und

menschlichen Lebensformen wieder. Der große Botaniker sagte voraus, daß man seinen Kardiographen später dazu benutzen werde, Vivisektionen an Pflanzen anstatt an Tieren durchzuführen.

„Wenn man die Aufzeichnungen über die Wirkung eines Medikaments, das gleichzeitig einer Pflanze und einem Tier verabreicht wurde, miteinander vergleicht, gelangt man zu überraschend ähnlichen Ergebnissen“, erklärte er. „Alles, was im Menschen vor sich geht, ist bereits andeutungsweise in der Pflanze vorhanden. Deshalb werden die Versuche mit den Pflanzen dazu beitragen, sowohl die Leiden der Menschen als auch das der Tiere zu mindern.“

Später wurden Boses bahnbrechende Entdeckungen in der Pflanzenwelt durch andere Wissenschaftler ergänzt.“ (Yogananda, S. 91 – 95)